

Kommune

Versuch
der Revolutionierung
des bürgerlichen
Individuums

Kollektives
Leben mit
politischer Arbeit
verbinden!

Kommune 2

Versuch der Revolutionierung des bürgerlichen Individuums

**Kollektives Leben
mit politischer
Arbeit verbinden!**

Kiepenheuer & Witsch Köln

poCKET 27

Zweite Auflage 1973

©1971 by Verlag Kiepenheuer & Witsch Köln

Gesamtherstellung Proff & Co. KG Bad Honnef

und Butzon & Bercker Kevelaer

Umschlag Hannes Jähn Köln

Printed in Germany 1973

ISBN 3 462 00838 2

Inhaltsverzeichnis

I.	Einleitung (Kommune und Großfamilie)	7
II.	Die Entstehung der Kommune in der antiautoritären Bewegung	13
III.	Alltag in der Kommune: Lebensunterhalt, gemeinsame Kasse, Haushaltsplan – Grundlage für das freiere Zusammenleben	51
IV.	Gemeinsame Kindererziehung – auf dem Wege zum Kinderkollektiv	68
V.	Scheitern gemeinsamer politischer Praxis – das Problem der Erotisierung der Arbeit	112
VI.	Gruppenkonflikte und Lösungsversuche	156
	1. Abschnitt: Wie wirken sich Konflikte im Zweierverhältnis auf die Gruppe aus und wie hat sich die Kommune 2 damit beschäftigt?	167
	2. Abschnitt: Welche Konflikte entstanden zwischen den Alleinstehenden und der Gruppe und wie wurden sie bearbeitet?	192
VII.	Ausweg in die Gruppenanalyse	214
	1. Beginn der Reihenanalyse	214
	2. Die Bedeutung der Reihenanalyse für Gruppenkonflikte – das Problem der Gruppenautoritäten	224
	3. Die methodischen Probleme der Reihenanalyse	226
	4. Analyse und Zusammenleben	260
	5. Osterunruhen - Notstand; das endgültige Scheitern der Analyse	284
	6. Welche Konsequenzen haben wir individuell aus der Auflösung der Kommune 2 gezogen?	286
VIII.	Die neue Funktion von Kommunen für die sozialistische Organisation	306

Im August 1967 zogen 4 Studenten, 3 Frauen und 2 Kinder in Berlin-Charlottenburg in eine 7 1/2-Zimmer-Wohnung mit der Absicht, eine neue Form kollektiven Lebens zu probieren, die „die Befriedigung der eigenen individuellen Bedürfnisse mit dem politischen Kampf gegen die Quellen ihrer Unterdrückung“ verbinden sollte: Die Kommune II entstand. Ein Jahr lang machten ihre Mitglieder, die zum größten Teil aus der politischen Arbeit des SDS kamen, Erfahrungen, die für den Versuch revolutionärer Praxis in unserer Gesellschaft exemplarisch sind. Als das Experiment scheiterte, entstand daraus der vorliegende Bericht, der mit rigoroser Offenheit Rechenschaft gibt über die Schwierigkeiten, das „bürgerliche Individuum“ in Randgruppen ohne konkrete politische Zielsetzung zu verändern.

Der Alltag in der Kommune: die Arbeits-, Geld- und Konsumeinteilung, die Entwicklung von zwischenmenschlichen und sexuellen Beziehungen, das Erziehungskonzept für die Kinder werden exakt aus der jeweiligen Perspektive der Beteiligten beschrieben. Ebenso die Spannungen, die allmählich unter dem Druck, über die gemeinsame Arbeit psychische Störungen und eingeübte Verhaltensweisen zu überwinden, entstanden. Die Kommune wollte sich bewähren, aber eine unmittelbare politische Aufgabe fehlte. In diesem Vakuum bildeten sich neue autoritäre Strukturen, die in einem ununterbrochenen Reflexionsprozeß gemeinsam aufgefangen, diskutiert und am Einzelnen analysiert wurden. Die Verwandlung zur Itingruppe, die keine nach außen gerichtete politische Rolle mehr hat, ließ die Kommune schließlich zusammenbrechen.

Der anschließend verfaßte Bericht ist jedoch das Gegenteil eines Dokuments der Resignation. Hier werden Erfahrungen bereitgestellt, die gemacht wurden, um daraus zu lernen. Die Kommune wird grundsätzlich als eine positive Möglichkeit erkannt, eine freiere menschliche Beziehung ohne Schuld- und Angstgefühle und damit eine größere Kommunikationsfähigkeit zu entwickeln. Als Fazit bleibt jedoch, daß die „Alternativverfahren in Kommunen“ erst in Verbindung mit den „Alternativverfahren im politischen Kampf“ „Prozesse in Gang setzen, in denen die bürgerliche Ideologie und die individualistisch psychische Struktur nachhaltig überwunden würden“.

I. EINLEITUNG (KOMMUNE UND GROSSFAMILIE)

Vor zwei Jahren war die bloße Existenz einer Kommune ein Skandal. Das bloße Zusammenleben provozierte Massenmedien, Polizei und Justiz damals genauso wie das Durchbrechen der demokratischen Spielregeln im Straßenverkehr und an der Universität.

Zu Beginn der radikalen Studentenbewegung konnten die Kommunarden die kollektive Lebensform allein schon als politischen Akt begreifen. Denn in den grotesken Reaktionen auf die Kommunen wurde die Gewalt des Systems und seine Unterdrückungsmethoden sichtbar. Inzwischen haben die klügeren unter den kapitalistischen Ideologen begriffen, daß die Wohnkollektive nicht die Ausgeburt einiger verrückter Radikaler sind, sondern daß ihnen eine allgemeine gesellschaftliche Tendenz entgegenkommt.

Die Krise der bürgerlichen Familie ist zu oft beschworen worden, als daß sie hier beschrieben werden müßte. Die patriarchalische Familie hat die sexuellen Bedürfnisse der Menschen nie befriedigen können. Historisch brauchte sie stets die Ergänzung durch Prostitution und die sexuelle Ausbeutung Abhängiger. Die zunehmende Durchsetzung des kapitalistischen Warenprinzips in den menschlichen Beziehungen hat endlich dazu geführt, daß mit dem Schwinden der patriarchalischen Autorität die Sexualität als Ware in der Familie selbst gehandelt wird: in der Form des organisierten Partnertauschs.

Die Familie als Schutzraum, wo die kapitalistischen Gesetze von Konkurrenz und Ausbeutung nicht gelten sollten, hat es immer nur für einen Teil der Gesellschaft gegeben. Die ideologischen Leitbilder der Familie waren orientiert an den Verhältnissen der bürgerlichen Familie, dem, was heute „obere Mittelschicht“ heißt. Für das Proletariat gab es diesen Schonraum nicht, weil die materiellen Voraussetzungen für die Abgrenzung eines Intimbereichs fehlten. Bis auf kurze Zeitabschnitte der kapitalistischen Entwicklung und gewisse begünstigte Fraktionen des Proletariats, deren qualifizierte Kenntnisse auf dem Arbeitsmarkt gefragt waren, mußten Frauen und selbst Kinder meistens mitarbeiten, um das Existenzminimum für die Familie zu verdienen. Daran hat sich bis heute wenig geändert, wenn man nicht behaupten will, daß ein Kleinwagen oder ein Fernsehapparat oder eine halbwegs menschen-

würdige Wohnung zu den Luxusgütern gehöre, die ein Arbeiter nicht braucht.

Für die bürgerliche Familie hat die Ideologie vom „trauten Heim“ eine gewisse Gültigkeit besessen, solange der Familienvater noch vorwiegend selbständiger Eigentümer von Kapital war (Handwerksmeister, Kaufmann, Fabrikant). Der vor unmittelbarem gesellschaftlichen Zwang abgedichtete Bereich umfaßte auch die Erziehung und Ausbildung der Kinder. Wenigstens für den männlichen Nachwuchs hatte die Erziehung ihren Sinn in der Vorbereitung darauf, später das väterliche Erbe anzutreten. Mit dem Aufgehen des Besitzbürgertums im heutigen abhängigen Mittelstand hat die Familie ihre Erziehungsfunktion weitgehend eingebüßt. Diese wird heute von gesellschaftlichen Instanzen (Massenmedien, Schule) ebenso übernommen wie die früher private Vorsorge für Alter und Krankheit. Damit hat die totale Verwaltung der individuellen Interessen und Bedürfnisse endgültig die Familiensphäre durchsetzt. Von den Individuen wird in der Produktion und in den bürokratischen Institutionen seit langem gefordert, wie Automaten auf Signale reagieren. Dieses objekthafte Verhalten hat auch die Familie ergriffen. Es bedingt die zunehmende emotionale Verarmung, die Unfähigkeit der Menschen, miteinander kommunizieren zu können. Der Auflösungsprozeß des Intimbereichs Familie geht in die Richtung, die für die proletarische Familie immer schon bestand: die Gesetze der Produktion und des kapitalistischen Tausches setzen sich auch in den Familienbeziehungen durch.

Immer mehr Menschen beginnen deshalb, nach größeren Kollektiven zu suchen, in denen eine befreiendere soziale Kommunikation möglich ist. Diese praktische Kritik an der bürgerlichen Familie wird zur Zeit noch nicht von einer kämpfenden Arbeiterklasse vollzogen, die der verrottenden Institution ihre eigenen kollektiven Lebensformen entgegensetzt. Sondern die Bildung von Großfamilien und Kommunen wird noch vorwiegend von Angehörigen des Mittelstandes angestrebt. Die Trennung vom Klassenkampf in der Produktionssphäre überliefert diese Versuche der Gefahr, der manipulativen Integration des kapitalistischen Systems zu erliegen. Die aufgeklärten Vertreter des organisierten Kapitals plädieren nicht für eine offene Bekämpfung der neuen Lebensformen. Dadurch würde der Zusammenhang zur allgemeinen Unterdrückung sichtbar. Ihr Rezept heißt Partikularisierung

des Konflikts. Die Suche nach neuen Lebensformen wird als „Bedürfnis des modernen Menschen“ akzeptiert, aber jeder Zusammenhang zur Unterdrückung in der Produktionssphäre, in den Institutionen und zur brutalen Gewaltäußerung des Systems in der Dritten Welt systematisch verschleiert. Heute werden nur noch Kommunen, die an der politischen Auseinandersetzung teilnehmen, unterdrückt – die Großfamilie ist als neue Lebensform von den linksbürgerlichen Meinungsmachern anerkannt.

Selbst kritische Wissenschaftler, die der linken Bewegung wohlwollend gegenüberstehen, wie der Berliner Psychologe Helmut Kentler helfen bei dieser Verschleierung. Er schreibt:

„Auf lange Sicht können die Wohngruppen, wenn sie an Zahl beträchtlich zunehmen, zu einer grundlegenden Änderung unserer Gesellschaftsordnung führen, weil die Gewöhnung zahlreicher Menschen an herrschaftsfreie Kommunikation, an Kooperation und an Reflexion auch im öffentlichen Leben antiautoritäre Prozesse in Gang setzt, die sich letztlich demokratisierend auswirken müssen.“ (Pardon Nr. 5, Mai 1969, S. 43)

Wir können an eine solche Vernunft der Geschichte nicht mehr glauben, die sich gleichsam hinter dem Rücken der Betroffenen durchsetzt. Die Entfremdung des Menschen wurzelt zu allererst in den Produktionsverhältnissen. Das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Umwälzung dieser Verhältnisse kann nicht automatisch durch die Ausbreitung neuer Lebensformen entstehen, sondern nur, wenn die Wohnkollektive mit politischen Kollektiven in der Produktionssphäre und in den Institutionen organisatorisch verbunden werden. Wenn das nicht bewußt geschieht, dienen neue Lebensformen wie die Großfamilie nur der Entschärfung eines gesellschaftlichen Teilwiderspruchs und führen letzten Endes nicht zu einer Demokratisierung sondern nur zu einem etwas besseren Funktionieren des kapitalistischen Herrschaftssystems.

Wir unterscheiden deshalb Kommunen von den Großfamilien dadurch, daß jene über die Verweigerung gegenüber drückenden Familienformen hinausgehen und die Befriedigung der eigenen individuellen Bedürfnisse verbinden mit dem politischen Kampf gegen die Quellen ihrer Unterdrückung.

Das Bedürfnis, in größeren Wohnkollektiven zusammenzuleben, wird in den meisten Fällen daran scheitern, daß keine geeigneten Wohnräume zu finden sind. Nur in wenigen Städten wird es ähnlich günstige Bedingungen wie in Berlin geben, wo große Altwohnungen mit sechs bis neun Zimmern oder leerstehende kleine Fabrikräume zu erschwinglichen Preisen zu mieten sind. Das Profitinteresse, das im Kapitalismus den Wohnungsbau bestimmt, führt einerseits dazu, möglichst viele Menschen auf engstem Raum zusammenzupferchen, sie andererseits in winzigen Zellenwohnungen voneinander zu isolieren. Es folgt daraus einsichtig, daß eine Verwirklichung des Bedürfnisses nach freieren kollektiven Lebensformen massenhaft nur möglich ist, wenn durch Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden und des kapitalistischen Profitprinzips beim Wohnungsbau die Voraussetzungen für humanere Wohnverhältnisse geschaffen werden. Der Kampf dafür ist nicht isoliert zu führen vom Kampf um die Aufhebung des monopolkapitalistischen Eigentums an Produktionsmitteln überhaupt. Wenn aber dem kapitalistischen Prinzip von Konkurrenz, Ausbeutung und Vereinzelung das sozialistische Prinzip von Solidarität und kollektiver Lebensform entgegensetzt ist, so fragt sich, wie bürgerlich erzogene Menschen diese Eigenschaften erwerben sollen. Der Versuch, kollektive Lebensformen durchzusetzen, entwickelt eine eigene Dialektik, wenn er bewußt mit der Unterdrückung in anderen gesellschaftlichen Bereichen verbunden wird: Einerseits muß der Versuch, den Wunsch nach humaneren Kommunikationsformen durchzusetzen, zum Kampf gegen die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse führen. Andererseits verändert dieser Versuch selbst die bürgerlich strukturierten Individuen, so daß ihr Antrieb wie ihre Fähigkeiten wachsen, den antikapitalistischen Kampf aufzunehmen. (Diesen Prozeß der Veränderung hat unser Buch zum Thema.)

Ansätze zu kollektiven Lebensformen können auch da gemacht werden, wo zur Zeit keine Möglichkeit besteht, in Großwohnungen zusammenzuleben. Wenn Familien, die in einem Haus oder Wohnblock wohnen, reihum die Beaufsichtigung und Beschäftigung mit den Kindern organisieren, statt dies der Sorge der einzelnen Familie zu überlassen, wäre dies schon ein Schritt zur Kommune.

Dieses Buch beschreibt die fast zweijährige Geschichte einer Kommune in Westberlin. Sein zentrales Problem läßt sich zu der Frage

zusammenfassen: Wie können bürgerliche Individuen ihre bürgerliche Herkunft und ihre davon geprägte psychische Struktur soweit überwinden, daß sie zu einer kontinuierlichen Praxis befähigt werden? Unsere allgemeineren Schlußfolgerungen über die Funktion von Wohnkollektiven sind klassenspezifisch beschränkt. Sie lassen sich in dieser Form nicht auf Lehrlinge und Arbeiter übertragen, von denen in der beginnenden neuen Phase des Klassenkampfes auch eigene proletarische Lebensformen geschaffen werden müssen.

Ein großer Teil der Intelligenz ist heute einem Prozeß unterworfen, der ihre Lage dem der abhängigen Arbeiter ähnlich macht. Der Versuch, das Ausbildungssystem technokratisch auf die Verwertungsbedürfnisse des Kapitals hin umzustrukturieren, die Erwartung, im Beruf weitgehend unselbständige, gleichförmige Arbeit in Massenbüros und -laboratorien verrichten zu müssen, liefert die objektive Grundlage für eine Annäherung größerer Gruppen der jungen Intelligenz an die Arbeiterklasse. Ihre Erziehung und die ihnen in Oberschule und Universität indoktrinierte individualistische Ideologie macht es ihnen jedoch nach wie vor schwerer als dem größeren Teil der Industriearbeiter, kollektives Bewußtsein zu entwickeln. Das Leistungssystem der Ausbildung verstärkt den Mechanismus bürgerlicher Konkurrenz, den die Erziehung in Kleinfamilien in ihnen angelegt hat. Daher liegt ihnen der Rückgriff auf individuelle Psychologie näher als den Arbeitern. Sie werden immer mehr als Arbeiter dazu tendieren, ihre Unterdrückung psychisch auf die individuelle Unterdrückungsgeschichte in der jeweiligen Familie zurückzuführen als auf die kollektive Unterdrückung im Produktionsprozeß und in den Institutionen. Werden die Arbeiter vor allem durch ihre völlige materielle Abhängigkeit, den Zwang sich ständig zu den Bedingungen des Arbeitsmarktes verkaufen zu müssen, bei der Stange gehalten, so ist die Mittelklassen entstammende Intelligenz im höheren Maße durch Verinnerlichung der bürgerlichen Normen an das kapitalistische System gekettet. Ein großer Teil unseres Buches schildert den Versuch, diese verinnerlichten bürgerlichen Normen aufzulösen.

Wir haben das Problem nicht lösen können, durchgängige theoretische Kategorien zu entwickeln, mit denen wir diesen Versuch hätten erfassen können. Die Darstellung unserer Entwicklung schwankt daher in der Verwendung ihrer Begriffe. Eine revolutionäre Sozialpsychologie zu

entwickeln, mit der Veränderungsprozesse in kleinen Kollektiven adäquat beschrieben und analysiert werden könnten, ist weitgehend noch eine Aufgabe der künftigen Theoriebildung.

Die Heterogenität des Aufbaus erklärt sich zusätzlich aus der Art, wie dieses Buch entstanden ist. Als uns im Sommer 1968 klar wurde, daß wir in der damaligen Zusammensetzung nicht sinnvoll weiter zusammenleben könnten, unternahmen wir in den folgenden Monaten den Versuch, gemeinsam die Lernprozesse in der Kommune für uns zu systematisieren. Wir hofften, daß einige der Erfahrungen allgemeingültige Beweiskraft besitzen und faßten deshalb den Plan, sie zu veröffentlichen. Mit Ausnahme des 2. Kapitels, das die Zeit bis zum Auszug aus dem SDS-Zentrum schildert, sind die Kapitel nicht historisch aufgebaut, sondern gruppieren sich nach bestimmten Problemkomplexen. Sie enthalten deshalb unvermeidlich zeitliche Überschneidungen und Wiederholungen. Wir haben die einzelnen Kapitel jeweils kollektiv diskutiert und dann zu zweit oder dritt geschrieben. Das begründet die stilistischen Brüche.

Wir sind uns bewußt, daß das Versenken in die eigene Psyche und in die sublimen Verästelungen des individuellen Charakters in einer Ausbeuter-Gesellschaft einen Luxus darstellt. Aber nur das Privileg, zwei Jahre lang nicht arbeiten zu müssen, hat uns instand gesetzt, neue Formen des Zusammenlebens und der Erziehung auszuprobieren. Unsere Hoffnung ist, daß die Anstöße auf die politische Arbeit, die davon für uns selbst und für andere ausgehen, dieses Privileg nachträglich rechtfertigen.

II. DIE ENTSTEHUNG DER KOMMUNE IN DER ANTIAUTORITÄREN BEWEGUNG

In der ersten Phase der neuen sozialistischen Bewegung mußte die Idee der Kommune einen utopischen Charakter annehmen. Sie entstand zu einer Zeit, in der die neue Periode des Klassenkampfes in Westeuropa sich in sektenhaften Gruppierungen und in deren idealistischen Utopien schemenhaft erst ankündigte. Die konkreten Bedingungen des Klassenkampfes konnten in den Jahren 1965 bis 1968 noch nicht zeigen, was an den Ideen, die vor allem von kritischen Studenten ausgesponnen wurden, sich als historisch wirksam erweist. So ließen sich an das Projekt der Wohnkollektive vielfältige Illusionen knüpfen. In der Faszination der Kommune vereinigten sich die existenzielle Verweigerung gegenüber frustrierenden Studien- und Berufsbedingungen mit dem Ekel an der kapitalistischen Konsumwelt, das Gefühl unsäglicher Isolierung, vor dem die bürgerliche Familie keinen Schutz mehr bot, mit der Hoffnung auf psychische Befreiung, die Erkenntnis von der Brutalität des imperialistischen Systems, das zur Aufrechterhaltung seiner Herrschaft über die Völker der dritten Welt den technisierten Massenmord verfügte mit der Notwendigkeit einer Kampf-Organisation.

All diese verschiedenen Motive und Vorstellungen von Kommune fanden sich erstmals, wenn auch noch nicht unter dem Begriff ausdrücklich zusammengefasst, auf einem Diskusstreffen einer kleinen Gruppe im Juni 1966. In einem Landhaus an einem bayrischen See kamen damals neun Männer, fünf Frauen und zwei kleine Kinder zusammen. Die meisten von ihnen waren Studenten. Das Haus war der Landsitz eines Textilfabrikanten, dessen Sohn zu der Gruppe gehörte. Die 14 diskutierten eine Woche lang ununterbrochen darüber, unter welchen Bedingungen in Westeuropa eine revolutionäre Bewegung entstehen könnte. Alle hatten in Berlin oder in München an den ersten Aktionen der entstehenden antiautoritären Linken teilgenommen. Ihre gemeinsamen Erfahrungen waren bestimmt durch die Auseinandersetzung mit der marxistischen Theorie und die Verachtung für den bloß kontemplativen Seminar marxisten, der mit dem in SDS-Arbeitskreisen erworbenen kritischen Rüstzeug sein Philosophie- oder Soziologiestudium besser absolvierte.

Exkurs: Die Situation der Linken zu Beginn der antiautoritären Bewegung

Seit dem Ausschuß aus der SPD 1961 war der SDS im wesentlichen ein theoretisch arbeitender Club gewesen, der sich bemühte, eine theoretische Neubestimmung sozialistischer Politik zu finden. Eine konkrete Klassenanalyse als Wegweiser einer revolutionären Gesellschaftspraxis konnte in dieser Zeit nicht geleistet werden. Die Praxis des SDS blieb im Rahmen pazifistischer und linksliberaler Protestaktionen, die die Struktur des Verbandes nicht wesentlich berührten (zur Entwicklung des SDS vgl. den Aufsatz von Bernd Rabehl: Der SDS und die Strategie der direkten Aktion in Westeuropa, neue kritik Nr. 50, Oktober 1968).

Etwa 1964 begannen Studentengruppen in und außerhalb des SDS, theoretisch die Befreiungskämpfe der Völker in der dritten Welt mit den Bedingungen des Kampfes in den Metropolen zu vermitteln. Die ersten direkten Aktionen waren eine Kampfdemonstration gegen den Besuch der restlos kompromittierten imperialistischen Marionette Tschombe in Westberlin und eine illegale nächtliche Plakataktion gegen den Vietnamkrieg. Die hysterische Reaktion der staatlichen Bürokratien und die zynische Hetze der Westberliner Presse schufen für die linken Studenten erstmals den sinnlichen Zusammenhang zwischen der Unterdrückung in der dritten Welt und der in den Metropolen. In einem Informationsblatt (info 1) wurde dieser Zusammenhang des Kampfes – gegen alles bloß pazifistische Mitleiden – zum ersten Mal hervorgehoben:

„Die demokratisch aufrechte Gesinnung wird ihr Gewicht erst wieder gewinnen, wenn sie sich endlich an die richtige Adresse wendet, wenn sie erkennt, daß mit den Henkern im Weißen Haus nicht mehr zu disputieren ist. ‚Abzug der amerikanischen Truppen‘, ‚Freie Wahlen für Südvietnam‘, das sind Forderungen an den Vietkong, einen gerechten Frieden endlich zu erzwingen, Forderungen, die nicht hilflos bleiben in der Solidarität mit den Unterlegenen, die eine lahme deutsche Protestbewegung bis heute bejammerte, sondern die schlagkräftig werden in der Solidarität mit den Siegern, schlagkräftiger werden mit jedem abgeschossenen amerikanischen Flugzeug, mit jedem verbrannten Einberufungsbefehl. Was bis heute

versäumt wurde, in den Verurteilten, die sich erfolgreich zur Wehr setzen, uns selbst wiederzuerkennen und sie darum nicht nur mit Jammer abzusingen, das ist endlich zu leisten. Unser richtig verstandenes Interesse, das einsieht, daß jeder Sieg des Vietkong ein Sieg für unsere Demokratie bedeutet, ist die Triebfeder der folgenden Blätter.“ (SDS-Informationen über Vietnam und die Länder der Dritten Welt, Nr. 1, Berlin, Mai 1966)

Zwei Tage nach der Plakataktion flogen bei der ersten großen Vietnam-Demonstration am 5. Februar 1966 sechs Eier gegen die Fassade des Amerika-Hauses. In ihrer Speichelleckerei vor der „beleidigten Schutzmacht“ und ihrer geifernden Wut gegen die Demonstranten entlarvten sich die politischen Instanzen der Stadt eindeutig als Helfershelfer der amerikanischen Imperialisten. Die These von der Aufklärung in der Aktion hatte sich bestätigt. (Der Stellenwert dieser Aktionen wird beschrieben in Bergmann e.a.: Rebellion der Studenteten, rororo aktuell 1968. Dort findet sich auch eine theoretische Einordnung der direkten Aktionen in den Zusammenhang von Universitätsrevolte, staatlicher Bürokratie und Rückwirkung des Kampfes in der dritten Welt.)

Zum erstenmal hatte der enthüllende Effekt der Aktionen den bisher isolierten Gruppen die Möglichkeit gezeigt, Theorie und Praxis wieder miteinander zu verbinden. Dazu mußte jetzt dringend eine genaue Analyse der politökonomischen Zusammenhänge zwischen ehemals kolonialen Gebieten und den Metropolen erarbeitet werden, mußte geklärt werden, an welchen Widersprüchen der kapitalistischen Gesellschaft die Aktionen ansetzen konnten, welche Fraktionen welcher gesellschaftlichen Klassen zu mobilisieren waren. Unter dem Einfluß der aktivistischen Gruppen setzte sich der SDS in Westberlin das Ziel, in wenigen Monaten eine Analyse des Monopolkapitalismus zu erarbeiten. Ein Mammutarbeitskreis sollte sich mit den Tendenzen zur „Formierten Gesellschaft“ befassen.

„Unter dem selbstgesetzten Druck, diese Analyse in einem Vierteljahr leisten zu wollen, waren diese Studenten unfähig, das umfangreiche Material zu ordnen und für eine Revolutionstheorie zu verarbeiten. Sie begingen den alten Fehler, den Marx schon bei Proudhon kritisierte; sie folgten nicht der historischen Entwicklung

der Produktionsverhältnisse, sondern übernahmen die fertigen Kategorien und ökonomischen Dogmen, die die sozialistischen Theoretiker der verschiedenen historischen Epochen der kapitalistischen Entwicklung erarbeitet und hinterlassen hatten. Die Begriffe der verschiedenen Theoretiker wurden nicht als strategische Artikulationen der je bestimmten historischen Situation aufgefaßt, sondern als verselbständigte Elemente einer ‚revolutionären Logik‘ verwandt. Man zitierte die sozialistischen Theoretiker, nicht um den historischen Stellenwert ihrer Aussagen und Begriffe genau zu bestimmen, sondern als Ersatz für die eigene empirische Arbeit. Dabei hatte bereits damals, im Sommersemester 1966, die Hochschulrevolte die Erfolgchancen einer Praxis gezeigt, die sich auf die konkrete Aufarbeitung der Widersprüche, in diesem Fall des universitären Bereichs, stützen konnte. Einstweilen blieb deshalb für die über die Universität hinausgehende Praxis eine voluntaristische Identifikation mit den Revolutionären in der Dritten Welt, von denen man auch den Anstoß für die Umwälzung der eigenen Gesellschaft erwartete, der wichtigste Antrieb dieser Studenten.“
(Bernd Rabehl, *Rebellion der Studenten a.a.O. S. 164*)

Die zähe Geduld, an einem als richtig erkannten Ziel stetig zu arbeiten, die die Tugend des Revolutionärs ist, konnte damals von den aktivistischen Gruppen noch nicht aufgebracht werden. Die Unsicherheit, ob das Ergebnis die theoretische Anstrengung rechtfertigen würde, der Drang nach Bestätigung des eigenen Rebellentums in der Aktion, trugen mit dazu bei, daß der Arbeitskreis nach einem Semester abgebrochen wurde. Die Hochschulpolitik, das einzige Feld, wo die Theorie hätte mit den Aktionen wirklich verbunden werden können, wurde von den aktivistischen Gruppen damals noch zu sehr mit der gewerkschaftlichen Reformpolitik von Universitätsfunktionären gleichgesetzt; sie wollten daher die Entwicklung einer gesellschaftlichen Konfliktstrategie von der Universität her als das vorrangige Ziel ihrer Arbeit nicht akzeptieren. Der Anspruch einer existenziellen Verweigerung gegenüber dem kapitalistischen System bedeutete unter den damaligen Bedingungen für viele eine Unterbrechung oder den völligen Abbruch ihres Studiums. Das Scheitern des großangelegten Arbeitskreises „Formierte Gesellschaft“ vereitelte vorerst die theoretische Bestimmung neuer Praxisfelder. Die Enttäuschung darüber und das verzweifelte Suchen nach Ansätzen revolutionärer Praxis hatte die 14 Genossen in jenem Landhaus zusammengeführt.

Die erste „Kommune“-Diskussion

In den Diskussionen trat besonders stark ein Element in den Vordergrund: die romantische Identifikation mit den Guerillas der dritten Welt. Man fühlte sich durch Che Guevara oder Frantz Fanon aufgerufen, den Kampf zu beginnen. In einer fast mystischen Atmosphäre wurde nächtelang, ohne irgendeine Verbindung zur Außenwelt darüber diskutiert, ob der Augenblick des „Kairos“ gekommen sei, jene erfüllte Zeit der Religionsphilosophie, in der der einzelne zur existenziellen Entscheidung aufgerufen ist. Für die 14 Genossen bedeutete damals Kairos der Volkskrieg in Vietnam. Sie waren überzeugt, daß dort das Schicksal der ganzen Welt auf dem Spiel stehe, daß durch eine Niederlage des vietnamesischen Volkes die Weltrevolution um mindestens eine Generation zurückgeworfen würde. Da kein revolutionäres Subjekt in Westeuropa sichtbar schien, konnte man sich den eigenen Kampf nur in zwei Formen vorstellen: Entweder als „Agenten der Dritten Welt“ in Sabotagetrupps die Nervenpunkte der imperialistischen Kriegsmaschinerie anzugreifen oder selbst in Länder der Dritten Welt zu gehen und den Kampf an Ort und Stelle zu unterstützen.

Diesem romantischen Anspruch stand die ängstliche Frage gegenüber, ob man überhaupt individuell fähig wäre, den revolutionären Kampf aufzunehmen. In den Arbeitskreisen des SDS und des Westberliner Argument-Clubs hatten die aktivistischen Genossen einen entscheidenden Widerspruch gespürt: Mit dem Seminar marxismus korrespondierte eine isolierte Existenz, die das Private den Genossen nur in der Gemütlichkeit der Biertischatmosphäre mitteilen konnte, wenn sie sich nicht überhaupt in zynischem Ästhetizismus abkapselte.

Auf dem Treffen wurde daher vorgeschlagen, daß jeder auch etwas über seine privaten Probleme sagen sollte. Außerer Anlaß dazu war, daß Rudi Dutschke einige Tage später kam, weil seine Eltern ihn besucht hatten. Das schien dem großartigen revolutionären Anspruch, den die Gruppe an sich stellen wollte, ins Gesicht zu schlagen. Wegen der Eltern, Repräsentanten der bürgerlichen Autorität, die man bekämpfen wollte, durfte niemand zu einem so wichtigen politischen Treffen zu spät kommen. Das meinten vor allem die Münchener. Und sie versuchten auch, die psychische Abhängigkeit in diesem Verhalten

nachzuweisen. Ein Revolutionär, der beflissen darauf bedacht sei, seine Eltern nicht durch unbürgerliche Kleidung und Haarschnitt vor den Kopf zu stoßen, sei eben noch weitgehend seiner bürgerlichen Herkunft verhaftet. Diese irrationale Abhängigkeit gälte es aufzudecken. In ihrer Gruppe hatten die Münchener bereits versucht, psychoanalytische Kategorien auf gruppendynamische und individuelle Probleme anzuwenden.

Das Laienhafte dieser Methode, private und politische Probleme in Diskussionsform zusammen zu behandeln, war offenbar. Die Verwendung von psychoanalytischen Versatzstücken in der Diskussion verstärkte nur die inquisitorische Atmosphäre, in der niemand etwas von seinen persönlichen Problemen preisgeben wollte. Der detektivische Scharfsinn, mit dem einige versuchten, den individuellen Rationalisierungen auf die Spur zu kommen, wurde schon damals als „Psychoterror“ ironisiert. Die Tendenz, psychoanalytisches Wissen repressiv in der Gruppe einzusetzen, ist auch heute noch in Studenten- und Schülergruppen zu beobachten. Mehrere Genossen weigerten sich deshalb von vornherein, etwas über sich zu erzählen. Der Versuch, die persönliche Existenz auf diesem Wege mit der politischen Diskussion zu vermitteln, mußte abgebrochen werden. Ebenso ergebnislos blieben die Diskussionen über die Richtung einer neuen politischen Praxis. Doch die auf diesem Treffen entwickelte Problematik des Verhältnisses zwischen politischem Anspruch und bürgerlicher Existenz verschwand seitdem nicht mehr aus der Diskussion. In einer konkreteren Form wurde sie im Herbst 1966 in einer größeren Gruppe von Genossen entfaltet, aus der sich später die zwei ersten Kommunen entwickelten.

Die Praxis selbst setzen

Nach der Jahresdelegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt bildete sich Anfang September in Westberlin eine Gruppe von 25 bis 30 vorwiegend jungen SDSlern, die versuchten, das revolutionäre Pathos ernstzunehmen. Fünf Teilnehmer der oben angeführten Diskussion gehörten zu den Initiatoren. Zu der Gruppe, die sich außerhalb des SDS traf, stieß Ende September Dieter Kunzelmann von der Münchener Gruppe, kurze Zeit später kam Rudi Dutschke dazu.

Die Diskussionen über eine mögliche politische Praxis waren beherrscht von einem heute nur noch schwer vorstellbaren Voluntarismus. Ein großer Teil der Gruppe stellte sich vor, daß bewußte Gruppen den gesellschaftsverändernden Kampf aufnehmen könnten, wenn innerhalb dieser Gruppen eine enge Solidarität herzustellen wäre. Diese engverschworenen Kampfgemeinschaften wurden bald nach amerikanischen Vorbildern Kommunen genannt, ohne daß sie schon eindeutig mit Wohnkollektiven identifiziert worden wären. Diese Vorstellungen spiegeln sich in einem Beitrag von Bernd Rabehl auf einer dieser internen Diskussionen im November 1966 wieder:

„Unser Ziel ist das Setzen der Kommune. Setzen der Kommune ist die Voraussetzung von Praxis. Anarchistische Praxis ist die Zerstörung von Theorie. Wir haben uns vorgenommen, keine Tendenzanalyse mehr zu machen. Das bedeutet, daß Praxis augenblicklich möglich ist. Die vergangenen anarchistischen Bewegungen sind daran gescheitert, daß die Zeit noch nicht erfüllt war. Historisch gibt es jetzt erstmals eine Möglichkeit für uns.“

Die Ablehnung der Theorie betraf die dogmatischen Lehren in ihrer reformistischen oder parteikommunistischen Variation, wonach die Revolution entweder vom objektiven Wirken der kapitalistischen Widersprüche oder von der ökonomischen Überflügelung der kapitalistischen Staaten durch die Sowjetunion zu erhoffen sei. Aber in den Diskussionen wurde auch nicht immer die gefährliche Tendenz vermieden, jede theoretische Anstrengung der selbstgesetzten Praxis unterzuordnen. In der Auffassung der kapitalistischen Ökonomie als eines vom Wirken des Klassenwiderspruchs unabhängig gewordenen Apparates wird der Einfluß sichtbar, den die Ideen Herbert Marcuses damals auf die Diskussionen innerhalb der kleinen Studentengruppen hatten. Die theoretischen Rebellen von 1966 hofften nicht mehr darauf, daß der ökonomische Prozess das revolutionäre Subjekt produziere, wie Marx es aus der Analyse des Produktionsprozesses gefolgert hatte. Schon in den vorhergehenden kleinen Gruppen war das subjektive und aktive Element der Marxschen Revolutionstheorie betont worden.

Viele folgerten mit Marcuse, daß der antagonistische Widerspruch der kapitalistischen Gesellschaft in der Produktionssphäre nicht mehr erfahrbar sei, sondern nur außerhalb und gegen ihn. Deshalb könnten

nur herausfallende Randgruppen den revolutionären Kampf führen. Die Randgruppen-Theorie lieferte damals den isolierten Grüppchen die Rationalisierung für den Mut, das scheinbar unbewegliche Gesellschaftsgebäude anzugreifen, das sich in den Jahren der ökonomischen Rekonstruktionsperiode und der antikommunistischen Block-Ideologie etabliert hatte. Die Theorie ist inzwischen offenkundig von den aufbrechenden Klassenwidersprüchen und durch die Praxis der linken Bewegung, die sich immer mehr auf die Arbeiterklasse richtet, widerlegt worden. Aber damals erfüllte sie wahrscheinlich eine objektive Funktion, indem sie die unentbehrliche Begründung für die trotzig Herausforderung lieferte: Die Wirklichkeit ist reif für die Revolution. Wir brauchen nicht länger zu warten auf Rückwirkungen der revolutionären Bewegungen der Dritten Welt.

Endlich anzufangen, nicht mehr warten zu wollen – darin waren sich alle in der Gruppe einig. Aber über die Form der Praxis bestanden nur unklare, widersprüchliche Vorstellungen. In den nächtelangen, leidenschaftlichen Diskussionen hatte sich sofort wieder die aus den SDS-Arbeitskreisen vertraute Situation hergestellt: die Aufteilung in Wortführer und Akklamateure, Interpreten und Interpretierte, Produzierende und Konsumenten. Die Schweigenden empfanden ihr Unvermögen, zur gemeinsamen Arbeit beizutragen, als subjektiven Mangel, ihre Unfähigkeit erschien als privates Problem – als psychische Hemmung, die in den Debatten unter dem Schlagwort „Autoritätsproblem“ verhandelt wurde. Anders als im SDS war man sich hier darüber einig, daß man diese Probleme nicht beiseite schieben dürfte.

Wenn einer den ganzen Abend lang sich nicht an der Diskussion beteiligte, kam irgendwann doch ein anderer auf den Einfall, ihn zu fragen: „Warum sagst Du denn nichts?“ Oder wenn jemand sichtbar niedergeschlagen oder traurig war, fand sich meistens einer, der nach zwei, drei Stunden die Debatte unterbrach: „Ich finde es Scheiße, daß hier so abstrakt diskutiert wird, während es einem so dreckig geht.“ Bei den hilflosen Versuchen, darauf einzugehen, stellte sich schnell heraus, daß es fast nie möglich war, das persönliche Leid über seinen unmittelbaren Anlaß hinaus auch nur mitzuteilen. Deshalb kamen einige auf die Idee, jeder müsse jeden besuchen, mit ihm allein reden, um das Mißtrauen abzubauen und sich gegenseitig verstehen zu lernen. Dieser Vorschlag konnte seinen eigenen Anspruch, die bürgerliche

Intimsphäre unter den Genossen aufzuheben und die persönliche Problematik verständlich zu machen, nicht verwirklichen, weil Privatbesuche nur die bürgerliche Klatsch- und Intrigenatmosphäre reproduzieren. Den meisten war damals schon klar, daß die individuellen Verklebungen der bürgerlichen Vorgeschichte nur in der gemeinsamen zukünftigen Arbeit aufgehoben werden könnten.

Die gemeinsame Praxis wollte die Gruppe in einer neuen Form von Arbeitskreisen im SDS beginnen, einem Colloquium, in dem die artikulierten persönlichen Interessen und Probleme in die Diskussion über die neue Praxis mit eingebracht werden sollten. Auf der ersten Landesvollversammlung des Wintersemesters wurde der Berliner SDS durch die Kommunegruppe in das Chaos gestürzt, das ihn für ein dreiviertel Jahr durcheinanderschüttelt hat. Mitten in der Diskussion über die Arbeitskreise des neuen Semesters erhob sich ein Mädchen und verlas mit überlauter Stimme das folgende „Programm“:

„I. Das Colloquium versteht sich als Teil der Praxisdiskussion im SDS. Ein festes Programm können wir nicht vorlegen. Es sollen noch einmal die bisherigen Praxisversuche im SDS (Plakataktion, Informationen Nr. 1 und die Erfahrungen des Formierten Arbeitskreises) diskutiert werden. Die Plakataktion und info 1 waren Versuche, politische Praxis hier, weitergehend als vorher und nachher, zu vermitteln mit der revolutionären Bewegung in der Dritten Welt. Gemessen mit den Kategorien der marxistischen Analyse erschienen diese Versuche als unverantwortlich. Das Colloquium wird in den Mittelpunkt seiner Diskussion die Frage stellen, inwieweit die Tendenzanalyse als klassische Form des heruntergekommenen Marxismus noch imstande ist, den Weg zu revolutionärer Praxis zu zeigen.“

„Provos“ und „fuck for peace“ sind unserer eigenen Existenz näher als die revolutionären Bewegungen der Dritten Welt, die für den SDS zum Gegenstand der Betrachtung gemacht worden sind, weil eigene Praxis als unmöglich erscheint. Wenn „Provos“ und „fuck for peace“ wirklich Praxis machen, dann sind sie mit dem allgemeinen Emanzipationsprozeß der Beherrschten konkreter vermittelt als durch die Rückwirkungen, welche die marxistische-positivistische Tendenzanalyse der Neo-Imperialismus-Theorie sich erhofft.“

II. Konkret sieht das so aus: Wir treffen uns 14tägig Sonntags um 18 Uhr im Zentrum. Erste Sitzung am 20. November. Die bisherige SDS-Arbeitskreis-Praxis zeigt, daß es Scheiße ist, wenn drei Mann für 30 Leute ein Programm durchziehen. Deshalb ist in unserem Colloquium jeder Beteiligte Arbeitskreisleiter. Bisher sind es 18.“

Daß die Vorleserin sich bei der marxistisch-positivistischen Tendenzanalyse verhaspelte, hatte seinen Grund: Der Text war ihr erst kurz vor der Versammlung in die Hand gedrückt worden. Gemacht hatten ihn drei männliche Genossen. Dadurch, daß eines der sonst zum Schweigen verdamnten Mädchen diesen Text vortrug, sollte der Anspruch auf die mögliche Emanzipation der Frauen und Unterdrückten im SDS deutlich gemacht werden. Dieser Taschenspielertrick mußte sich natürlich schnell entlarven: Das Mädchen setzte sich nach dem Vorlesen völlig verwirrt hin und sagte bei der anschließenden Diskussion über den Text überhaupt nichts mehr.

In dem Ankündigungstext sind die Elemente enthalten, die durch die Kommune-Gruppe in den SDS hineingetragen wurden: Provokation als Mittel (zunächst gegen die eigenen Genossen), Anspruch auf subjektive Befreiung, Kritik einer unpraktischen Theorie. Die Verwirrung im SDS durch das Auftauchen der Kommune-Gruppe ist heute nur schwer verständlich. Die damalige lockere Verbandsstruktur, die nur durch Semester-Arbeitskreise und einen zweiköpfigen Vorstand nebst Beirat gebildet wurde, mußte jedoch durch das Auftauchen einer Gruppe, die erstmals die Praxis zu ihrem Organisationsprinzip machen wollte, schwer erschüttert werden.

In der Diskussion über das Colloquium gelang es den älteren Genossen nicht, das äußerst dürftige Programm zu zerpfücken. Zwar wurde erschreckend deutlich, wie wenig die Kommune-Gruppe in der Lage war, ihren eigenen Anspruch auf Emanzipation ihrer Mitglieder auch nur ansatzweise einzulösen. Trotzdem genügte es, ihn selbstbewußt zu erheben, um viele, vor allem jüngere Genossen zu faszinieren. Das vage Versprechen der Kommune-Gruppe erschien als Verheißung, sich von persönlichen Schwierigkeiten befreien zu können, ohne den mühseligen Weg durch die Bände des Marxschen ‚Kapitals‘ gegangen zu sein.

In den SDS- und Argument-Arbeitskreisen der vorhergehenden Jahre war die kritische Theorie wesentlich als Rationalisierung der eigenen leidvollen Existenz angeeignet worden. Der Seminarmarxismus konnte keine Anweisung zum politischen Handeln geben, die individualisierte Betätigung im Arbeitskreis wurde dagegen noch selbst als politische Aktion rationalisiert. Die Emanzipation vom individuellen Leid durch die Anstrengung theoretischer Akkumulation erschien von dem Augenblick an vielen als sinnlos, als die Möglichkeit aufblitzte, durch kollektive Aktionen sich praktisch-sinnlich von den miesen Existenzbedingungen der Gesellschaft zu befreien.

Das Colloquium verhiieß jedem, endlich im Kreise der Genossen mitreden zu können, indem man von dem sprach, was sonst als privat tabuiert war: Spaß und Sexualität. Das – so schien das Versprechen der holländischen Provos und der amerikanischen subkulturellen Bewegung – sollte politisch sein und damit dem selbstgesetzten Leistungsanspruch und gleichzeitig dem Emanzipationsbedürfnis von diesem genügen. Gegen dieses versprochene Wunderland wirkten die Versuche, das dürftige theoretische Fundament des Kommune-Colloquiums zu zerfetzen, als altväterliche Grille der bisherigen SDS-Autoritäten. Die großen Erwartungen, die vor allem bei jüngeren Genossen erweckt waren, wurden allerdings jämmerlich enttäuscht. Für die Praxisdiskussion gab es überhaupt keinen neuen Ansatz. Auch die Aufforderung, jeder solle doch einmal von seinen Problemen sprechen, förderte angesichts der ja nicht aufgehobenen psychischen Ängste nur Banalitäten zutage. Das Colloquium entschlief nach zwei Sitzungen. Die Gruppe merkte, daß die bloße Diskussion keinen Weg darstellte, die privaten Probleme in die politische Arbeit mit hineinzunehmen. Erst in den folgenden Aktionen zeigte sich eine brauchbare Möglichkeit der Vermittlung.

Die Kommune-Aktionen

Die Erste Aktion der Kommune-Gruppe war die Sprengung einer Diskussion des Asta und der Studentenschaft mit dem Rektor der „Freien Universität“ Berlin, Prof. Lieber. So sah der „Überfall“ auf Studenten und Professoren in der Presse aus:

Mit Mao für die freie Liebe

„Rotgardisten“ sprengten Diskussion an der FU

Eigenbericht „Der Abend“

BERLIN, 28. November



Auf rotem Untergrund, golden abgehoben, lächelte Mao Tse-tung. Die „Rote Garde“ des Berliner „Sozialistischen Deutschen Studentenbundes“ (SDS) stürmte mit diesem chinesischen Import am Jackenrevers das Podium im Theatersaal der Freien Universität. Mit dieser bewußt anarchistischen Aktion sprengten sie die schon zweistündige Diskussion des FU-Rektors Lieber mit etwa 600 Studenten über die Studienreform am Sonnabendvormittag. Zornesbleich verließ Lieber den Hörsaal und AstA-Chef Nevermann erklärte die mit soviel Spannung erwartete Versammlung für geschlossen.

Die kleine „rote“ Gruppe eroberte das Mikrofon und verlas ihr kurz vorher unter den Studenten verteiltes Pamphlet.

„Wir müssen uns herumschlagen mit schlechten Arbeitsbedingungen, mit miserablen Vorlesungen, stumpfsinnigen Seminaren und absurden Prüfungsbestimmungen. Wenn wir uns weigern, uns von professoralen Fachidioten zu Fachidioten ausbilden zu lassen, bezahlen wir mit dem Risiko, das Studium ohne Abschluß beenden zu müssen.“

Sie protestierten lautstark gegen die „Fabrik Universität“, die „Disziplinierung der Studentenschaft“ und gegen die „bornierte Arroganz des Akademischen Senats“. Und auch den Allgemeinen Studenten-Ausschuß vergaßen sie in ihrer Polemik nicht. „Fünf Monate Kollaboration“ mit den Autoritäten der Universität wird ihm vorgeworfen.

Ihre Forderungen kommen schnell: Die Studenten, „die diese Freie Universität nicht mehr aushalten, die sich mit ihr nicht mehr arrangieren wollen, die sich bewußt verweigern“, sollen sich zu einem „Syndikat“ zusammenschließen und gewerkschaftlich mit Streiks und Kundgebungen ihre Ziele und Interessen gegen alle durchsetzen.

Wie schon im Januar, als anonyme Anti-Vietnam-Plakate an Häuserwänden auftauchten, kommt auch dieses Flugblatt — wiederum anonym — aus der gleichen linken Ecke.

Es ist eine etwa 30 bis 40 Mann starke Gruppe innerhalb des 200 Mann starken Berliner SDS. Sie klagen ihren eigenen Verband an, daß er schon zu bürokratisiert sei, um überhaupt noch politisch aktiv sein zu können. Selbst solche Linksaußen wie der ehemalige AstA-Vorsitzende Lefèvre werden von ihnen als „Rechtsabweichler“ deklariert.

● Ihre Komplexe wollen sie, wenn möglich, in einer Berliner „Kommune“ abregieren. Alle ihre Mit-

glieder sollen die Universität verlassen, in die Fabriken gehen und Geld verdienen. Davon wollen sie sich dann ein Haus kaufen, um dort die „Kommune“ mit freier Liebe und Parteilichung zu verwirklichen. Ausbilden wollen sie dort „Provos“, die dann in die Gesellschaft geschickt werden, um Störaktionen zu inszenieren. So soll das Schwungrad der Revolution in Deutschland in Bewegung gesetzt werden.

Man könnte ohne weiteres über diese kleine Minderheit, die sich vom SDS abspalten will, zur Tagesordnung übergehen. Doch tritt sie genau zu einem Zeitpunkt auf, da sich die organisierte Studentenschaft in der denkbar schlechtesten Verfassung befindet. Der Konvent zum Beispiel wurde von Semester zu Semester qualitätsärmer und brauchte letztlich volle drei Sitzungen, um nur fünf nebensächliche Tagesordnungspunkte zu bewältigen. Initiativen sind aus diesem Gremium schon lange nicht mehr zu erwarten. Schaut man sich um, ob irgendwo ein profiliertes Nachfolger für den jetzigen AstA-Chef Nevermann, dessen Amtszeit bald abläuft, zu finden ist, so fällt der Blick ins Leere.

Zur gleichen Zeit, da alle politischen Hochschulgruppen einen Mitgliederzuwachs melden, fehlen in der studentischen Selbstverwaltung qualifizierte Studenten, die bereit sind, sich für Hochschulfragen zu engagieren.

Sollte sich diese Resignation und Enttäuschung der Studenten weiter ausbreiten, vielleicht sogar radikale von links und rechts, die statt einer Universitäts- eine Professorenreform verlangen, dank ihrer Lautstärke die Oberhand gewinnen, so wird die Lage für alle Beteiligten höchst unerquicklich.

► Die politischen Parteien sollten daher aufhören, ihre Studentenverbände immer nur grobväterlich zu ermahnen oder auszustoßen, sondern mit ihnen diskutieren, ihr politisches Leben dadurch für alle Studenten attraktiver machen, damit eine Brücke zwischen den Generationen schlagen.

Die Professoren sollten die Studenten, dort, wo es möglich ist, ernster nehmen und sachliche Zusammenarbeit auf Hochschulebene ermöglichen.

Der Konvent, das studentische Parlament, sollte sich endlich reformieren, um ein größeres Gewicht zu erhalten, und nicht alle Entscheidungen dem AstA allein überlassen.

Studenten, die dazu fähig sind, sollten sich mehr als bisher für die Arbeit der Studentenvertretung zur Verfügung stellen.

Denn sonst könnte es zu einer gefährlichen Entwicklung kommen. Nicht nur die „Rotgardisten“ stehen bereit, für die nächsten Konventswahlen vom 7. bis 9. Dezember hat sich bereits ein aktives studentisches NPD-Mitglied um Sitz und Stimme beworben. Ulrich Eggestein

So hat Eike den „Terrorakt“ in Erinnerung:

Als wir am Abend vorher das Fachidioten-Flugblatt entworfen hatten, hatte ich mich bereiterklärt, es im Audimax zu verlesen. Ich hatte noch nie vor einer so großen Versammlung gesprochen. Natürlich war ich nervös, verspürte jenes hohle Gefühl im Bauch, das ich von Prüfungen her kannte. Eigentlich war es nicht Angst vor dem Schwätzer auf dem Podium – einer von der Sorte, vor denen ich früher geschwitzt hatte, für die ich gebüffelt hatte, von deren Lob oder Tadel mein Selbstgefühl abgehängt hatte. Der Kerl da oben war mir ziemlich egal. Ich hatte nie mit ihm im Seminar zu tun gehabt. Sicher, wir alle waren wütend über diese stumpfsinnigen Charaktermasken, deren idiotische Anforderungen uns so sinnlos erschienen. Aber jetzt hatte ich eher Angst, vor den Genossen zu versagen. Vor ihnen wollte ich mich bewähren. Ihretwegen saß ich während der zweistündigen Diskussion so erstarrt in einer der ersten Reihen, hörte kaum hin, wie der Fachidiot dort oben die Studenten für dumm zu verkaufen suchte, indem er auf alle konkreten Fragen nach einer Reform des Studiums immer nur ausweichend antwortete. Ich wartete, daß die Genossen die Flugblätter verteilten. Das war das Signal, der Startmechanismus, der einen vorher aufgezogenen Apparat in Gang setzte. Ich stand auf, ging in dem ausbrechenden Tumult zur Bühne, nahm der Magnifizenz das Mikrofon von der Nase (später hieß es, es sei ihr entrissen und erobert worden; damals waren die Professoren von solchen Akten der Rebellion gegen die sakrosankte Autorität noch viel zu erschüttert, um physisch reagieren zu können), ich verlas mechanisch den Text des Flugblattes. Das Mikrofon wurde abgestellt, ich brüllte den Text herunter. Jemand rempelte mich an, ich las, brüllte, betonte jedes Wort, las bis zum letzten Satz – ein programmierter Automat. Im Chaos verließ ich den Saal, unfähig noch einen Satz zu sagen, der nicht auf dem Papier stand. Ich fühlte mich elend.

Dieser erste, nicht mehr intellektuelle Akt der Auflehnung war für mich nur dadurch möglich gewesen, daß ich die anzugreifende Autorität gegen die Gruppenautorität vertauscht hatte. Es war eine zwanghafte Rebellion. Aber für mich war damals zunächst nur diese möglich. (Heute brauche ich keine vorgedruckten Texte mehr, um in Massenversammlungen etwas zu sagen. Die zwei Jahre kollektiver Erfahrungen in der linken Bewegung und in der Kommune haben

einiges von der Autoritätsangst gelöst, auch gegenüber der eigenen Bezugsgruppe. Doch davon wird später zu handeln sein.)

Für den 10. Dezember 1966 hatte die Kampagne für Abrüstung eine Demonstration gegen den Vietnam-Krieg angemeldet. Die Manifestation sollte – nach Absprache mit der Polizei – durch eine menschenleere Umgehungsstraße führen, wo die Demonstranten ihre Transparente den leeren Hauswänden hätten zeigen können. Mit anderen Genossen aus dem SDS bereitete die Kommune-Gruppe sich vor, diese Farce zu entlarven, die scheindemokratischen Regeln zu durchbrechen. Fast alle Demonstranten waren bereit, den durch Flüsterpropaganda verbreiteten Plan, von der genehmigten Route abzuweichen, zu befolgen. Die Polizei wurde überrascht. Es gelang ihr aber, den größeren Teil des Zuges auf die ursprüngliche Route zurückzuprügeln, weil die Demonstranten sich in ohnmächtiger Wut um jeden prügelnden Polizisten ballten, statt sich zu zerstreuen und – wie verabredet – an bestimmten Punkten blitzschnell wieder zu konzentrieren. Die ohnmächtige Fixierung an die Staatsautorität verhinderte den vollen Erfolg der neuen Demonstrationsform.

Gegenüber dem militärisch gedrillten Westberliner Polizeiapparat konnten Protestdemonstrationen, die auf der Beweglichkeit und bewußten Selbständigkeit der einzelnen Demonstranten beruhten, erfolgreich sein. Das hatten die Provos in Holland gezeigt. Am 17. Dezember wollte man die neue Taktik in verbesserter Form auf dem Kurfürstendamm erproben. Die Demonstranten sammelten sich in Gruppen, um beim Herannahen der Polizeiketten einzeln, als harmlose Passanten getarnt, zu verschwinden. Wie gehemmt auch immer die meisten Genossen sich dabei verhielten, die Spaziergangsdemonstration war erfolgreich, weil die Polizei in ihrem blindwütigen Knüppeln und Einkassieren von Passanten, von denen mehr als die Hälfte keine Demonstranten waren, die liberale Öffentlichkeit erschreckte.

Die intensive Kommunediskussion

Die Praxis der Aktionen hatte gezeigt, daß der Ausbau einer systematischen Strategie größere Verbindlichkeit und Organisation verlangte. Zum erstenmal wurden die gemeinsamen Erfahrungen zum Gegenstand der Arbeit gemacht, um daraus die neuen Praxisformen zu entwickeln. Die Kommunegruppe wollte über die gemeinsamen Demonstrationen ein Informationspapier herstellen. Das Papier sollte in mehreren Untergruppen zu fünf oder sechs Leuten mit gleicher Beteiligung aller erarbeitet werden.

Es stellte sich heraus, daß jeder Satz dem Kollektiv abgerungen werden mußte, so daß bald niemand mehr Lust hatte, weiterzumachen.

Ein anderes Ereignis brachte die uneingestandene Illusion, die psychische Struktur in Schnellkursen verändern zu können, endgültig zum Einsturz. Zum 1. Januar 1967 hatte die Gruppe endlich eine große Wohnung gefunden, nachdem der ursprüngliche Plan, ein ganzes Haus zu mieten, als unrealistisch fallen gelassen worden war. Auf einer Plenardiskussion am Silvesterabend hatten sich 12 Leute bereiterklärt, einzuziehen. Am nächsten Morgen machte ein Teil von ihnen diesen Entschluß wieder rückgängig: Auf der gemeinsamen Sitzung hatte die Angst, von der zukünftigen kollektiven Lebenspraxis ausgeschlossen zu sein, alle Widerstände verdrängt. Am nächsten Morgen aber entdeckten fünf aus der Gruppe: Die Angst, den psychischen Schutz einer eigenen Wohnung aufgeben zu müssen, war noch größer. Mißtrauen und Angst vor den Genossen waren vier Monate lang unter dem Mantel abstrakter Einigkeit gegen die bisherige Form von Politik und theoretischem Lernen versteckt worden. Die erste Probe aufs Kommune-Exempel hatte den falschen Konsensus zerrissen.

Die Mitglieder der Kommunegruppe erfuhren noch einmal die Spannung zwischen dem Anspruch ihrer revolutionären Tätigkeit und der Isolation ihrer bürgerlichen Existenz und Charakterstruktur. Sie begannen damals zu begreifen, welche ungeheure Aufgabe die Veränderung des bürgerlichen Menschen sein würde. In den beiden Dezemberdemonstrationen auf dem Kurfürstendamm hatten sie gelernt, wie hart einem der antiautoritäre Spaß ankam. Die Polizei mit Konfetti und Happenings lächerlich zu machen oder auf dem Spaziergangsprotest

sich als Passanten zu einer öffentlichen Weihnachtsfeier zu versammeln, wurde von den meisten nur als instrumentales Mittel der politischen Praxis verstanden. Sich selbst auf der Straße zu bewegen, wie man gerade Lust hatte, um dadurch die Autorität der Polizei zu unterlaufen, dieses Moment subjektiver Selbstbefreiung hatte seine Bedeutung nur am Rande. Der Spaß wollte auch keinem recht glücken. Das Lachen gerann den Genossen nur zum Grinsen, Fröhlichkeit kam erst auf, wenn man sich vor der Polizei in ein Cafe gedrückt hatte.

Wie schwerfällig der Protest sich auch ausdrückte: Die Aktionen waren politisch erfolgreich, weil der auf Bürgerkrieg trainierte Westberliner Polizeiapparat bürokratisch so erstarrt war, daß er auf die neuen Demonstrationsformen nur mit zielloser Gewalttätigkeit reagieren konnte. In dem Maße, in dem die staatlichen Bürokratien selbst lernen, indem sie sich auf die „Neue Linke“ als Realität einstellen (auf der Straße mit flexibleren Polizeimethoden, an der Universität mit integrativen Reformvorschlägen), können nur Kollektive, in denen die Individuen wenigstens teilweise ihre Angst überwinden können, wirklich effektive Aktionen gegen den Staatsapparat führen. Aber diese Kollektive hatten sich noch nicht entwickelt.

Auf den Besprechungen im Anschluß an die Aktionen auf der Straße zeigte sich das: Der Versuch, die Erfahrungen von der Straße gemeinsam zu besprechen, erwies sich als unmöglich. Die neuen Aktionsformen hatten noch keine veränderten Individuen hervorgebracht. Die Situation bei der Demonstration war von jedem individuell verschieden, nicht kollektiv erfahren worden. Deshalb konnte man auch nicht wirklich kollektiv darüber sprechen; es diskutierten nur die alten Autoritäten, die ihre persönlichen Erfahrungen nur auf einem solchen Abstraktionsniveau wiedergeben konnten, daß die anderen ihre konkrete Situation darin nicht wiederfanden. Das gelang nicht einmal in den kleinen Kollektiven der Kommunegruppe, wie wir schon dargestellt haben.

Exkurs: Ichschwäche und Verweigerung

Wenn die Arbeits- und Verhaltensschwierigkeiten der Linken – besonders die von ihnen selbst betonten sexuellen Schwierigkeiten – immer wieder als „Neurosen“ bezeichnet werden, scheint es nötig, hier

den richtigen Zusammenhang herzustellen. Dabei muß man ausgehen von der durchschnittlichen sozialen Charakterstruktur des Kleinbürgers, wie es Fromm in „Autorität und Familie“ oder Reich in der „Charakteranalyse“ gemacht haben.

Das Individuum ist in der kapitalistischen Gesellschaft zu einer realen Hilflosigkeit verdammt, in dem das Ich ohnmächtig den ständig unterdrückten Triebansprüchen des Es auf der einen und einem angsteinflößenden Über-Ich auf der anderen Seite ausgeliefert ist. Nur durch Identifikation mit den als Schicksal erfahrenen gesellschaftlichen Mächten (Partei, Staat, Nation) kann es die Schuld- und Strafanträge bewältigen. Die masochistische Hingabe entlastet das Individuum von dem ungeheuren psychischen Druck, der von einer Gesellschaft ausgeübt wird, in der die Widersprüche zwischen der möglichen und der tatsächlichen Triebbefriedigung immer stärker erlebt werden. Denjenigen, die beginnen, diese Anpassung zu verweigern, weil ihnen die Unmenschlichkeit unserer Gesellschaft immer bewußter wird, ist die Möglichkeit versagt, das geschwächte Ich durch Identifikation mit den herrschenden Mächten zu entlasten. Der psychische Druck wird in viel stärkerem Maße individuell erfahren. Das äußert sich bei vielen, die anfangen, sich politisch zu betätigen, darin, daß sie den gesellschaftlichen Leistungszwängen ausweichen und zunächst einmal aufhören, überhaupt irgendetwas zu arbeiten. Dem angepaßten Bewußtsein muß gerade diese Verweigerung als neurotische Abweichung erscheinen.

Die Verweigerung scheint in einer Übergangsphase jedoch die notwendige Begleiterscheinung der antiautoritären Verhaltensweise zu sein. Veränderung der Individuen wie der Gesellschaft lebt von der praktischen Arbeit. Der Lernprozeß in den gemeinsamen Aktionen, die solidarische Überwindung unserer Autoritätsangst, z.B. im Durchbrechen einer Polizeikette oder bei einem Go-in, bei einem Schuldirektor, dauert lange und reicht nicht aus. Die je verschiedenen individuellen Ängste müssen auch außerhalb der Aktionen gemeinsam bearbeitet werden. Das hat zur Voraussetzung, daß theoretische Kategorien zur Verfügung stehen, mit denen die massenhafte individuelle Veränderung erfaßt und antizipiert werden kann, und daß kollektive Lebens- und Arbeitsformen entwickelt werden, in denen die Individuen sich neu produzieren können.

Die marxistische Theorie beschreibt die Deformation des Menschen auf einem derartigen Abstraktionsniveau (Entfremdung, Verdinglichung, Praxis), daß die subjektiven Erfahrungen und Gefühle (Leid, Angst, Aggression, Einsamkeit) nicht von ihr getroffen werden. Auf der anderen Seite steht die bürgerliche Psychologie und Psychoanalyse, die durch ihre fundamentale Spaltung von Individuum und Gesellschaft die persönlichen Gefühle zwar erfassen, aber keine Verbindung zu gesellschaftlichen Prozessen herstellen können. Sie tendiert aufgrund ihrer Kategorien in der Praxis dazu, die persönlichen Schwierigkeiten ausschließlich als individuelle Fehlentwicklung in der Kindheit zu analysieren und das Individuum an die vorgegebene Realität (in Arbeitsplatz und Familie) anzupassen. Eine revolutionäre Sozialpsychologie gibt es bisher nur in Ansätzen (Reich, Fromm, Reiche). Sie muß individuelles Verhalten und Gefühle systematisch auf ihre gesellschaftliche Bedingtheit hin analysieren und ihre Methode der Therapie kann nur im Zusammenhang mit Kollektiven entwickelt werden, die eine sozialistische Praxis anstreben. In der gegenwärtigen Phase der sozialistischen Bewegung wird eine revolutionäre Sozialpsychologie ihre Kategorien daher an den Erfahrungen der Kommunen, der Kinder- und Schülerläden und der Aktionsräte zur Befreiung der Frauen gewinnen müssen.

Das Dilemma der beiden Theorien (marxistische Gesellschaftstheorie – bürgerliche Psychologie) wiederholte sich in einer falschen Alternative in der Praxis der „Neuen Linken“: einerseits ein subjektives Befreiungskonzept, Aktionen müssen Spaß machen, nach ihrem politischen Zweck darf nicht gefragt werden (wie es eine Zeitlang bei der Kommune war), andererseits eine politische Tätigkeit, in der die subjektive Situation der Beteiligten überhaupt nicht mehr eingeht. Unter dem Zwang dieser falschen Alternative stand auch die weitere Entwicklung der Kommune-Gruppe.

Die Spaltung der Kommune-Gruppe

Im Januar 1967 versuchten fünf aus der Gruppe in einem Zirkular das Scheitern zu analysieren. Aus dem „Zirkular über unsere bisherige Entwicklung“:

Unser politisches Programm ist nicht weiter gediehen als bis zur Technik. An die Inhalte, die in unserer Selbstrevolution umgewälzt werden müssen, haben wir uns noch gar nicht herangetraut. So können wir zwar ohne weiteres die traditionelle Praxis öffentlich destruieren und eine neue Demonstrationsform an ihre Stelle setzen. Sobald wir aber über die Beschreibung der Technik hinaus sagen sollen, was denn mit Hilfe dieser Technik geschehen, wozu sie verwandt werden soll, sind wir überfordert ... Wie wenig der technisch formale Gruppenkonsensus mit uns selbst noch zu tun hatte, zeigten die Diskussionen über das Projekt Wieland, das Projekt einer gemeinsamen Wohnung.

Hier bot sich unversehens eine Gelegenheit, die Projekte zu realisieren, die wir seit einem Vierteljahr diskutierten. Wir konnten endlich den nächsten Schritt machen. Die entscheidenden Auseinandersetzungen aber machten deutlich, daß kein notwendiger innerer Prozeß zu einer solchen Lösung drängte. Unsere Selbstbewegung war längst zum Stillstand gekommen, ehe sie richtig begonnen hatte. Wir hatten zwar ein Vierteljahr mit ausgedehnten Diskussionen über die Notwendigkeit von Kommune zugebracht, standen uns aber jetzt, wo die zur Phrase gewordene Verbindlichkeit konkret zu werden drohte, fremd, wenn nicht feindlich gegenüber. Die Stagnation, in welche die Gruppe geraten war, hatte uns nur noch in gemeinsamen Phrasen kommunizieren lassen. Unsere tatsächliche Isolation wurde dadurch nicht berührt, geschweige denn aufgehoben, sondern wurde nur verborgen hinter einer falschen Verbindlichkeit. . .

Wir waren zusammengekommen, um Angst und Isolation nicht länger in falscher Verbindlichkeit und Scheinbewegung zu verbergen. Nur von hier aus waren unsere Kommuneprojekte zu begreifen. In dem Augenblick, wo der Kommune von außen die Gelegenheit ihrer Realisierung gegeben war, wurde eine Frage gestellt, welche die Ausgangsproblematik nur mehr unreflektiert und unausgesprochen in sich reflektiert. „Willst Du mit mir zusammenarbeiten?“ In dieser Frage erschien das Problem der politischen Zusammenarbeit in seiner schon wieder verdinglichten Gestalt. Angst und Isolation, zu Beginn verstanden als die gesamten Bedingungen (Basiserfahrung) der gemeinsamen Arbeit, erschienen hier als Bedrohung, die ausgeschlossen sein muß, um gemeinsame Arbeit überhaupt erst zu

ermöglichen. Gefragt ist hier der politische Tauschwert, die Angst ist unausgesprochen die, ihm nicht gerecht zu werden (Konkurrenz). Gefragt ist hier die wissenschaftliche Produktivkraft, in der die Angst die einzige Basis einer funktionierenden Zusammenarbeit sieht. Angst und Isolation individuell erfahren, dienen dann als Motor für wissenschaftliche Produktion; die persönliche Lage wird nur ausgebeutet, nicht verändert. Aus der gemeinsamen Arbeit muß notwendig Teamwork werden.

Werden Angst und Isolation gemeinsam bearbeitet, so entwickelt sich aus dieser Bearbeitung Energie und Inhalt für eine nicht spezialisierte revolutionäre Wissenschaft, die selbst wieder die Situation der Angst und Isolation verändern wird. Das war unsere Ausgangsbasis.“

In der Diskussion über das Zirkular brachen die Gegensätze offen aus. Die eine Gruppe wollte endgültig diese psychischen Probleme der einzelnen Mitglieder zur vordringlichen Aufgabe der Kommune machen. Sie wurde am eindeutigsten repräsentiert von Ulrich Enzensberger, der damals formulierte:

„Innerhalb der Gruppe muß Gewalt in jeder Form ausgerottet werden. Nur in der Isolation gibt es Zusammenhang. Warum reden wir über die große Koalition zwischen SPD und CDU, die uns einen Scheißdreck angeht, warum reden wir nicht über unsere persönlichen Schwierigkeiten. Die Isolation wird in der Kommune nur aufgehoben, indem man die Isolation vorantreibt, nicht teilhat an der Macht. Gerade das Zusammenwohnen durchbricht die Gemütlichkeit, macht die Isolation vollkommen ...

Das Teekochen wird zum Problem im Zusammenleben, über das geredet werden muß. Wir vermitteln uns noch durch Gewalt (über Schreien in Diskussionen etc.). Die Gewalt, die wir im Innern ausrotten müssen, müssen wir nach außen tragen.“

Das sollte heißen, daß man sich im Zusammenleben vor weiterer politischer Arbeit zunächst auf die psychischen Probleme konzentrieren wollte, wie es diejenigen, die später Kommune 1 genannt wurden, in den folgenden Wochen gemacht haben.

Die andere Fraktion hielt dem entgegen, daß die Widersprüche der Individuen nur nach außen, nicht nach innen aufgelöst werden könnten. Die psychischen Schwierigkeiten würden nur in gemeinsamer politischer Arbeit überwunden. In einer explosiven Atmosphäre, – die Spannung drückte sich in Anbrüllen, Rauslaufen usw. aus – wurde das Psycho-Konzept der Kunzelmann, Enzensberger u.a. von Bernd Rabehl als „Neues Jerusalem“, als sektiererhafte Absonderung von der politischen Bewegung geißelt. Rudi Dutschke wollte mit einigen anderen Genossen die Idee der Institutsakademie verwirklichen, wie er es in „Rebellion der Studenten“ beschrieben hat als „Konzeption der Organisation als Institutsakademie, in der die universellen Revolutionäre sich schöpferisch ausbilden und in permanenter Wechselbeziehung zur revolutionären Praxis stehen.“ (58/59)

Der einzige praktische Versuch außer der „Kommune 1“ ging zurück auf eine Vorstellung, die Eike schon vorher mit einigen anderen entwickelt hatte. Danach sollten verschiedene Kommunen gebildet werden, die gemeinsam theoretisch und praktisch ein bestimmtes, für die Bewegung wichtiges Gebiet bearbeiten sollten, z.B. Schülerorganisationen, Sexualpolitik. Diese kollektive Arbeit würde – so war die Hoffnung – allmählich auch den Zugang zu den individuellen Problemen ermöglichen. Auf der Landesvollversammlung des SDS vom 4. Februar 1967 wurden in der Organisationsdebatte diese Vorstellungen zum Strukturprinzip erhoben. Es wurde ein kollektiver Vorstand gewählt, dem unter anderen angehörten Uwe Bergmann, Jörg Schlotterer, Rainer Langhans, Eike Hemmer, Eberhard Schultz. Diese Gruppe sollte ihre Arbeit in der Wohnung des SDS-Zentrums darauf konzentrieren, den Kern des Verbandes in solchen zusammenwohnenden Arbeitskollektiven zu organisieren.

Die SDS-Kommune

Wir wollten zusammenziehen, um zusammen zu arbeiten. Aber schon der Einzug in die SDS-Wohnung wurde von den meisten unter den verschiedensten Vorwänden wochenlang hinausgezögert. Heute scheint die Angst, bestimmte Dinge und Gewohnheiten vor den Genossen nicht verheimlichen zu können, kaum noch verständlich. Aber es kennzeichnet die damalige Situation, daß selbst das Zusammenziehen

Studenten in „Wohn-Kommunen“

BERLIN, 5. Februar (UPI). Der Berliner Landesverband des linksgerichteten Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) will demnächst auf freiwilliger Grundlage versuchen, das alte Ideal menschlichen Zusammenlebens, die Kommunen, zu neuem Leben zu erwecken. Wie am Wochenende auf der SDS-Landesvollversammlung mitgeteilt wurde, plant der Vorstand der Studentenorganisation, einige ehemals „hochherrschaftliche“ Berliner Großwohnungen, unter anderem auch in der Nähe des Kurfürstendamms, zu mieten und darin besondere „Wohngemeinschaften“ für SDS-Mitglieder zu errichten. Von diesen „Wohn-Kommunen“ verspricht sich der SDS eine Intensivierung seines Verbandslebens. Durch das enge Zusammenleben und -arbeiten der Mitglieder soll, wie mitgeteilt wurde, vor allem „die bisherige Trennung zwischen Privatleben und Freizeit-Sozialismus“ aufgehoben werden, die die politische Aktivität des SDS lähmt. Zugleich sollen die Wohngemeinschaften ihren einzelnen Mitgliedern bei der Bewältigung ihrer persönlichen Probleme helfen und auf diese Weise ein größeres Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen lassen.

Ob die SDS-Mitglieder bei Eintritt in diese „Wohngemeinschaften“ auf jegliches Privateigentum außer ihrer persönlichen Habe verzichten müssen, wie das beispielsweise auch in den israelischen Kibbuzim weitgehend der Fall ist, ist bisher noch nicht geklärt. Teilnehmer der SDS-Versammlung berichteten, sie hätten in der Diskussion den Eindruck gewonnen, daß jedes Mitglied der Wohngemeinschaft seine Habe mitbringen oder sich auf eigene Kosten beschaffen soll, was zur Einrichtung seines Zimmers notwendig sei.

mit dem viel unverbindlicheren Ziel, gemeinsam zu arbeiten, viele Genossen abschreckte: Bernd Rabehl und Peter Rambauck haben damals den Schritt aus der Privatwohnung zum Wohn- und Arbeitskollektiv nicht tun können.

Wir kamen jeden Abend zusammen (Eingezogene und Noch-Nicht-Eingezogene) und diskutierten darüber, wie man den SDS in ähnliche verbindliche Kollektive auflösen könne und welche inhaltlichen Arbeitsthemen für diese Gruppen wichtig wären. Wir kamen dabei nicht viel weiter als bis zu dem Vorschlag, kleine Arbeitskreise zu bilden, in denen die persönliche Situation der einzelnen Teilnehmer mitbearbeitet werden sollte, mit dem Ziel, sie in Wohn-Kommunen zu überführen. Die Diskussion über die politischen Themen zerfrante immer mehr, es traten immer stärkere Spannungen zwischen uns auf. Persönliche Verhaltensschwierigkeiten, Unlust oder bestimmte Wünsche konnten nicht mehr einfach der Diskussion entzogen werden, indem der Betroffene nicht mehr teilnahm, nichts sagte oder nach Hause ging. Sie drängten sich immer mehr auf, je mehr man die Reaktionen der anderen durch den täglichen Umgang zu verstehen versuchte. So brach eines Abends Lisbeth Schlotterer mit einem verzweiferten Vorwurf in unsere Debatte ein: „Was wollt ihr eigentlich verändern in dieser Gruppe, wenn ich jeden Tag für alle abwaschen muß und die Küche mache und keiner sich mal mit Michaela (ihrer kleinen Tochter) beschäftigt! Das ist doch genauso wie bei Berufspolitikern in den Parteien.“ Es wurde jedem bewußt, daß wir uns mit der Arbeitsteilung in der Ehe Schlotterer und in der Gruppe nicht mehr nur abstrakt unter dem Motto der Frauenrolle in der bürgerlichen Gesellschaft beschäftigen konnten. Noch deutlicher sind akute persönliche Probleme immer wieder von Rainer Langhans in die Diskussion gebracht worden. Er zeigte uns durch Beschäftigung während der gemeinsamen Diskussionen (Bücher lesen) und lässig hingeworfene Bemerkungen immer wieder, daß er jede politische Diskussion ablehne, solange er mit dem Problem der Trennung von seiner früheren Freundin allein fertig werden müsse. Für Rainer sah das später so aus: „Mit meinem Problem kamen wir nicht vom Fleck ... Ich hatte es aber eilig, weil ich tagelang nur auf dem Bett liegen konnte und über die Versäumnisse in meinem Verhalten grübelte und was ich machen könnte (aus der Kommune 1 Fan-Hauspostille Februar 1968).“

Es wurde uns immer deutlicher, daß eine gemeinsame Arbeit unter dem Druck der persönlichen Probleme unmöglich war, solange wir uns nicht mit ihnen auseinandergesetzt hatten. Als wir darüber diskutierten, kam besonders von Rainer der Vorschlag, es über das Erzählen der persönlichen Lebensgeschichte eines jeden zu versuchen. Dagegen wandten sich vor allem Eike und Agathe mit dem Argument, wir hätten überhaupt keine Möglichkeit, die dabei produzierten Rationalisierungen sinnvoll anzugehen. Man einigte sich darauf, jeder solle erst einmal versuchen, seine Motive und sein Interesse an der politischen Arbeit im SDS-Zentrum den anderen darzulegen. Bei diesem Versuch griffen die meisten immer mehr auf Konflikte im Studium, Elternhaus, in der Schule, in Freundschaften und Verhältnissen zurück und gerieten dabei unversehens immer mehr in das Erzählen der eigenen Geschichte. Obwohl von der eigenen Geschichte damals ohne bestimmte Zielvorstellung und möglichst abstrakt gesprochen wurde, förderte diese Beschäftigung mit sich selbst Zusammenhänge über die eigenen Reaktionen und Emotionen zutage, die einem vorher nicht bewußt waren.

„Ich kann mich erinnern, daß ich damals unter dem Druck, meine persönliche und politische Entscheidung den anderen überzeugend zu begründen, begonnen habe, die genaueren Bedingungen für meine Entwicklung herauszufinden, die mir bis dahin naturwüchsig und nicht problematisch vorgekommen war, weil ich sie abstrakt-politisch begründen konnte: die Entwicklung vom gut angepaßten Bürgersohn zum SDS-Studenten. Die Frage, warum ich eigentlich eine sichere bürgerlich-akademische Berufskarriere aufgeben wollte, wurde zum Anstoß dafür, daß ich in meiner Geschichte und meiner aktuellen Situation Widersprüche entdeckte, die mir vorher nie aufgefallen waren. Die Unfähigkeit, mit meiner intellektuellen Begabung die Isolation als Student und immer wieder auf mich alleine zurückgeworfener Liebhaber zu überwinden, hing sie zusammen mit dem Wunsch, mit meinen Eltern, meiner Schwester, später Freunden „über alles reden zu können“, was ja nie ging? Der Versuch, die „Sinnlosigkeit des Lebens“ in der „höheren Wirklichkeit“ der Religion oder Kunst aufzuheben, war als falscher Ausweg aus der Unterdrückung der bürgerlichen Erziehung erkannt; aber wie konnte mir die Erkenntnis, daß dies Scheitern kein Charakterfehler war, sondern seine Ursache in den Verhältnissen

dieser Gesellschaftsform hatte, von der luxurierenden Intellektuellenhaltung weg zu einer neuen Identität verhelfen? " (Eberhard)

Mit dem Ziel, die persönliche Unbeweglichkeit zu durchbrechen, haben wir damals an einigen Demonstrationen teilgenommen. Wir wollten versuchen, als Gruppe gemeinsam zu agieren, uns dadurch „bewegen zu lernen“. Aber sowohl bei der Demonstration im Anschluß an den Ostermarsch 1967 als auch bei dem Versuch, das Happening eines Pop-Künstlers durch aktive Beteiligung zu sprengen, wurden nur die Erfahrungen der früheren Demonstrationen wiederholt: Auch das Zusammenleben konnte nichts daran ändern, daß wir als versprengte Individuen isoliert vorgingen. Aber wenigstens gab es die Möglichkeit, hinterher die Ursachen für diese Unfähigkeit herauszufinden, weil wir das Bedürfnis hatten und auch den Mut aufbrachten, in der Gruppe über die Hemmungen und ausgestandenen Ängste genauer zu sprechen. Zum erstenmal konnten wir uns eingestehen, welches Herzklopfen und welche Lähmung wir verspürten, wenn wir einem Polizisten gegenüberstanden oder wie vorher verabredet vor einem großen Publikum auf eine Bühne steigen wollten.

In unserem gegenseitigen Verhältnis hatte sich etwas zu wandeln begonnen. Das Bedürfnis, über die gemeinsamen Diskussionen hinaus mehr kollektiv zu tun als bisher, äußerte sich darin, jetzt alle Mahlzeiten gemeinsam einzunehmen, Abwaschen und Einkaufen zu organisieren und eine gemeinsame Kasse ins Auge zu fassen. Mit zunehmender Vertrautheit konzentrierten sich die bewußten und unbewußten Erwartungen, Wünsche und Emotionen immer mehr auf die Gruppe. Das Interesse aneinander brachte uns dazu, noch einmal unsere Lebensgeschichten zu erzählen, diesmal mit der bewußten Absicht, die Reaktionen und psychischen Strukturen der anderen genauer kennen zu lernen. Wir wollten zum Beispiel herausfinden, worauf die ständigen Aggressionen zwischen Rainer und Eike beruhten. So als Rainer seine Geschichte erzählte, die er der Gruppe als ungeheuer durchrationalisierte Konstruktion vortrug. Jedes Ereignis darin war bereits mit einer Interpretation versehen. Hinweise auf Widersprüchlichkeiten fertigte Rainer mit dem Einwurf ab, „das habe ich mir auch schon gedacht“ und lieferte sogleich eine psychoanalytisch verbrämte Analyse dazu. Damals konnten wir diese Form der psychischen Panzerung nicht anders begreifen als mit ebensolchen Konstruktionen und der

verquälten Feststellung: „Rainer will uns nicht an sein Problem heranlassen.“ Unser Eingeständnis, ihm nicht aus seiner selbstquälerischen Verslossenheit heraushelfen zu können, weil er sich eben nicht von uns helfen lassen wollte, brachte Rainer dazu, am 31. März in die Kommune 1 umzuziehen. Uwe Bergmann stieg damals ebenfalls aus dem SDS-Kollektiv aus. Sein Widerstand gegen den Zwang, im Zusammenleben und -sprechen mehr und mehr an verborgenen psychischen Vorgängen offenbaren zu müssen, hatte sich im zunehmenden Rückzug von unseren Diskussionen bereits angekündigt. Mit Rainer war derjenige gegangen, der den stärksten Druck auf die Gruppe ausgeübt hatte, sich mit psychischen Konflikten zu befassen. Aber inzwischen hatte der gruppensdynamische Prozeß bereits derart viel an persönlichen Schwierigkeiten zutage gefördert, daß niemand mehr auf die Idee kam, man könne jetzt endlich politisch arbeiten. Wir waren fasziniert von der Möglichkeit, unsere sexuellen und autoritätsgebundenen Konflikte endlich aufdecken zu können. In nächtelang rauschähnlichen Gesprächen, die oft bis morgens dauerten, versuchten wir, uns unsere gegenwärtigen Schwierigkeiten aus unseren Lebensgeschichten zu erklären.

Während die SDS-Kommune sich immer mehr ihren inneren Problemen zuwandte, hatte die kurz vor uns entstandene Kommune diesen Prozeß bereits abgebrochen. Wochenlang waren im SDS die wildesten Gerüchte über die „Horrorkommune“ umgegangen, die sich aus der linken Öffentlichkeit zurückgezogen hatte, um ihre privaten Schwierigkeiten zu lösen. Die von uns sogenannte Kommune I war an diesem Versuch gescheitert. Ein Teil ihrer Mitglieder hatte sich entschieden, den in der Gruppe entstandenen psychischen Druck durch Aktionen nach außen zu tragen. Entgegen ihrer ursprünglichen Absicht weigerten sie sich jetzt meistens, über individuelle Konflikte überhaupt noch zu reden. Nach der Verhaftung wegen des geplanten Pudding-Attentats auf den damaligen USA-Vizepräsidenten Humphrey zogen zwei aus der Kommune I zu uns. Wir fanden unser Urteil, das wir auf den wenigen gemeinsamen Sitzungen mit Kommune I gewonnen hatten, bestätigt: Die aus ihrer individuellen Zusammensetzung resultierende zwanghafte Gruppenstruktur der Kommune I hatte zur Wiederherstellung repressiver neuer Über-Ich-Normen geführt, wie etwa der kategorischen Forderung: Alle Zweierverhältnisse müssen aufgelöst werden! Wir glaubten, wir könnten auf Grund unserer Erfahrung geeignete Methoden entwickeln.

Die Isolierung im SDS

Während uns der SDS immer gleichgültiger wurde, hatten die übrigen Genossen den durch uns verkörperten Anspruch, die Trennung zwischen Politik und Privatleben aufzuheben, aggressiv verdrängt. Daß führende Genossen sich von der Verbandsarbeit zurückzogen, erleichterte es der SDS-Kommune, sich des auf der Landesvollversammlung gegebenen Versprechens zu entledigen, den SDS in arbeitsfähige Wohnkollektive umzuwandeln. Als die folgende Analyse in der SDS-Korrespondenz Nr. 6 im Mai 1967 erschien, war ihre Prognose bereits überholt.

„Inzwischen ist in Berlin eine zweite Kommune entstanden, die während der letzten Zeit als Vorstand des Berliner SDS fungierte und die sich wenigstens in ihrer Konzeption in einigen relevanten Punkten von der Kommune I unterscheidet. Zunächst, und das erscheint uns als das wichtigste, versteht sie sich nicht als Praxis per se sondern als funktionale Einheit, die Praxis ermöglichen soll. Sie hat also aus der Tatsache, daß wir noch keine generelle Strategie formulieren können, nicht den falschen Schluß gezogen, sie sei die Strategie selbst. Daraus ergeben sich gewisse unmittelbare Implikationen, die die Wahrscheinlichkeit des inneren Zusammenbruchs gegenüber der Kommune I erheblich vermindern. So hat die Kommune II etwa erkannt, daß nicht alle individuellen Schwierigkeiten (besonders Sexualität und Angst) ad hoc in der Gruppe gelöst werden können; sie vermeidet deshalb konsequent die Bearbeitung noch unbearbeitbarer Probleme. Daß die Aufhebung des reinen Freizeitsozialismus eine der Rahmenbedingungen für eine größere politische Effizienz ist, hat die Kommune II wie die Kommune I erkannt. Freilich hat sie in ihrem Funktionalitätsverständnis daraus nicht abgeleitet (wie teilweise die Kommune I), es gehe nun darum, die Genossen etwa durch gefährliche Aktionen, etwa durch Destruktion ihrer bisherigen Arbeit, etwa durch (bislang mageres) Beispielgeben zu radikalem Engagement zu bewegen, sondern durch eine Konzeption, die ihrer Form nach zwar traditionell anmutet, die ihrem Effekt nach aber qualitativ Neues schaffen könnte: durch möglichst viele möglichst kleine (und damit möglichst unautoritäre) Arbeitskreise sollen die Genossen aus ihrer traditionellen Konsumentenhaltung im Verband herauskommen, sie sollen durch aktive

Arbeit in den Arbeitskreisen (nicht durch rotierendes Referatsystem, sondern durch permanente Diskussion) ihre eigene politische Haltung als verbindliche rezipieren. Als Mittel, nicht nur um die eigene Angst vor einem verunglückten Diskussionsbeitrag zu verlieren, sondern auch, um die heute sich psychisch vermittelnden Herrschaftsstrukturen transparenter zu machen, soll es integraler Bestandteil des Arbeitskreises sein, ständig die Situation der einzelnen Arbeitskreisteilnehmer mit ihren Wünschen und Bedürfnissen mit zu reflektieren. Daß angestrebt ist, auf diese Weise eventuell die Keime für weitere Kommunen zu legen, erscheint uns alles andere als ein Mangel: Kommune als funktionale Einheit, die sowohl die politische Effizienz vergrößert als auch die psychische Existenz ihrer Mitglieder ohne direkte Anpassung zu erleichtern hilft, wäre ein großer Fortschritt. Die Berliner Kommune II ist ein Ansatz mit fürchterlichen Geburtswehen; ein Ansatz, der so alt ist wie der Sozialismus.

Daß auch die Kommune II die Tendenz hat, zu einer psychoanalytischen Laienspielgruppe zu werden, ist eine Gefahr, die man vor Augen haben muß, eine Gefahr, die nur in dem Maße überwunden werden kann, in dem externe politische Praxis in die interne psychische Konsolidierung hineingenommen wird. Um es noch einmal zusammenzufassen: Solange die ‚Kommune‘ als politische Praxis per se oder als jeder politischen Praxis vorgelagert verstanden wird, solange sie nicht als prozessuale und in ihrem utopischen Anspruch nicht unmittelbar verwirklichtbares Resultat interner und externer Praxis verstanden wird, solange birgt sie nicht neue Möglichkeiten politischer Praxis, sondern ist die Destruktion jeglicher Möglichkeit zu politischer Praxis.“

Im Sommersemester 1967 führte der Westberliner SDS nur noch ein Schattendasein. Die geplanten Arbeitskreise der Autoritäten fanden nicht statt, einige kleinere entschlofen, als sich herausstellte, daß sie keinen Bezug zur Praxis herstellen konnten. Führende Genossen suchten die Ursache der Misere in den beiden Kommunen. So behauptete Wolfgang Lefèvre, „daß die ‚Horrorkommune‘ aber auch die ‚Politkommune‘ den Berliner SDS an den Rand der Aktionsunfähigkeit gebracht haben“ (Neue Kritik, 41,1967). Daß ein Marxist das Versägen einer politischen Organisation von mehreren hundert Mitglieder 15 Leuten

in die Schuhe schieben muß, zeigt, wie sehr damals im SDS der Widerspruch verdrängt worden war, von dem die Kommune-Diskussion ihren Ausgang genommen hatte: der Differenz zwischen Freizeitsozialismus und bürgerlicher Existenz.

Da bis zum 2. Juni in Westberlin keine größere politische Aktion mehr stattfand, wurde uns die Konzentration auf unsere inneren Probleme erleichtert. Den SDS empfanden wir in der damaligen Situation nur noch als lästigen Störfaktor. Wir waren entschlossen, so schnell wie möglich aus der SDS-Wohnung auszuziehen und uns eine neue Kommune-Wohnung zu suchen. Aus der Warte der offiziellen SDS-Politik erschienen unsere Bemühungen um ‚interne psychische Konsolidierung‘ so:

„Wir haben in der SDS-Korrespondenz damals zwischen verschiedenen Kommunetypen differenziert und die Ansätze der Kommune II als politischen Hebel darzustellen versucht. Wir waren viel zu optimistisch; wir sind von der Geschichte korrigiert worden. Die Kommune II ist noch schneller in politische Apathie abgesunken, als die Kommune I zur Funktion des Berliner Originals und Springers Hofnarren aufgestiegen ist. Die Kommune II hat vielleicht ein noch schlimmeres terroristisches Netz (leider nur nach innen, gegen die Gruppe terroristisches Netz) über ihre Mitglieder gezogen, als die KI; sie hat wohl kaum ein persönliches Problem ihrer Angehörigen und vor allem: nicht ein einziges Problem des Berliner SDS zu lösen vermocht.“ (aus dem Rechenschaftsbericht des SDS-Bundesvorstands zur 22. Delegiertenkonferenz, September 1967)

Das terroristische Netz

Für uns war das Problem ein ganz anderes. Die Frage konnte nicht heißen, wie schützen wir uns vor dem Gruppenterror – was immer das sein mag – sondern: Wie können wir die Isolation, die jeder aus seiner Privatexistenz mitbringt und die er nicht mehr verdrängen und kompensieren kann, wie können wir den Druck, den wir aus unserer persönlichen Situation mitschleppen (Ehe, Verhältnis, wechselnde Beziehungen, Studium usw.) und der jetzt unerträglich wurde, gemeinsam aufheben? Wir wollten deshalb nach der Lektüre von

Wilhelm Reichs „Sexuelle Revolution“ noch einmal die Lebensgeschichte eines jeden durchleuten und versuchen, ob wir mit Reichs Kategorien die aktuelle Situation verstehen und verändern könnten. Natürlich stand auch bei uns dahinter die abstrakte Utopie von der befreiten Sexualität, aber wir sahen uns damals überhaupt nicht in der Lage, für die Gruppe oder den Einzelnen irgendwelche konkreten Verhaltensmaßregeln verbindlich aufzustellen. Zwang war für uns also nur das starke Bedürfnis, an den täglichen Sitzungen teilzunehmen, um die Veränderung der persönlichen Situation aktiv in Angriff nehmen zu können. Allgemein könnte man sagen, daß die tatsächlichen Veränderungen in der Gruppe damals nur indirekt mit unseren Diskussionen zusammenhängen. Selbst für die Frage des Ein- oder Auszuges von Kommunarden konnten wir damals keinerlei verbindliche Kriterien angeben: Nach der gemeinsamen Diskussion blieb es die Entscheidung des Einzelnen, ob er (noch) mitmachen wollte oder nicht!

Unsere Diskussionen und die praktischen Veränderungen innerhalb der Gruppe lassen sich um zwei Kernpunkte gruppieren: die Situation der eingebrachten Verhältnisse und die der Einzelindividuen. Da die Konflikte durch die gegenseitigen Aggressionen in den Verhältnissen offenkundiger waren als die der Individuen, waren wir gezwungen, uns zunächst mit den beiden Verhältnissen – Agathe und Eike waren 4 Jahre, Jörg und Lisbeth 2 Jahre verheiratet – zu beschäftigen. Wir haben versucht, diese Verhältnisse daraufhin zu untersuchen, inwieweit in ihnen gegenseitige unbewußte Übertragungen stattgefunden hatten.

Es handelt sich darum, daß man im Partner – ohne sich dessen bewußt zu sein – einen Elternteil wiederzufinden meint und ihm gegenüber die gleichen Wünsche und Erwartungen entwickelt, die man als Kind an seine Eltern gerichtet hat. Wie Reich gezeigt hat, gelingt die Ablösung des Kindes von seinen Eltern in unserer Gesellschaft nur unvollkommen. Die meisten Erwachsenen bleiben daher in ihrer Psyche teilweise infantil, sind zeitlebens auf der Suche nach dem verlorenen Vater oder der verlorenen Mutter. Diese unbewußten Erwartungen können natürlich in der Realität der Erwachsenen nicht erfüllt werden. Daraus entsteht immer neue Aggressivität gegen den Partner, die die Schuldgefühle aus der Kindheit gegenüber der elterlichen Autorität reaktiviert. Diese psychischen Bedingungen zusammen mit objektiven Faktoren – Schwierigkeit der Reproduktion vor allem der Frau, Sorge

um das Kind – führen zu der Klebrigkeit der Verhältnisse (Wilh. Reich). Die Angst, die mit dem Verlust des Partners verbunden ist, bedeutet, daß die gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse nicht gelöst werden können und die zärtlichen und sinnlichen Befriedigungen die dauernden Frustrationen nicht mehr aufwiegen.

Die beiden Verhältnisse, die den Beteiligten selbst bereits theoretisch fragwürdig geworden waren, wie die Erzählung der Lebensgeschichte deutlich machte, erhielten den entscheidenden Sprung, als die Frauen mit jemand anderem aus der Gruppe schliefen. Anders als bei der Kommune I war diese Auflösung der Verhältnisse nicht ausdrücklich geplant: Durch das Zusammenleben und die theoretische Beschäftigung mit unserer Charakterstruktur war das Bedürfnis bewußt geworden, die langjährige monogame Beziehung aufzuheben. Andererseits war die Angst, den Partner als einzigen Halt zu verlieren, in der Kommune verringert. Diese Situation versetzte Eike und Agathe in die Lage, das Ende ihres fünfjährigen Verhältnisses zu akzeptieren. Es stellte sich dann heraus, daß wir mit dem Anspruch diesen Auflösungsprozeß in der Gruppe für beide produktiv zu machen, überfordert waren. Agathe siedelte daraufhin zur Kommune I über. Jörg dagegen erschien die mögliche Trennung von Lisbeth als eine derartige Bedrohung, daß er die Gruppe vor die Alternative stellte: „Entweder ihr diskutiert nicht mehr über unser Verhältnis, oder ich kann nicht mehr mitmachen.“ Damit war unser einziger Kommune-Grundsatz angegriffen: über alle auftauchenden Probleme gemeinsam zu sprechen. Deshalb mußten wir uns von Jörg und Lisbeth trennen.

Für die, die bisher allein gelebt hatten, stellte sich als dringlichste Frage, ob die Gruppe ihre Einsamkeit aufheben könnte. Klaus und Eberhard hatten beide das starke Bedürfnis, ein längeres intensives Verhältnis einzugehen. Sie beschäftigte die Frage, warum ihre bisherigen Beziehungen zu Frauen immer nach so kurzer Zeit abgebrochen wurden. Hinter der Verletzung, die darin für den Mann und die Frau liegt, findet sich meist der unbewußte Wunsch, den Partner für etwas zu bestrafen, was man selbst als Kind von der Mutter erfahren hat. Als Klaus zur Kommune kam, glaubte er, sich überhaupt kein sinnvolles Zweierverhältnis mehr vorstellen zu können und rationalisierte das damit, das Studium sei wichtiger als Frauen. – Klaus war in die Kommune assimiliert worden, weil er im Zentrum bereits vor unserem

Einzug wohnte und als zunächst stummer Zuhörer unserer Diskussionen immer mehr in unsere gemeinsame Theorie und Praxis hineingezogen worden war. – In den folgenden Monaten haben Klaus und Eberhard ernsthafte Versuche gemacht, ein intensives Verhältnis einzugehen; bei beiden ging es über die ersten Schritte einer klassischen Liebschaft nicht hinaus, weil die Mädchen, die sie interessierten, wohl nicht zufällig an jemand anderen gebunden waren. Das Zusammenleben in der Gruppe hatte es ihnen ermöglicht, einen Teil ihrer Abwehr gegen Mädchen aufzugeben, weil sie wußten, daß sie dem Verhältnis nicht wie früher allein ausgesetzt waren.

Kommunekonzept und Neubeginn

Im Mai erfuhren wir immer deutlicher, daß alle früheren programmatischen Vorstellungen über Kommune durch die Praxis unseres Zusammenlebens erschüttert waren. Solange wir gemeinsam von der allgemeinen Forderung nach Aufhebung des Freizeitsozialismus ausgehen konnten, war die abstrakte Kommune-Idee der Mantel, unter dem sich die verschiedensten Interessen und Motive verbargen. In dem Maße, indem sich durch unsere Praxis die Individuen ihrer verschiedenen persönlichen Interessen – die ja zu politischen gemacht werden sollten – bewußter wurden, stellte sich heraus, daß diese nicht mehr in einer gemeinsamen Vorstellung von Kommune unterzubringen waren. Die gegensätzlichen Positionen zeigen die folgenden Zitate aus einer Diskussion vom 1. Mai:

Klaus: „Ich kann mir die Aktionen immer nur als entfremdete vorstellen, in denen sich nicht ein Problem von mir eingehen kann. . . .

Unsere Probleme können nicht durch Aktionen gelöst werden. Erst müssen wir relative Stabilität erreicht haben, ehe wir nach außen praktisch werden können. Ich will auf jeden Fall weiter studieren, weil das Erbringen des sozialen Leistungsnachweises für mich sozialen Schutz bedeutet.“

Hans-Joachim: „Ich habe jedes Verhältnis zu Studium und wissenschaftlicher Arbeit verloren. Ich habe die Vorstellung, daß ich zur Zeit genug gelernt habe. Direkte Aktion und direkte Befreiung sind für mich immer wichtiger, um die Angst zu verlieren.“

Diese „bedrückende Gemeinsamkeit der Ziellosigkeit“ (Hans-Joachim) sollte der Ausgangspunkt für die Entwicklung eines neuen Kommune-konzeptes in einer intensiven Diskussion werden. Wir beschlossen, eine

seit langem geplante Reise an die französische Atlantikküste zu benutzen, um unsere bisherigen Erfahrungen gemeinsam aufzuarbeiten und daran die Kommune neu zu definieren. Dazu kam es jedoch nicht. Eike brach sich auf der Fahrt ein Bein und mußte in Deutschland im Krankenhaus bleiben. Der Aufenthalt in Frankreich war von den Auseinandersetzungen aufbrechender und neu entstehender Verhältnisse gekennzeichnet, vor denen wir gerade auch in die Feriensituation der Atlantikküste geflüchtet sind. Wir reisten getrennt zurück. Als wir uns im Laufe des Juni wieder im SDS-Zentrum einfanden, war die Kommune auseinandergefallen.

Aber unsere bürgerlichen Bezugssysteme (Ehe, Verhältnis, Studium) waren so stark erschüttert, daß wir nicht einfach in die frühere Privatexistenz zurückkehren konnten. Die einzigen, die sich jedoch nach längeren Diskussionen dazu durchringen konnten, auf jeden Fall einen neuen Kommuneversuch zu machen, waren Eike und Eberhard. Wir hatten damals vor, mit einem „Kommune-Zirkular“ Verbindung mit den Kommunarden der KI und den Kommune-Sympathisanten aufzunehmen. In dem Entwurf für ein solches Zirkular hat Eike unsere Vorstellungen einer neuen Kommune aus dem Extrakt bisheriger Kommune-Erfahrungen so formuliert:

„Der praktische Versuch einer Kommune wurde von einigen begonnen mit dem Gedanken: erst müssen wir uns selbst verändern, ehe wir die soziale Realität ändern können. Die Praxis des Zusammenlebens hat die teilweise Vorwegnahme der Utopie nicht gezeitigt. Kommune ist nicht das „neue Jerusalem“. Aber der Versuch, das Zusammenleben gegen die verdinglichten sozialen Beziehungen zu organisieren, hat unsere individuellen psychischen Interessen klarer enthüllt. Er schuf die bisher vermißte Verbindlichkeit, die weder für das moralische Engagement mit Vietnam noch für die akademische Interessensvertretung möglich war. Der Versuch, diese im Zusammenleben entdeckten Interessen (z.B. ein unerträglich gewordenes Verhältnis anders als in der gängigen Form, d.h. durch totale Abwendung und Verdrängung des Partners, zu lösen) zu verwirklichen, ist weitgehend gescheitert. Der Anspruch aber, die einmal ausgesprochenen Interessen auch zu verwirklichen, war so stark, daß davor fast nur die Flucht möglich schien: Austritt aus der Kommune oder Sturz in betäubenden Aktionismus. Aber auch ein anderer Schluß scheint möglich: Aus dem Scheitern, die eigenen Wünsche zu

oder Sturz in betäubenden Aktionismus. Aber auch ein anderer Schluß scheint möglich: Aus dem Scheitern, die eigenen Wünsche zu verwirklichen, erwächst der nun viel bewußtere Antrieb zur Veränderung einer Gesellschaft, die uns statt der Befriedigung nur deren Surrogate (einschließlich der konzessionierten abstrakten Theorie) bietet.

Der nahezu völlige Rückzug von politischer Betätigung in Kommune II hat ebenfalls nichts gelöst. Die Konzentration auf sich selbst droht umzuschlagen ins laissez faire der isolierten Subjekte, wenn die im Zusammenleben entstehenden Probleme nicht bearbeitet werden können. Offensichtlich bedarf Kommune des gemeinsamen Objektes außerhalb ihrer. Damit kehrt von der anderen Seite das Problem der Vermittlung zwischen individuellen Interessen und moralisch begonnener Protestbewegung zurück. Kommune als subversive Gesellschaftsform muß nach außen wirken.“

Die gemeinsame Praxis nach außen mußte so aussehen, daß alle sich daran beteiligen konnten. In den vier Monaten des Zusammenlebens hatte unser gebrochenes Verhältnis zur Sexualität die Diskussion besonders stark bestimmt. Es lag nahe, die dabei herausgeschälte Problematik auch zum Gegenstand einer gemeinsamen politischen Arbeit zu machen. Wir versuchten damals, theoretisch die Sexualpolitik Wilhelm Reichs wieder aufzunehmen. Als erste gemeinsame Praxis wollten wir für die in Westberlin sich bildende linke Subkultur eine Underground-Zeitung herausgeben. In diesem Plan hätten sich, wie wir glaubten, sowohl die theoretischen Interessen vor allem von Eike und Klaus wie auch die sinnlich-praktischere Phantasie vor allem der Frauen vereinen lassen.

Für den Neubeginn fanden wir nach zweimonatigem Suchen eine 7 1/2-Zimmer-Wohnung in Berlin-Charlottenburg. Darin zogen im August 1967 zusammen:

Marion, 25 Jahre, berufslos, geschieden, gehörte zu der Münchener Gruppe, die an den Diskussionen und Aktionen der Berliner und Münchener Genossen, die zur Bildung der „Urkommune“ führten, teilgenommen hat.

Antje, hatte gerade ihre Meisterschule im Kunsthandwerk abgeschlossen, außerdem Kindergärtnerin, hatte keine festen Vorstellungen von Kommune; war schon im April im SDS-Zentrum zu uns gestoßen, allerdings mehr durch Zufall, weil sie eigentlich in die Kommune ziehen wollte, wo der Hameister war.

Dagmar, 19 Jahre, Studentin an der Hochschule für Gestaltung, hatte vorher einige Wochen bei der Kommune I gewohnt, und suchte bei uns Zuflucht, nachdem ihr Verhältnis mit Ulrich dort in die Brüche gegangen war.

Klaus, Soziologiestudent, 24 Jahre, wollte sein Studium auf jeden Fall abschließen und zögerte deshalb lange, mit uns weiter zusammenzuleben; ist unter der Bedingung eingezogen, daß er Zeit und Ruhe für sein Studium fände.

Jan, 23 Jahre, ebenfalls Soziologiestudent, zog vor allem auf Betreiben von Klaus mit ein, der mit ihm gemeinsam arbeiten wollte; hatte durch häufige Besuche im SDS schon viel von uns mitbekommen.

Eberhard, 24 Jahre, Jura-Studium mit 1. Staatsexamen abgeschlossen, seit Februar in der SDS-Kommune weil danach begonnenes Psychologie- und Soziologie-Studium für ihn keine Alternative zu verworfenen juristischen Anpassungskarriere waren.

Eike, 29 Jahre, seit langem ohne Beruf, früher mal Student, davor bei der Zeitung. Gehörte schon zur „Urkommune“.

Nessim, 3 3/4, Sohn von Eike;

Grischa, 2 3/4, Tochter von Marion;
Die Kinder hatten den Sommer über in der Kommune I gelebt. Die wollten sie aber nicht mehr haben.

III. Alltag in der Kommune: Lebensunterhalt, gemeinsame Kasse, Haushaltsplan – Grundlage für das freiere Zusammenleben

Als wir mit Schwung die siebeneinhalb Zimmer-Wohnung im bürgerlichen Stadtteil Berlin-Charlottenburg geweißt und geputzt hatten, bis es uns zum Halse heraushing, ein riesiges Regal für das gemeinsame Arbeitszimmer gebaut und Möbel beim Trödler erstanden waren, als alle männlichen Kommunarden ein überdimensionales Bett in einem der Zimmer aufgebaut hatten und der große Esstisch im Berliner Zimmer seine endgültige Form und Farbe erhalten hatte, da waren wir uns alle darüber einig, daß die Aufteilung und Einrichtung der Zimmer nur vorläufig bestehen bleiben sollte.

In den Diskussionen über die Einrichtung unseres Domizils haben wir festgestellt, daß jeder individuell verschiedene und ganz bestimmte Vorstellungen darüber hatte, wie ein Zimmer aussehen sollte. Diese Vorstellungen brachte jeder aus seiner Geschichte mit; sie waren nicht rational und objektiv zu begründen, trotzdem wollte keiner seine Idee einer nichtbürgerlichen Wohnung ohne weiteres aufgeben. So beharrte Eike auf einem riesigen schwarzen Schreibtisch aus Eiche, der mit seiner Wichtigkeit das ganze Arbeitszimmer dominierte – den Gegenvorschlag, für jeden einfache Arbeitsplatten aufzustellen, lehnte er ab. Bei näherem Zusehen entdeckten wir, daß die Einrichtungsrequisiten für jeden eine besondere Bedeutung hatten. Diese Bedeutung ergab sich – ähnlich wie bei bestimmten Verhaltensformen – aus der Bewältigung seiner speziellen Vorgeschichte. So stand also etwa hinter Eikes Beharren auf dem Schreibtisch der (unbewußte) Wunsch, durch dieses Möbelstück, das den Raum beherrschte und hinter dem man sich verschanzen konnte, die Rolle einer väterlichen Autorität zu übernehmen.

Ganz allgemein fanden wir heraus, daß unsere Vorstellung über die Inneneinrichtung einer Wohnung immer noch bestimmt waren durch den Wunsch nach einer bürgerlichen Sicherheit. Diese soll durch die ästhetische Ausstattung eines Zimmers entstehen, mit der man sich eine nicht vorhandene Individualität vorgaukelt. Im Planen des „Schöner Wohnens“ erschöpft sich die Möglichkeit des Bürgers, die Verhältnisse seiner Umwelt aktiv gestalten zu können.

Den „eigenen vier Wänden“ als Krücke einer falschen Sicherheit und Freiheit wollten wir gemeinsame Eß-, Schlaf- und Arbeitsräume gegenüberstellen. Verwirklicht wurden nur Arbeits- und Aufenthaltsraum, die Entstehung getrennter Schlafräume beruhte auf anderen Kräften. (Vergleiche das Kapitel V)

Auf der Suche nach einem gemeinsamen Arbeitsprojekt, das wir nur allgemein bestimmen konnten, und einig in dem Bedürfnis, unsere bürgerliche Charakterstruktur aufzubrechen, konnten wir unsere gemeinsame Praxis nur in der Formel zusammenfassen: „Jeder kann Tätigkeiten außerhalb der Gruppe nachgehen (Studium, verschiedene politische Arbeit) und Beziehungen zu anderen haben. Nur muß klar sein, daß im Konfliktfall das Interesse der Gruppe vorgeht.“ Die einzige kontinuierliche, von allen gleichmäßig getragene Tätigkeit, war daher zu dieser Zeit die gemeinsame Reproduktion und der organisatorisch geregelte Ablauf des Alltags. Teilweise beruhte das gute Funktionieren der Organisation sicher auf der Tatsache, daß die beiden Kinder, die im Oktober endgültig zu uns kamen, gewisse Notwendigkeiten setzten: Morgens aufzustehen, um sie zum Kindergarten zu bringen, und sie abends abzuholen.

Organisiert wurden vor allem:

1. Die Reproduktion der Gruppe – horizontaler Finanzausgleich (Ausgleich der verschiedenen hohen individuellen Einkünfte, damals durch Jobs, Stipendien und Unterstützung der Eltern), bald auch ergänzt durch Verkauf und Drucken von Broschüren,
2. die gemeinsame Planung des Konsums,
3. gemeinsame Führung des Haushalts – Kochen, Einkaufen, Abwaschen und Aufräumen, Kassenbuch führen und kontrollieren,
4. die Beschäftigung mit den Kindern.

Alle diese notwendigen und mitunter lästigen Arbeiten wurden reihum nach einem im Voraus festgelegten Plan durchgeführt. (vgl. die Abbildung)

Bei dieser Beschreibung fällt das Außergewöhnliche des Kommunealltags überhaupt nicht mehr auf; deshalb wollen wir versuchen, es am subjektiven Bericht von Eberhard über den Alltag in der Kommune zu verdeutlichen.

Bericht über den Kommunealltag

„Ich war wohl mein ganzes Leben lang noch nie so viel „zu Hause“, dort, wo ich wohne, wie in der Kommunzeit. Früher war ich regelmäßig den ganzen Tag über weg, in der Uni, in Bibliotheken, Schwimmbädern, hockte bei Freunden herum, oder war mit irgendwelchem Kram beschäftigt, – als Besorgungen oder Erledigungen bezeichnet – abends habe ich dann ein Abendbrot zu mir genommen, meist allein, zwischen irgendwelchen Büchern, eine lästige Gewohnheit, zur Nahrungsaufnahme notwendig. Und hinterher zog es mich wieder weg, egal ob ich mir vorgenommen hatte, heute mal in Ruhe was zu lesen oder zu schreiben, oder nicht, es zog mich ins Kino, zu einer politischen Veranstaltung, in eine Kneipe oder ein Tanzlokal.

Diese Gewohnheiten waren eigentlich nicht deswegen schlecht, weil es Gewohnheiten waren, sondern weil sie überhaupt keine Beziehung mehr zu dem hatten, was ich mit ihnen eigentlich erreichen wollte: Kommunikation mit anderen, die die gleichen Interessen hatten, Befriedigung von erotischen und intellektuellen Bedürfnissen; vom Bedürfnis, mich zu bewegen, mich in dem was ich tue und denke von anderen bestätigen zu lassen. Natürlich bildeten sich auch in der Kommune Gewohnheiten, feste Einrichtungen, aber sie hatten sich nicht verselbständigt, sondern waren immer noch verbunden mit den Bedürfnissen, zu deren Befriedigung sie nur den Rahmen abgeben sollten.

Das will ich am gemeinsamen Abendessen deutlich machen, der einzig festen Einrichtung, die sich über alle Stürme hinweggerettet hat. Die Zeit dazu war bestimmt durch die Kinder, die um fünf Uhr aus dem Kindergarten kamen und vor dem Schlafengehen noch Zeit zum Spielen, vor allem für ihre Sexspiele haben sollten. Deshalb gab es zwischen sechs und acht irgendwann Essen.

Wir hatten meist das Menu im Laufe des Tages zusammen überlegt. Es war leicht, da Übereinstimmung zu erzielen, weil wir alle sehr gern kochten und auch bis auf einige Kommunespezialitäten, die wir immer wieder essen wollten, sehr viele Einfälle hatten. Auch ich hatte gelernt, meine Spiegelei – Steaks-Variationen zu erweitern.

Trotz großer Anstrengung machte es mir Spaß, wenn ich dran war, möglichst gleichzeitig abzuwaschen, das Esszimmer aufzuräumen, Salat, Fleisch, Kartoffeln usw. gleichzeitig vorzubereiten, so daß alles zur gleichen Zeit fertig wurde. Bei diesem Konzentrations- und Planspiel wollte ich natürlich auch gleich die ganze Kapazität unseres Gewürzregals nach den Anleitungen unserer Spezialisten (Marion, Jan) ausnutzen. Diese Gleichzeitigkeit habe ich nur selten geschafft, so daß mir die anderen manchmal halfen und bei großem Hunger und gutem SF-Beat wir sogar alle zusammen in der Küche das Essen produzierten.

Plötzlich stand dann das Essen auf dem riesigen Tisch, und jeder ergatterte sich einen Platz; möglichst an einem Ende, weil die anderen einen dann bedienen mußten, und weg von den Kindern, weil man denen helfen mußte.

Daß die Zimmertüren offen stehen, stört nur am Anfang des Essens, das äußere Bild vom klassischen Abendmahl wird nicht nur durch Kindergeschrei gestört. Nach dem Fraß legt irgend jemand eine Platte auf, die Kinder setzen voller Energie ihr unterbrochenes Spiel fort, indem sie Stühle zu einem Auto zusammenstellen, ich trage den Rest Salat raus, den ich mir später nochmal anmachen will. Die anderen legen sich stöhnend auf das Messingbett oder die Matratzen und summen oder dösen vor sich hin. Später fängt einer an zu tanzen, die Kinder machen mit, in einer Ecke tanzen drei zusammen. Die Kinder drehen sich so lange im Kreis, bis sie vor Schwindel umfallen, sie wollen auf unsere Schultern. Das ist anstrengend, aber es macht Spaß, mit den kreischenden Viechern auf den Schultern und einem ebensolchen Gespann gegenüber, sich zu den Stones zu bewegen. Zwischendurch trinke ich einen Schluck Wein, es wird diskutiert, wer Zigaretten holt, man berät, ob wir noch einen Kaffee trinken sollen. Ich weigere mich, ihn zu machen, da ich sowieso abends keinen mehr trinke, schnappe mir ein Kind und turne dann mit den beiden abwechselnd zwischen Tisch und Matratzen herum. Marion und Christel tanzen schon länger, ihre Bewegungen passen immer besser zusammen, ich habe plötzlich Lust, mitzumachen, wir bewegen uns zuerst im Dreieck, dann kommen die Kinder dazu, wir bilden einen Kreis, immer mit einem in der Mitte. Wir unterhalten uns darüber, daß die Kinder später wohl keine Schwierigkeiten mehr

haben, sich in jeder Situation so zu bewegen, wie es ihnen Spaß macht. Mir ist heiß geworden, ich ziehe mir das Hemd aus, und bemerke dabei, daß die anderen barfuß tanzen. Aber ich habe keine Lust, mir die Füße heute zu waschen.

Wir einigen uns darauf, daß Jan einen Tee kocht, während ich die Kinder ins Bett bringe. Marion kommt mit ins Kinderzimmer. Ausgezogen sind sie schnell, wir toben noch etwas mit ihnen herum, als sie sich zunehmend mit sich selbst beschäftigen, ziehen wir uns wieder zu den anderen zurück. Mit dem Tee gehen Unterhaltung und Tanz weiter, zu der Musik jetzt immer wieder das Lustgeschrei der Kinder aus dem Nebenzimmer.

Etwas später kommen die Kinder zu uns rein und sagen, wir sollten die Musik leiser machen, sie könnten sonst nicht schlafen. Das geschieht, und sie zischen wieder ab. Es ist inzwischen kurz vor neun, ich bringe noch ein paar Sachen in die Küche, die anderen helfen mir, mein Pensum ist erledigt, ich ziehe mich für heute zurück und lese in den Zeitungen, die ich zwar heute morgen gekauft habe, aber noch nicht lesen konnte.

Soweit ein Beispiel dafür, was sich konkret an meinem Alltag in der Kommune verändert hat. Wenn ich früher tanzen wollte, ging ich zu irgend jemand, der ein Fest machen wollte. Die Linken sind bekannt dafür, daß sie nicht feiern können, weil ihnen die Planung eines Festes mit allem, was dazu gehört, zuwider ist, verständlicherweise. Bei uns gehörte das Tanzen, Herumliegen, Reden und Sichbewegen, die allgemeine Zärtlichkeit nicht zu vergessen, eine ganze Zeit lang dazu, ergab sich wie von selbst aus der Atmosphäre. Wer bei uns gegessen hatte, machte mit, oder auch nicht, wenn er keine Lust hatte. Nicht nur das Essenvorbereiten, der Konsum selbst machte mir großen Spaß; auch das, was sich daraus spontan ergab, gehörte dazu, setzte die Kommunikation auf einer anderen Ebene fort.

Das war das gemeinsame Abendessen. Meinen allgemeinen Eindruck über den Alltag in der Kommune kann ich nicht mit einem Satz beschreiben. Er besteht aus permanentem Gespräch mit den anderen, in der Küche, im Bad, im Fahrstuhl, und eigentlich nie angestrengter Konversation, sondern nur das, was einen interessiert, politische Sache, unsere Finanzen, die anliegende Arbeit, persönliche Wünsche

oder Schwierigkeiten. Das geht so weit, daß wir andere Leute, die uns besuchen, erst einmal herumsitzen und zuhören lassen, sie in die Situation der Gruppe mit einbeziehen, bevor wir auf sie eingehen.

Dazu kommen die dauernden neuen Aufgaben, Anregungen, Informationen von außen. Es entsteht über Äußerlichkeiten immer wieder der trübe Eindruck, im Zentrum der linken Bewegung zu stehen (manchmal pro Stunde 20 Anrufe, pausenlose Besuche, Anfragen von allen möglichen Institutionen über jeden Scheißdreck). Alles, wozu man als Privatmensch auf die Straße, in die Uni, in Arbeitskreise gehen muß, kann man scheinbar hier haben. Das führt zu einer Atmosphäre dauernder Anspannung, die eine enterotisierende Wirkung für das Gruppenleben und den einzelnen hat. Es fehlt die gemeinsame Tätigkeit, auf die man sich zusammen mit den anderen gerne konzentriert.

Das ist sicher ein Grund dafür, daß wir unseren erotischen und sexuellen Bedürfnissen relativ isoliert von der Gruppe nachgegangen sind, uns neben dem anstrengenden und anregenden Gruppenleben auf ein Verhältnis als „Ruhepol“ zurückgezogen haben. Das Zusammensein der Gruppe stand in solchen Situationen eigentlich immer unter einem bestimmten Aspekt (zu diskutieren, Analyse zu machen, etwas vorzubereiten), meine Entspannung reduzierte sich auf das Zusammensein mit Marion, nach getanem Kommunewerk.

Zum Glück wurden diese Hochdruckperioden, die entweder von außen bestimmt waren (Mitarbeit bei größeren Kampagnen, Vorbereitung von Demonstrationen) oder von uns (Vorbereiten und Druck einer Broschüre), von richtigen Gammelperioden abgelöst.“

So wurde ein kollektiv organisierter Alltag in der Kommune vom einzelnen erlebt. Wir wollen unsere Entwicklung zur „Revolutionierung des Alltags“ in der Kommune festhalten, weil wir daran zeigen können, wie wichtig es ist, daß die Form des Zusammenlebens ohne Gruppenzwang und autoritär festgelegtes Konzept entstehen. Allerdings war die konkrete Form, in der wir den Alltag organisiert haben, von der historischen Entwicklung und der speziellen Zusammensetzung unserer Gruppe abhängig und kann daher nicht ohne weiteres übertragen werden.

Mit den Regelungen für die Bereiche Haushalt, Lebensunterhalt und Kindererziehung wurde zwar ein gewisser Zwang auf die aktuellen Bedürfnisse des einzelnen ausgeübt; aber dieser Zwang beruhte auf kollektiver Einsicht in die beste Form der Organisation unserer Bedürfnisse und konnte jederzeit umgestoßen werden, wenn die Regelung nicht mehr unseren Vorstellungen entsprach. So haben wir z.B. das gemeinsame Frühstück zeitweilig abgeschafft, so lange die meisten keine Lust hatten, morgens zu einem bestimmten Zeitpunkt mit den anderen zusammen zu essen.

Die Entwicklung der Alltagsorganisation

In der SDS-Wohnung haben wir zunächst nur gemeinsam zu Abend gegessen. Einkaufen und kochen sollte, wer Lust hatte. Er bezahlte selbst, und seine Ausgaben wurden in eine Liste eingetragen. Wir hatten vor, die Ausgaben am Ende des Monats zu verrechnen, was aber nicht geschah. Abgewaschen wurde abends gemeinsam oder gar nicht. Später entstand das Bedürfnis, auch gemeinsam zu frühstücken. Wir entdeckten das berühmte Kommune-Müsli, das allmorgendlich mit der Lektüre von mindestens 5 Tageszeitungen und Früchten je nach Jahreszeit zelebriert wurde.

Da der horizontale Finanzausgleich nicht auf privaten Vereinbarungen beruhen sollte, und wir sinnlose Ausgaben von einzelnen vermeiden wollten, wurde die gemeinsame Kasse und zu ihrer Kontrolle das gemeinsame Kassenbuch eingeführt. Gleichzeitig wurden die täglichen Arbeiten im Haushalt eingeteilt. Das geschah im Monat Mai. In den Diskussionen, die zu unserem Organisationsplan führten, wurden wiederholt die peinliche Parallele zur Zwangsordnung in einer Jugendherberge gezogen. Aber wir konnten uns damit trösten, daß es ein entscheidender Unterschied ist, ob die Betroffenen diese Regelung nach ihren Interessen selbst einführen und ob sie jederzeit gemeinsam geändert werden kann, oder ob man einer Hausordnung unterworfen ist und jede Abweichung von ihr bestraft wird.

Entgegen unseren Befürchtungen, daß durch die Regelung die Spontanität der Individuen beschnitten wird, haben wir eine weitgehende Entlastung von dem üblichen Alltagskram erreicht, der in der Privatexistenz einen Teil der möglichen Produktivität einnimmt.

Die gemeinsame Reproduktion

Wir waren uns darüber einig, daß wir neue Formen des Zusammenlebens und -arbeitens nur entwickeln konnten, wenn wir nicht unsere finanzielle Existenzgrundlage in einer entfremdeten Arbeit isoliert beschaffen mußten. Deshalb beschlossen wir, uns die nötigen Finanzmittel – über die genannten Quellen hinaus – in einer kollektiven Arbeit zu beschaffen, die unserer Produktivkraft „Intelligenz“ mehr entsprechen würde und deren Inhalt, Ablauf und Einteilung wir selbst bestimmten könnten. Wodurch sich eine solche kollektive Arbeit von der üblichen isolierten Arbeitsform unterscheidet, werden wir in anderem Zusammenhang genauer darstellen (vgl. Kapitel V).

Wir haben deshalb alte, verschollene Texte, die wir für die linke Bewegung für wichtig hielten (vor allem aus der Sex-Pol-Bewegung), ausgegraben, auf einer eigenen Maschine gedruckt, an Genossen verkauft und vertrieben. Diese „Raubdrucke“ wurden ergänzt durch eigene Broschüren, Referate und dergl..

Man hat uns oft den Vorwurf gemacht, nicht entfremdete Arbeit innerhalb des kapitalistischen Systems sei eine illusionäre Vorwegnahme der sozialistischen Utopie. Das stimmt insofern, als wir mit unserem Gewinn letzten Ende auf die Gesetze des kapitalistischen Marktes angewiesen waren. Wir müssen dem die konkreten Erfordernisse entgegenhalten, die die neue Linke im damaligen Stadium an ihre Mitglieder stellte. Wir konnten es für berechtigt halten, mit Hilfe gesicherter Finanzquellen einen Freiraum zu schaffen. Denn in ihm wollten wir ja daran arbeiten, die Mechanismen überflüssiger Herrschaft auch im sogenannten privaten Bereich abzubauen und Methoden zu finden, um den heute möglichen Aufbau kollektiver Strukturen zu fördern.

Im Jahre 1969 ist es allerdings eine berechnete Frage, wie die Genossen, die ihr Geld mit Raubdrucken verdienen, dies politisch rechtfertigen. Denn inzwischen hat sich gerade im Bereich politischer Literatur („linke“ Drucker, Buchladen, Clubs) ein Heer von Leuten eingeschlichen, die allein in ihre private Tasche wirtschaften und die ihre politische Mission darin sehen, linke Literatur zu verbreiten und den Profit für ihre privaten Bedürfnisse zu verwenden. Es wird Zeit, daß alle, die in

diesem Bereich eine politische Zielsetzung vorgeben, öffentlich Rechenschaft ablegen und den Profit zur Finanzierung anderer Projekte zur Verfügung stellen. Wir müssen dafür sorgen, daß den kleinkapitalistischen Schmarotzern der linken Bewegung endlich das Handwerk gelegt wird!

Unsere speziellen Reproduktionsbedingungen waren historisch gerechtfertigt, solange die Alternative hieß: vereinzelt in der Produktion oder in Institutionen arbeiten zu müssen. Heute erscheint zunehmend die Möglichkeit, sich kollektiv am jeweiligen Arbeitsplatz zu organisieren. Damit erst wird es sinnvoll, aber auch notwendig, die Art, wie die Genossen ihren Lebensunterhalt verdienen, in die politische Diskussion miteinzubeziehen.

Für den gemeinsamen Konsum können Kommunen nach unserer Erfahrung die Widersprüche der Warenverwertung auf dem kapitalistischen Markt bei der Befriedigung ihrer Bedürfnisse ausnutzen. Wir haben die Gegenstände, die wir zum Wohnen, zum Lebensunterhalt, für Arbeit und Spiel brauchten, mehr von ihrem Gebrauchswert, als von Tauschwert und Prestige (neuestes Modell usw.) her ausgewählt. Das ist nicht unsere eigene Idee, denn im linken Gegenmilieu werden ganz allgemein alte, noch gebrauchsfähige Sachen geschätzt, die für den geplanten Verschleiß des Vergeudungskapitalismus nur noch Ramsch sind, egal ob es sich dabei um Auto, Kühlschrank, Möbel oder Kleidungsstücke handelt.

Außerdem konnten wir mit relativ wenig Geld auskommen. Ein altes Auto für sieben Leute ist natürlich ökonomischer. Das gleiche gilt für den Einkauf von Lebensmitteln usw. Im Vergleich zur Einzelexistenz brauchten wir relativ wenig Geld (durchschnittlich etwa 250,-DM pro Person im Monat), wobei wir auf keine der notwendigen Luxusgüter verzichten mußten. (Auto, Telefon, Kühlschrank, Toaster, Plattenspieler, Fernheizung, mehrerer Tageszeitungen usw.) Denn alle diese Bedürfnisse können in der Gruppe rationaler befriedigt werden.

Wir waren den Konsumzwängen nicht so ausgeliefert wie in der bürgerlichen Existenz. Kleidung, Haushalts- und Gebrauchsgegenstände konnten wir – wie andere Typen des Gegenmilieus auch – billig oder umsonst von den Umschlagplätzen gebrauchter Waren (Trödler,

Wohnungsaufösungen, Versteigerungen usw.) besorgen. Das schlägt sich in der Kleidung und Wohnungseinrichtung nieder. Wir waren nicht auf den neuesten Chic, den Stil des „Schöner wohnen“ angewiesen, sondern konnten aus der Konformität ausbrechen, indem wir differenzierte Formen, uns zu kleiden und zu wohnen, an der Phantasie alter Modelle entwickelten.

Aufhebung von Privateigentum und gemeinsame Kasse

Die gemeinsame Organisation des Alltags hat bei uns nur funktioniert auf der Grundlage der kollektiven Beschaffung der Mittel für den Lebensunterhalt. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, das eingebrachte Geld gemeinsam zu verwalten, nach gemeinsam aufgestellten Prinzipien für unsere Bedürfnisse auszugeben. Die gemeinsame Kasse hat sich schon in der SDS-Wohnung als feste und eine der besten Kommuneeinrichtungen bewährt: alles Geld, das gemeinsam oder einzeln eingebracht wurde, mußte hier abgeliefert werden. Es wurde auf zwei Kassetten verteilt; in die eine kam das Geld für im voraus feststehende Ausgaben wie Miete, Versicherung usw.; in die andere kamen die Gelder für den unmittelbaren Konsum. Hierfür wurde bei allgemeinen Finanzdiskussionen nach den vorhandenen Mitteln ein Satz für Essen und Trinken festgelegt (durchschnittlich 25,--- DM pro Tag), der als Orientierung beim Einkaufen diente. Außerdem wurden bestimmte Anschaffungen für die Gruppe oder einen von uns beschlossen. Dabei kamen wir oft mit kollektiver Phantasie auf bessere Lösungen, als sich der einzelne vorstellen konnte (z.B. daß man ein Paar Schuhe nicht da oder dort zu kaufen brauchte, sondern anderswo besorgen konnte). Zur Kontrolle über die Einnahmen und Ausgaben führten wir ein Kassenbuch, in das jeder, der Geld aus der Kasse nahm, seine Ausgaben eintragen mußte.

Da es bei uns überhaupt kein Privatgeld mehr gab, auch kein sogenanntes Taschengeld – ausgenommen persönliche Geschenke, die man mit Zustimmung der anderen für bestimmte Zwecke verwandte – ist unser Kassenbuch zu einem unbestechlichen Spiegel unserer geldwerten Bedürfnisse geworden. Es gibt Auskunft über die periodischen Schwankungen des Zigarettenkonsums, über Ausgaben auf Kneipenbesuchen von einzelnen (die ihre Frustration z.B. in der

„Blauen Grotte“ lösen wollten). Es war deshalb nicht selten Ausgangspunkt von Gesprächen über die Situation, in der sich die Gruppe oder der einzelne befand.

Einen Kassenwart gab es bei uns natürlich nicht. Alle notwendige bürokratische Arbeit haben wir, soweit es ging, für eine bestimmte Zeit abwechselnd gemacht, Telefonrechnungen, Kindergartenbeiträge usw.; dazu gehörte auch die Kontrolle des Kassenbuchs, ob die Ausgaben den Beschlüssen entsprachen und ob „alles eingetragen war“.

Zu unserem eigenen Erstaunen hat die fehlende Verfügungsgewalt über eigenes Geld keine sichtbaren nachteiligen Wirkungen auf uns gehabt. Wir liefen buchstäblich immer mit leeren Taschen herum. Es genügte uns, das nötige Geld für Fahrtkosten, Einkauf usw. mitzunehmen. Die Sicherheit, die darauf beruht, immer eine bestimmte Summe Geld bei sich zu haben, mit der man sich dann etwas Wichtiges kaufen konnte, war für uns überflüssig geworden. Als wir diese Tatsache bei uns näher untersucht haben, sind wir auf den Grund dafür gestoßen: das mit dem „Taschengeld“ verbundene Gefühl persönlicher Freiheit beruht auf einem falschen kleinbürgerlichen Bewußtsein, das der Vergeudungskapitalismus erzeugt. Denn der Bürger ist stolz auf die Möglichkeit, sich jederzeit einen der begehrten Konsumartikel kaufen zu können, „wenn er nur will“, weil er glaubt, sie seien sein persönliches Verdienst. Täglich wird uns weismacht, die Entscheidungsfreiheit im Bereich des gewohnten Konsums sei das Höchste an Autonomie: Dieses oder jenes Waschmittel, diese Sorte Schokolade oder eine andere wählen oder auch einmal darauf verzichten zu können, soll das Gefühl garantieren, frei zu sein.

Im Herbst 1967 haben wir uns einen alten VW-Bus gekauft, der als Kommune-Auto seine Funktion hervorragend erfüllt hat. Er stand allen zur Verfügung, und alle hatten für seine Wartung zu sorgen. Aber genauso wie solches später erworbene gemeinsame Eigentum waren auch eingebrachte oder später von einzelnen erworbene Gegenstände zum Nutzen aller da. Das Auto von Klaus – so lange er bei uns wohnte – ebenso Kleidung und Gebrauchsgegenstände standen nicht mehr unter der alleinigen Verfügungsgewalt dessen, der sie erworben hatte. Wir haben eigentlich alle diese Dinge ausgetauscht, ohne daraus ein Prinzip zu machen.

Genauso wenig Probleme gab es auf diesem Gebiet, wenn jemand wieder aus der K 2 ausziehen wollte: ohne das juristisch oder sonstige festgelegt zu haben, konnte jeder die eingebrachten Sachen wieder mitnehmen, so weit sie nicht zur festen Kommune-Einrichtung geworden waren, z.B. ein Abwaschtisch oder Geschirr. Die finanziellen Einlagen, die verbraucht waren, wurden natürlich nicht zurückgegeben. Wohl haben wir versucht – wenn nötig und möglich – den Betroffenen für die Zeit des Übergangs zu unterstützen.

Die Regelung der Arbeiten im Haushalt

Leider gibt es kein Protokoll darüber, wie wir den organisierten Tagesablauf in der Komme erlebt haben. Dann könnten wir besser verdeutlichen, wie sich unsere Regelung auf die Spontaneität auswirkte. Wenn man nur beschreibt, welche Bereiche des Alltags und wie sie von allen erledigt wurden, sieht es so aus, als hätten hier Ordnungsfanatiker ein starres Schema durchgesetzt. Deshalb verweisen wir für jeden, der nicht ähnliche Erfahrung in einer Gruppe selbst gemacht hat, auf die Einleitung zu diesem Kapitel. Hier wollen wir uns darauf beschränken, kurz das Prinzip der abwechselnden Haushälterarbeit zu erläutern: Bestimmte Bereiche mußte reihum jeder von uns bewältigen; eine Zeitlang mit noch einem anderen zusammen, später, als wir nur noch 5 Erwachsene waren, alleine.

Einkaufen, Kochen, Abwaschen, das Aufräumen von Küche, Eßzimmer und Kinderzimmer waren Aufgabe dessen, der „dran“ war; dazu kam als wesentlicher Punkt die Beschäftigung mit den Kindern, die natürlich besonders am Wochenende, wenn sie nicht im Kindergarten waren, zur Hauptbelastung wurde. An diesen Tagen und bei Krankheiten haben wir uns die Sachen dann irgendwie geteilt. Einen Wochenplan gab es für das Saubermachen in den übrigen Räumen (ebenso Finanzkontrolle und Zeitungsarchiv, das wir bis Anfang 1968 geführt haben). Als sich herausstellte, daß keiner Lust hatte, diese Arbeit eine Woche lang allein zu machen, haben wir dann alle paar Wochen eine „Kampagne“ organisiert, mit dem Zweck, den ganzen Dreck und Müll in einem Aufwasch gemeinsam zu entfernen, die nötigsten Reparaturen durchzuführen usw.

Organisation und Desorganisation im Alltag

Im Laufe unseres Zusammenlebens haben wir einen Zusammenhang entdeckt zwischen der Art, wie die Organisation des Alltags funktioniert hat und dem Zustand der Gruppe. Das wollen wir am Beispiel des äußeren Bildes, das die Wohnung jeweils bot, klarmachen. Periodisch wiederkehrend herrschte bei uns ein durchaus unproduktives Chaos. Überall war es schmutzig. Man hatte z.B. keine Lust zum Baden, weil es im Bad stank, wenn tausend schmutzige Handtücher herumlagen; im Wohn- und Arbeitszimmer war es so unordentlich, daß man nichts mehr finden konnte. Die Küche war in einem chaotischen Zustand und voller Müll, so daß man dort kein Bort mehr essen mochte (dieser Zustand ist dem Leser sicher aus allen Zeitungsberichten über Kommune-Wohnungen bekannt. Nicht immer beruht also das Schwelgen in der Darstellung von Schmutz und Unordnung alleine auf den Vorurteilen der bürgerlichen Journalisten). In einer solchen Situation hatte keiner Lust, etwas an dem Chaos zu ändern. Jeder machte den anderen Vorwürfe, daß sie nichts mehr täten. Wenn wir gemeinsam darüber sprachen, kamen wir meist sehr schnell auf die Ursache dieser Situation: Jeder erwartete von den anderen, bzw. von der Gruppe, daß sich etwas änderte. Diese Passivität war das Resultat irgendeines Konflikts in der Gruppe, der bis dahin meist unbewußt geblieben war. In solchen Fällen war es zwecklos, in einer Haushaltsdebatte nur die nötigen Arbeiten regeln zu wollen; denn das wuchs sich meistens nur in völlig fruchtlose, gegenseitige Vorwürfe und Aggressionen aus, die den zugrundeliegenden Konflikt verschleierten.

Wir wissen, daß einige Wohngemeinschaften in Berlin daran gescheitert sind. Ihre Mitglieder haben sich über Küchenprobleme so irrsinnig zerstritten, daß die Gruppen im gegenseitigen Terror oder durch Auflösung auseinanderfielen. An diesen Beispielen läßt sich nachweisen, daß Kollektive, die allein durch das Zusammenwohnen einen Teil der Privatsphäre mit einbeziehen, scheitern müssen, wenn sie die auftauchenden Konflikte nicht als Ergebnis der mitgebrachten bürgerlichen Struktur erkennen und geeignete Methoden entwickeln, sie aufzulösen.

So hat sich im Laufe unserer Entwicklung immer wieder bestätigt, daß die eigentlichen Schwierigkeiten nicht da lagen, wo man sie aufgrund individueller Gewohnheiten erwartet. Viel eher da, wo jeder, der das

Wort Kommune in den Mund nimmt, wegen seiner eigenen Schwierigkeiten am ehesten Abhilfe erhofft: auf dem Gebiet der Sexualität, oder dem der gemeinsamen schöpferischen Arbeit. Diese Bereiche werden im späteren Kapitel gesondert behandelt. Unsere Erfahrungen über die Alltagsorganisation können wir dahin verallgemeinern, daß wir unsere Konsumbedürfnisse im Laufe der Zeit ohne besonderen Zwang relativ weit aneinander angepaßt haben. Sonderwünsche von einzelnen wurden entweder zu allgemeinen gemacht (z.B. Vorlieben beim Essen), oder wir haben versucht, demjenigen seine Extrawurst zu ermöglichen.

Die Bedeutung der Organisation des Alltags

Die Bedeutung unserer gemeinsamen Alltagsbewältigung kann man in fünf Punkten zusammenfassen:

1. Die gemeinsame Ökonomie ist vor allem auf zwei Bereichen wichtig:
Die **R e p r o d u k t i o n** der Gruppe wird gesichert durch horizontalen Finanzausgleich der individuellen Einkünfte und zusätzliche kollektive Arbeit. Dadurch ist der große Druck, den der ökonomische Zwang auf die Individuen ausübt, ganz erheblich abgebaut. Das gilt vor allem im Vergleich zu Kleinfamilien und alleinstehenden Müttern, die für ihre Kinder sorgen müssen. Ein großer Teil der Frustrationen, die durch isolierte, entfremdete Arbeit in Fabriken, Bürokratien oder bei Gelegenheitsjobs erkaufte werden, können durch eine kollektiv organisierte und von der ganzen Gruppe getragene Arbeit erspart werden. Dadurch wird ein großer Teil der sinnlosen Kompensationen (Autonomie und Aktivität in Freizeitbeschäftigungen wie Autofahren und Kino) überflüssig.

Im Bereich des **K o n s u m s** werden die individuellen Bedürfnisse in Diskussionen aufeinander abgestimmt. Die Notwendigkeit, für den gemeinsamen Lebensunterhalt der Gruppe zu sorgen, hat uns dazu erzogen, bewußt und gerne unsere individuellen Bedürfnisse in die Gruppe zu integrieren und einen Verzicht nicht unbedingt als Unterdrückung – wie in der Familie – zu erfahren.

Die gemeinsame Ökonomie ist billiger und rationeller als in der Kleinfamilie bürgerlichen Stils. Die Fixierung an Konsumzwänge und die

Sicherheit, die man sich durch persönlichen Besitz erkaufen will, können allmählich durch die gemeinsame Planung abgebaut werden.

2. Durch die **a b w e c h s e l n d e H a u s h ä l t e r a r b e i t** wird der einzelne von der dauernden Beschäftigung mit dem Alltagskram entlastet.

Das läßt sich rein zeitlich feststellen, dürfte aber vor allem psychisch wichtig sein. Wer nicht dran ist, braucht sich nicht über Essen, Kinderspiele und Aufräumen Sorge zu machen. Außerdem können individuelle Belastungen (z.B. wichtige Beschäftigungen außerhalb, Krankheit) leichter aufgefangen werden.

Durch die abwechselnde Sorge um Haushalt und Kinder entfällt die dauernde Anwesenheit eines starren Alltagsrahmens, der in der bürgerlichen Existenz eine wichtige Bedeutung hat. Denn die Identität eines Ich-schwachen Menschen wird zu einem großen Teil durch Gewohnheiten, feste Regeln, immer wiederkehrende Tätigkeiten und wiederholbare, halbautomatische Handlungsabläufe bestimmt. So ergänzt die Beschäftigung mit dem alltäglichen Kram die Entfremdung am Arbeitsplatz und garantiert die Kontinuität und Identität der bürgerlichen „Persönlichkeiten“. Das gilt in unserer Gesellschaftsordnung besonders für die Frauen, auch wenn sie keinen Beruf haben. Wenn einem dieser falsche Rahmen weggenommen wird, ist man gezwungen, sich über seine Bedürfnisse klarzuwerden, soweit sie mit den anerzogenen kollidieren, und seine Interessen an anderen Personen und Sachen neu zu bestimmen.

3. Durch die Konfrontation mit der Arbeit im Haushalt an einem oder zwei Tagen in der Woche wird das Erfahrungs- und Betätigungsfeld eines jeden erweitert. Es ist nicht leicht, die speziellen Interessen und Fähigkeiten, die jeder auf diesem Bereich mitbringt, wirklich zu kollektivieren.

Diese Erweiterung kann dazu führen, daß Tätigkeiten mit Lust besetzt werden, die sie in diesem Bereich heute kaum noch haben: die beste Hausfrau hat nach einiger Zeit, wenn sie immer kochen muß, die Schnauze voll. Vor allem ist die Organisation eine Voraussetzung dafür, daß es uns gelungen ist, die starre Trennung von grauem Alltag und festlicher Feier zu durchbrechen (vgl. den subjektiven Bericht).

4. Die Erweiterung des Betätigungsfeldes bei der abwechselnden Haushälterarbeit betrifft aber nicht nur neue manuelle und geistige Koordinationsfähigkeiten. Sie kann auch wesentlich zur Heranbildung von Zuverlässigkeit und freiwilliger Verantwortung beitragen.

Verantwortung und Disziplin haben wir unter starkem moralischen Druck in Elternhaus und Schule lernen müssen, meist unter Verzicht oder sogar gegen die eigenen Bedürfnisse. In der Kommune bedeuteten sie Autonomie und Selbststeuerung im Rahmen des Kollektivs. Denn hier beruhen sie auf dem Prinzip herrschaftsfreier Selbstverwaltung, wonach grundsätzlich jeder jede Funktion wahrnimmt. Verlässlichkeit und Engagement eines jeden sind Ausdruck davon, daß der einzelne seine vitalen Interessen am besten in der Gruppe verwirklichen kann; deshalb sind sie abhängig von der erotischen Qualität der gemeinsamen Tätigkeit und der jeweiligen Gruppensituation.

5. Mit der Vermeidung der *Arbeitsteilung* nach Geschlechtern und Alter wird eine tendenzielle Aufhebung der gesellschaftlich bedingten Fixierung an bestimmte Rollen erreicht.

Die Differenzierung und Erweiterung der Wahrnehmung, das Freisetzen menschlichen Verhaltens aus dem zwanghaften Alltagsrahmen kann zu einem wichtigen Ansatzpunkt für die Überwindung bürgerlicher Strukturen werden. Die Angleichung der Geschlechter hat sich bei uns vor allem auf zwei Gebieten eingespield: im Haushalt, in Kleidung und Aussehen und damit zusammenhängend in einer Form freierer Bewegung. Wir haben festgestellt, daß das Bedürfnis zu baden, zu tanzen, zu kochen, sich die Haare zu waschen und zu kämmen, sich im Freien zu bewegen, Auto zu fahren und Süßigkeiten zu essen nicht nach Geschlecht und Alter grundsätzlich unterschieden ist. Und wir haben versucht, danach zu handeln! Genauso haben wir dem angeblich weiblichen Wunsch nach Zärtlichkeit und dem angeblich kindlichen, von anderen geschützt, gepflegt zu werden und mit ihnen zu spielen, nach Kräften nachgegeben.

Diese Tendenz, die innerhalb der linken Bewegung und in der sogenannten Subkultur immer deutlicher wird, und die wir intensiv und bewußt vorangetrieben haben, hat Reimut Reiche in seinem Buch „Sexualität und Klassenkampf“ sehr genau gedeutet:

„Zugleich kündigt sich in dem Abbau sozial scharf differenzierter Geschlechtsrollen auch eine endlich möglich gewordene Individualität

sierung des Geschmacks, der spezifischen Eigenschaften einer Person und eine Ausweitung der persönlichen Repräsentation an, die etwas Utopisches an sich hat. Peter Brückner hob als fortschrittliches Moment der Berliner Kommune I hervor, daß sie die Fähigkeit zur Wahrnehmung minimaler (kognitiver) Differenzen bewußt gemacht habe. Das entwickelte Ich drückt den Grad seiner Differenzierung in der Unterscheidung feinsten Wahrnehmungsdifferenzen aus. Die Geschlechterspannung ist in allen bisherigen Kulturen sozial gewaltig überzeichnet und unter ungeheurem Zwang aufrecht erhalten worden. Sie verlöre bei einem, einzig als sozialistisch zu bezeichnenden, hohen Grad kultureller Ich-Entwicklung nicht ihre Kraft, wenn sie äußerlich nicht länger scharf markiert wäre. Vielmehr würde das Verschwinden äußerlicher Kennzeichnung der Geschlechtermarkierung – Tabu der Homosexualität, geschlechtsspezifische Zuordnung der Kleidung, Haartracht, Gestik, Bewegung, des gesamten sozialen Verhaltens – das Spannungsgefälle zwischen den Geschlechtern enorm individualisieren und so ihre Beziehungen endlich vermenschlichen. (S. 120)“

An diesem Punkt wäre es notwendig, etwas über die Befreiung der Frauen in der Kommune von den Zwängen zu berichten, denen sie in der Gesellschaft, in der Kleinfamilie und noch in den „Verhältnissen“ unterliegen. Denn es ist für die linke Bewegung eine bittere Erfahrung, daß der Abbau der sozial differenzierten Geschlechtsrollen und in den nicht öffentlichen Kommunikationsformen die spezielle Unterdrückung der Frau nicht einfach aufhebt, weil sie in der Erziehung fest verankert und deshalb in tiefliegende Charakterschichten – auch der Genossen – eingegangen ist.

So konnte erst die Freisetzung ihrer Energien durch den Ausbruch aus fixierten Zweierbeziehungen und der bürgerlichen Alltagssituation den Kommunistinnen bewußt machen, daß eine Identifizierung mit den männlichen Idealen – politische Arbeit unter theoretischen Leistungsanspruch – sie zwangsläufig zur Akkumulation linker Literatur und in eine Konkurrenzsituation führte, die nicht ihren Interessen entsprach.

Diese Frage gehört systematisch nicht in dieses Kapitel, und sie wird später ausführlich behandelt werden. Hier wollten wir nur auf die Grenzen hinweisen, die der Aufhebung der Rollenfixierung durch einen freieren äußeren Lebensrahmen gesteckt sind.

IV. GEMEINSAME KINDERERZIEHUNG – AUF DEM WEGE ZUM KINDERKOLLEKTIV

Einen wesentlichen Teil unseres Zusammenlebens haben die beiden Kommunekinder Nessim und Grischa, bestimmt. Zunächst war das nur daran sichtbar, daß wir sie in unseren fortlaufenden Organisationsplan mitaufgenommen hatten: Die Last der Kinder sollten nicht nur ihre Eltern alleine tragen. Bei ihrem Einzug erhielten die Kinder ein eigenes Zimmer; bald haben sie mit ihren Spielen die ganze Wohnung okkupiert. Wir mußten uns wohl oder übel mit ihnen intensiver beschäftigen.

Erst allmählich haben wir gemerkt, welche Bedeutung die Kinder für unsere eigene Entwicklung haben. Wir haben sehr viel aus ihren Spielen, ihrem Verhalten untereinander und ihren Schwierigkeiten gelernt. Wollten wir unseren Anspruch einer Alternative zur Kleinfamilie ernstnehmen, mußten wir auch ein anderes Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern entwickeln.

Wir setzten uns intensiv damit auseinander, wie wir die neuen Inhalte unseres Zusammenlebens unseren Kindern weitervermitteln sollten. Inzwischen ist die Bedeutung der Kindererziehung für die Linke Bewegung offenbar geworden. Die Kinderladenkampagne hat allein durch ihre praktischen Anforderungen in vielen Städten einen Stellenwert erhalten. In der theoretischen Diskussion ist noch nicht geklärt, wie die politische Bedeutung der Kinderläden in Abgrenzung zur reinen Selbsthilfeorganisation genauer zu definieren ist. Die theoretischen und praktischen Ansätze für die Inhalte einer antiautoritären Erziehung mit sozialistischer Zielsetzung werden gegenwärtig auf breiter Ebene diskutiert.

Als wir in der Kommune mit der Kindererziehung anfangen, gab es auf diesem Gebiet außer einigen historischen Versuchen (Wera Schmidt: Kinderheimlaboratorium, Sexpol-Bewegung) keine Vorarbeit. Die antiautoritäre Erziehung stieß damals – zumindest bei den Theoretikern der Linken – auf skeptische Distanz. So findet sich noch in dem 1968 veröffentlichten Buch von Reimut Reiche, *Sexualität und Klassenkampf*, eine programmatische Warnung:

„Eine klassische Familienfunktion kann der hier skizzierte Kommune-Typ nur schwer oder gar nicht übernehmen: Die Kinderaufzucht. Man kann am Sozialisationsprozeß nicht herum-dilettieren.“ Dieser Satz von Brückner muß sehr ernst genommen werden. Es gibt in den gesamten hochentwickelten Industrieländern nicht ein Beispiel eines praktizierten Modells frühkindlicher Sozialisation außerhalb der Familie, das signifikant befriedigendere Resultate erbracht hätte als die durchschnittlich glücklicheren Fälle (oder Zufälle) von Familiensozialisation bei normalen oder liebesfähigen Eltern mit durchschnittlich günstigen familiären Randbedingungen (gesicherte ökonomische Existenz; Wohnverhältnisse; Rollenverteilung der Eltern; Zeit, die die Mutter dem Kind zur Verfügung stellen kann).“ (S. 160)

Reiches sachliche Aufzählung der Bedingungen für eine erfolgreiche Sozialisation verschleiern den Ausgangspunkt: die theoretische und praktische Kritik der bürgerlichen Zwangsfamilie. Durch die Hintertür einer affirmativen Kindererziehung wird die „Glückliche Familie“ wieder als Normalfall eingeführt. Reiche unterschlägt, daß „normale“ Eltern liebesunfähige Eltern sind und die bestehende Familienstruktur nur noch unter äußerstem Druck auf ihre Mitglieder aufrechterhalten werden kann. Materiell geschieht dies durch die irrationale ökonomische Abhängigkeit von Frau und Kind. Die vom Konsumversprechen laufend stimulierten erotischen und sexuellen Wünsche können im institutionellen Rahmen gegenseitig abhängiger Individuen nicht befriedigt werden.

In den Studien über *Autorität und Familie*, die das Institut für Sozialforschung 1936 herausgegeben hat, wird gezeigt, daß die Familie im Frühkapitalismus bestimmte rationale Funktionen für das Individuum und die Gesellschaft erfüllt hat. Sie besorgte als kleinste selbständige Produktionseinheit die Vermittlung des gesellschaftlich notwendigen Wissens und die Weitergabe der notwendigen Fähigkeiten für die spezielle Berufsausbildung. Darauf gründete sich die rationale Autorität des Familienvaters. Die Familie war Grundlage für die gemeinsame Reproduktion, den Konsum und die sexuelle Befriedigung der erwachsenden Individuen. Im Vergeudungskapitalismus sind alle diese objektiven Funktionen der Familie auf den Konsum reduziert worden. Die Kleinfamilie ist die für den Kapitalismus günstigste

Konsumeinheit der „notwendigen Luxusartikel“ (Fernsehapparat, Waschmaschine), die zum Verschleiß und in einer gesellschaftlich nicht benötigten Menge produziert werden können. Außerdem ist die Familie immer noch die bedeutsamste Sozialisationsinstanz des kapitalistischen Herrschaftssystems, weil sie durch autoritäre und lustfeindliche Erziehung den herrschaftskonformen, passiven bürgerlichen Charakter formt.

Der psychische Schutzraum, den die Familie einst ihren Mitgliedern gegenüber gesellschaftlicher Konkurrenz und Leistungsansprüchen gewährte, ist zunehmend zersetzt. Dennoch ist die Zähigkeit, mit der die Familie im Spätkapitalismus sich erhält, nicht allein auf deren ökonomische Funktion zurückzuführen. Immer noch können Frauen und Kinder unter den bestehenden Verhältnissen nicht auf die ökonomische und soziale Garantie einer „gesicherten Existenz“ in der Familie verzichten, obwohl sie mit einschneidender Unterdrückung erkaufte werden muß. Der Verlust der positiven psychischen Funktion, den die Familie für die Individuen einst hatte, befördert die zunehmende Aggressivität in den entwickeltesten kapitalistischen Gesellschaften. Sie erfaßt die intimsten menschlichen Beziehungen. Vietnam kehrt wieder in den wachsenden sadistischen und masochistischen Formen sexueller Befriedigung im Ehepartnertausch, im Angebot von Aufputzmitteln und Stimulantien zur Erhöhung der Potenz. Die weit entwickelten Ersatzbefriedigungen werden ergänzt durch öffentliche Propagierung des geilen Koitus; alle erotischen Kontakte sind reduziert auf die körperlichen Funktionen, die zum Endsieg im Orgasmus führen sollen.

Die materielle und psychische Abhängigkeit verhindert, daß die völlige Verrottung der Institution Familie sich geradlinig in einer steigenden Zahl von Ehescheidungen ausdrückt. Stattdessen machen in der Mehrzahl der Ehen die Partner sich das Leben gegenseitig zur Hölle. Der Druck wirkt sich vor allem auf die Kinder aus. Die durchschnittliche Kleinfamilie produziert anlehungsbedürftige, labile, an infantile Bedürfnisse und irrationale Autoritäten fixierte Individuen. Diese Tatsache ist unabhängig vom guten Willen oder den Erziehungsmethoden der Eltern. Nur der radikale Bruch mit der überkommenen Dreiecksstruktur der Familie kann zu kollektiven Lebensformen führen, in denen die Individuen fähig werden, neue Bedürfnisse und Phantasie zu entwickeln, deren Ziel die Schaffung des neuen Menschen in einer revolutionierten Gesellschaft ist.

„Die Lösung der Verwahrlostenfrage im besonderen und der Kindererziehung im allgemeinen hängt davon ab, ob und wie es gelingen wird, die inzestuöse und schuldgefühlsbeladene Haßbindung der Kinder an die Eltern und der Eltern an die Kinder aus der psychischen Strukturbildung auszuschalten. Es ist eine logische Konsequenz, daß dies nicht gelingen kann, wenn die Kinder nicht in kollektive Erziehung kommen, ehe sie die seelisch vernichtenden Bindungen an die Eltern auszubilden in der Lage sind, also etwa schon vor dem 4. Lebensjahr. Das bedeutet nicht Vernichtung der natürlichen Liebesbeziehungen zwischen Eltern und Kindern, sondern nur die der neurotisch krankhaften Bindungen. Die Lösung dieser Aufgabe wird gewiß scheitern, wenn nicht der Widerspruch zwischen Kollektiv und Familie in breitem gesellschaftlichen Maßstab gelöst werden wird.“ (Wilhelm Reich, Die sexuelle Revolution, Frankfurt 1966, S. 316)

Wenn wir dort ansetzen wollten, mußten wir – ungeachtet aller theoretischen Bedenken – mit unserer Praxis der kollektiven Erziehung einfach beginnen, und sie immer wieder theoretisch durchdenken, die Fehler korrigieren. Denn die Ohnmacht der kritischen Theorie (Reiche-Zitat) zeigt sich immer wieder daran, daß sich aus ihren Analysen keine Anweisung für eine Praxis entwickeln läßt. Erst aus dem Wechselverhältnis von Reflexion und verändernder Praxis kann die richtige Theorie entstehen. Nur wer es wagt, die Kritik an den bestehenden Verhältnissen in eine radikale Praxis umzusetzen, wird etwas verändern können.

Einzug der Kinder

Als die Kinder zu uns kamen (bis September 1967 hatten sie in der Kommune I gelebt), standen beide unter der Einwirkung traumatischer Erlebnisse: für Nessim (Junge, 4 Jahre alt) die Trennung seiner Eltern und der Fortgang seiner Mutter; für Grischa (Mädchen, 3 Jahre alt) die zeitweilige Trennung von ihrer alleinstehenden Mutter. Nessims Vater und Grischas Mutter lebten jetzt in der Kommune.

Nicht alle waren mit dem Einzug der Kinder bei uns einverstanden. K. und Jan empfanden Kinder als störend für unser Zusammenleben und für die Konzentration auf ihr Studium. Eike äußerte Angst davor, die Erziehung von Nessim allein zu übernehmen. Nessim war damals

außerordentlich stark an seinen Vater gebunden. Bei gemeinsamen Spaziergängen etwa wollte er dessen Hand kaum loslassen. Durch den Verlust der Mutter war bei ihm eine stark passiv feminine Einstellung zum Vater entstanden. Sie äußerte sich darin, daß er jeder Konkurrenzsituation mit Eike aus dem Wege ging. Er versuchte zum Beispiel, einen Baum zu erklettern. Kletterte Eike dann hinauf, gab Nessim den Versuch sofort auf und sagte in einem weinerlich jammernden Ton: „Ich kann nicht“. Eike fühlte sich durch diesen ausschließlichen Anspruch an ihn außerordentlich stark belastet und gehemmt. Er forderte deshalb von der Gruppe, daß die Erziehung von Nessim kollektiv übernommen werden sollte. Marion, die Mutter von Grischa, äußerte den gleichen Anspruch. Die übrigen freuten sich auf die neue Erfahrung mit den Kindern und waren mit dem Versuch einer kollektiven Fürsorge und Erziehung sehr einverstanden. Aber alle Erwachsenen wollten den Kindern in unserem Leben nur einen begrenzten Platz einräumen. Wir besorgten deshalb zwei Plätze für sie in einem städtischen Kindergarten. Obwohl der Kindergarten bereits überfüllt war, wurden die Kommunekinder sofort aufgenommen. Das Jugendamt schien ungeheuer erleichtert zu sein, daß wir unsere Kinder freiwillig der staatlichen Kontrolle unterwerfen wollten, die Behörde also nicht gezwungen war, von sich aus „zum Wohl der Kinder“ in die Höhle gewaltätiger Anarchisten zu gehen. Daß linke Radikale fähig sind, ihre Kinder zu lieben, kann eine faschistoide Bourgeoisie nur in biologischen Instinktkategorien begreifen.

Eine Glosse im Tagesspiegel vom 7.10.67 bemüht dazu den Vergleich vom Wolf und seinen Jungen:

„Machen die Mitglieder der sogenannten Kommunen zu wenig Gebrauch von Moral und Seife? Die Frage ist schon insofern zweischneidig, als die Moral, als Konvention verstanden – und was anderes wäre sie, bei Lichte betrachtet, eher ein Waschmittel denn ein Sauberkeitsmerkmal. Zum Zweiten: Warum kann nicht einer, der in Verhalten und Kleidung provoziert, öfter duschen als ein sozial angepaßter. Scheut man sich demnach, die Kommunarden mit dem Bad sozial- und individualhygienischer Vorurteile auszuschütten, so argwöhnt man immerhin, ihre Küken müßten der Nestwärme gänzlich entbehren. Die Kommunen haben je ein Nesthäkchen, dessen Befinden amtlich zu beurteilen war, weil die Kinder – drei

und vier Jahre alt – zum ganztägigen Kindergarten angemeldet waren. Zuvor fand das übliche Gespräch mit den Eltern statt, deren Besorgtheit nach offizieller Bekundung bürgerlichen Maßstäben hervorragend standhielt. Von den Kindern selbst berichtet der Jugendstadtrat, ohne eine gewisse Verwunderung zu verbergen, sie seien im besten Ernährungszustand, auffallend gepflegt, erschienen wohlherzogen und hätten sich mühelos in die Gemeinschaft der Bürgerkleinkinder eingefügt. Darauf könnte einer sagen: Na und? Selbst der Wolf pflegt seine Jungen. Schon schon – aber welcher Wolf pflegt so anders zu sein als die anderen Wölfe wie die Kommunarden.“

Bis in die völlig sinnentstellten Sätze verrät der Artikel die Hilflosigkeit des Bürgers gegenüber der Menschlichkeit seiner Gegner.

1. Phase: Intellektualisierte Erziehung

In der ersten Zeit schwebte uns als Ziel unserer kollektiven Erziehung vor, allmählich die Fixierung der Kinder an ihre jeweiligen Eltern aufheben zu können. Die Kinder sollten die Möglichkeit erhalten, intensivere Beziehungen zu mehreren Erwachsenen aufzunehmen und sich mit ihren Wünschen und Ängsten auch an andere als an ihre Eltern wenden zu können. Leitbild war, die Kinder zur Selbständigkeit zu erziehen.

Das Verhalten der Männer gegenüber den Kindern war wesentlich von einem rigiden Schematismus bestimmt, wie wir rückblickend feststellen können. Die Organisation wurde häufig gegen die ausdrücklichen Wünsche der Kinder durchgesetzt. Wenn vor dem Einschlafen ein Kind nach einem bestimmten Erwachsenen verlangte, bekam es oft zu hören: „Der ist heut nicht dran!“ Wenn ein Kind weinte, wurde es meistens spontan von dem jeweiligen Elternteil getröstet. Das wurde manchmal von Eberhard kritisiert, der meinte, daß in diesem Fall sich der jeweilige Tagesdienst um das Kind zu kümmern habe. Die Kinder wurden angehalten, sich selbst zu waschen und anzuziehen. Oft wartete derjenige, der „dran“ war, eine halbe Stunde, ehe er auf den Wunsch der Kinder einging, sich lieber anziehen zu lassen als das selbst zu tun. Wir gingen damals von einer schematischen Einschätzung des Entwicklungsstandes der Kinder aus. Wir meinten, mit drei und vier

Jahren müßten sie in der Lage sein, sich selbst anzuziehen. Wir übersahen, daß die Kinder durch traumatische Erlebnisse in ihrer affektiven Entwicklung zurückgeworfen worden waren. Hinter der Weigerung, entsprechend ihrer körperlichen Entwicklung gewisse Fähigkeiten selbständig einzusetzen, steckte der Wunsch nach Regression in einen Zustand, in dem sie als Baby von der Mutter zärtlich gepflegt und umsorgt worden waren.

Anna Freud beschreibt den Mechanismus der Intellektualisierung bei Kindern und Jugendlichen als Mittel, mit bedrängenden inneren Triebvorgängen fertig zu werden:

„Das glatte Triebverbot, die Askese, leistet ... dem Jugendlichen im allgemeinen nicht, was er von ihr erwartet. Da die Gefahr erst einmal allgegenwärtig bleibt, muß er sich nach Mitteln umsehen, um sie zu bewältigen. Das Durchdenken des Triebkonflikts, seine Intellektualisierung scheint ein solches Mittel zu sein. Hier wird die Flucht vor dem Trieb, die wir bei der Askese finden, durch Zuwendung zu ihm ersetzt. Aber die Zuwendung bleibt eine gedankliche, intellektuelle. Was der Jugendliche in seinen abstrakten, intellektuellen Gesprächen und Leistungen zustande bringt, sind keine Lösungsversuche von Aufgaben, die die Realität ihm stellt. Seine Gedankenarbeit entspricht eher einer gespannten Wachsamkeit für die Triebvorgänge in seinem Inneren und einem Umsetzen dessen, was er spürt, in abstrakte Gedanken.“ (Anna Freud, Das Ich und die Abwehrmechanismen, Kindler, München o.J., S. 126)

Wir können uns hier mit dem von Anna Freud benutzten problematischen Begriff der Abwehr nicht auseinandersetzen, möchten aber daran festhalten, daß der Angst vor inneren Triebregungen immer eine reale äußere Bedrohung vorangegangen ist, die die kindliche Triebbefriedigung durch Verbote, Strafen, Liebesentzug einschränkte oder verhinderte. Wir wissen, daß ein erheblicher Teil dieser Sanktionen gegenüber dem kindlichen Triebleben von den Eltern unbewußt ausgeübt wird und sich eher in einem repressiven affektiven Klima als in verbalen Geboten und Verboten ausdrückt. Wenn das Ich also bereits die Wahrnehmung einer inneren Triebregung als angsterregend signalisiert, ist anzunehmen, daß die Triebäußerung mit äußerer Gefahr verbunden war oder ist.

Entsprechend ihrer mittelständischen Herkunft und ihrer Erziehung in der Oberschule und Universität verkörperten die vier Männer diese rationalisierende Anschauung menschlicher Affekte sehr ausgeprägt. Sie hatten Mühe, Handlungen der Kinder intuitiv zu deuten, und mußten sich ständig bemühen, diese in intellektuelle Kategorien zu pressen, um sie sich verständlich zu machen und darauf reagieren zu können. Wenn die Kinder absichtlich Essen vom Tisch fegten oder ins Zimmer pinkelten, fragten die Männer ärgerlich: „Warum machst du das?“ oder: „Was soll denn das?“ Wir begriffen nur allmählich, daß das scheinbar mutwillige Zerstören von Essen Signalcharakter hatte; daß uns die Kinder etwa damit zeigen wollten, daß wir während des Essens immer nur zwischen uns Erwachsenen gesprochen und sie nicht beachtet hatten. Da sie gegen diese Vernachlässigung nicht verbal protestieren konnten, taten sie es in Form einer provokativen Handlung, die die Erwachsenen nicht übersehen konnten. Ganz langsam erst lernten wir, auf die kindlichen Kommunikationsformen einzugehen. Erste Tendenzen dazu äußerten sich im Mitspielen, wenn die Kinder von uns gebrauchte Worte endlos wiederholten oder lustvoll verdrehten.

Ein Beispiel dazu aus unseren Protokollen, in denen wir auch versucht haben, die Entwicklung unserer Kinder festzuhalten:

Die Kinder wollen beide gleichzeitig den Fahrstuhl betätigen. (Selbständig den Fahrstuhl in Bewegung setzen zu können, bedeutete für die Kinder Realisierung des Wunsches nach Selbständigkeit und Identifikation mit den Erwachsenen, war also eine Zeitlang von ihnen affektiv sehr stark besetzt.) Die Erwachsenen versuchten zunächst oft, den Konflikt zwischen den Kindern dadurch zu regeln, daß sie rational argumentierten: Heute darf Grischa den Fahrstuhlknopf drücken, morgen dafür Nessim. Das hatte meistens wütenden Protest desjenigen zur Folge, der auf den anderen Tag vertröstet werden sollte. Der Aufschub der Wunscherfüllung auf einen für das Kind weit entfernten Zeitpunkt erschien extrem unlustvoll. Die scheinbar rationale Gerechtigkeit der Erwachsenen-Instanz war für die Kinder daher nicht akzeptabel. Die Kinder entdeckten selbst eine bessere Form, den Konflikt zu lösen, indem etwa Nessim sagte: Ich darf jetzt drücken, und Du nachher. Daraus entwickelten sie ein Wortspiel, etwa: Ich darf jetzt drücken, Du

nachher – Ich darf nachher, Du jetzt – Ich aber, Du auch – Du nicht, ich aber usw. Wenn die Erwachsenen mitspielten, entwickelte sich daraus ein gemeinsamer Spaß. Der Konflikt löste sich im lustvollen Spiel, der Aufschub des Wunsches nach Betätigung des Fahrstuhls erschien nicht mehr als ausschließliche unlustvoll und konnte daher vom Kind akzeptiert werden.

Den Frauen fiel das spontane Eingehen auf kindliche Ausdrucksformen viel leichter als den Männern. Wenn insgesamt das rationalistische Verhalten überwog, die Bedürfnisse der Kinder also häufig frustriert wurden, so blieb doch, als positives Ergebnis dieser ersten Kommunephase festzuhalten: Der jeweilige Elternteil wurde von der ausschließlichen Verantwortung für das Kind entlastet. Er gewann dadurch die Möglichkeit, eine gewisse Distanz zu seinen eigenen Verhaltensweisen gegenüber dem Kind zu gewinnen und eingeschlossene irrationale Reaktionen mit Hilfe der objektiveren Beobachtung der Gruppe kritisch zu überprüfen.

Erweiterter Freiheitsspielraum

Tagesprotokoll: Eberhard und Jan haben heute Tagesdienst. Eberhard steht um acht Uhr auf. Die Kinder sind bereits seit zwei Stunden wach und toben nackt durch die Wohnung. Sie haben sich aus der Speisekammer Bananen geholt und gegessen; ebenso die Rosinen. In der Küche ist Zucker verstreut worden. Es sieht ziemlich chaotisch aus. Eberhard versucht, seinen Ärger zu unterdrücken. Er fragt die Kinder: „Wollen wir zusammen saubermachen?“ Die Kinder laufen aus der Küche. Eberhard nimmt einen Lappen und wischt den Tisch ab. Er ruft den Kindern nach: „Zieht Euch schon an.“ Als er fünf Minuten später ins Kinderzimmer kommt, hat Grischa einen Strumpf an. Nessim spielt unter der Bettdecke. Grischa will nicht in den Kindergarten. Eberhard: „Warum willst Du denn nicht in den Kindergarten?“ Grischa: „Will nicht.“ Eberhard versucht sie zu überreden: Sieh mal Grischa, wir können jetzt noch ein bisschen spazieren gehen und Kaugummi kaufen, und heute nachmittag hol ich Euch ab; dann holen wir zusammen den VW-Bus aus der Reparaturwerkstatt.“ Grischa: „Ist der Bus fertig?“ Eberhard erklärt, was an dem Bus kaputt ist. Grischa setzt sich aufs Bett und zieht sich mit Eberhards Nachhilfe an. Sie will nicht das

Kleid, das Eberhard ihr hinhält. Sie will das mit den roten Punkten. Eberhard versucht ihr zu erklären, daß das Kleid schmutzig sei und gewaschen werden müsse. Grischa besteht auf dem rotgepunkteten. Eberhard zieht es ihr an. Nessim macht keine Anstalten, sich anzuziehen. Eberhard reicht ihm Hemd und Hose: „Hier, zieh Dich mal an.“ Nessim: „Kann nicht, sollst mir helfen.“ Eberhard: „Du kannst Dich doch selbst anziehen.“ Nessim will nicht. Schließlich muß Eberhard ihn anziehen, weil die Zeit drängt. Er bringt die Kinder zum Kindergarten und holt sie um fünf Uhr wieder ab.

Jan hat Essen gekocht. Die Kinder essen mit den sieben Erwachsenen an einem Tisch. Grischa will sich selbst Nudeln auffüllen. Sie nimmt sich eine Riesenportion und will immer noch mehr. Jan: „Iß doch erst mal, Du kannst Dir noch nehmen, wenn Du aufgegessen hast.“ Nessim will nichts essen. Niemand redet ihm zu. Nachdem er einige Minuten den anderen zugesehen hat, nimmt er sich selbst etwas. Er läßt die Hälfte auf seinem Teller, steht auf und geht zu seinem Vater: „Will auf Deinen Schoß.“

Alle sitzen noch zwanzig Minuten plaudernd um den Tisch, die Kinder bauen sich inzwischen im Zimmer aus den Stühlen eine Eisenbahn. Dann sagt Jan zu ihnen: „Kommt, wir gehen jetzt mal in Euer Zimmer!“ Die Kinder wollen aber noch nicht ins Bett gehen. Jan schlägt ihnen vor, erst zu baden und anschließend noch in ihrem Zimmer zu spielen. Grischa rennt schon ins Badezimmer vor, Nessim kommt etwas später nach. Nessim und Grischa sind lange in der Badewanne, spielen Boot, toben und platschen den ganzen Fußboden voll. Nach dem Baden, Abtrocknen, ins Bett Tragen und Haare-Föhnen toben sie noch im Bett, kriechen unter die Decke, werfen Jan die Decke über den Kopf und protestieren anfangs, als er ihnen ein dunkelgrünes Tuch als Nachtbeleuchtung um die Lampe legt.

Die Kinder wollen, daß Jan noch dableibt und ihnen eine Geschichte erzählt. Nessim will etwas über Flugzeuge hören. Jan erzählt und wird häufig von Nessim unterbrochen, der die Geschichte nach seinen Wünschen und Vorstellungen verändert. Grischa ist in der Zeit eingeschlafen, Nessim ist noch länger wach und will, daß Eike noch kommt.

Noch ein Satz zum Protokoll: Wenn Eike und Marion zuhause sind, kommen sie regelmäßig abends ins Zimmer und beschäftigen sich noch etwas mit den Kindern.

Wir haben uns bemüht, auf die Lebensäußerungen der Kinder nicht dauernd mit Verboten und Aggressionen zu reagieren, auch wenn sie unseren eigenen bisherigen Vorstellung von Sauberkeit und Ordnung nicht entsprachen. Dabei erlagen wir in der ersten Zeit häufig der Gefahr, die Abwehr der Kinder gegen eine bestimmte Forderung von uns manipulativ zu überwinden. (Vgl. im Protokoll, wie Eberhard versucht, Grisca von ihrem klar und bewußt geäußerten Widerstand gegen den Kindergarten abzubringen, indem er sie mit dem Gespräch über den VW-Bus ablenkt.) Diese hinterhältige Art der Unterdrückung ist häufig bei liberalen Eltern anzutreffen, die sich scheuen, offen Verbote auszusprechen oder physischen Zwang auszuüben. Sie verschleiert dem Kind den objektiv vorhandenen Konflikt zwischen seinen Wünschen und den Forderungen der Eltern. Die aggressive Energie kann sich nicht mehr unverdrängt gegen die Quelle der Unterdrückung richten, sondern muß sich andere Auswege suchen. Das Kind wird bei einer solchen Erziehung dahin tendieren, entweder ziellos aggressiv zu sein oder die Aggression masochistisch gegen sich selbst zu richten, wie es sich im ständigen Nörgeln und Quengeln mancher Kinder äußert.

Durch unsere gemeinsamen Gespräche sind wir den Tendenzen, die kindlichen Bedürfnisse manipulativ zu überspielen, bald auf die Spur gekommen. Wo es uns unumgänglich schien, haben wir dann lieber klare Verbote ausgesprochen (und versucht, sie zu begründen), als die Kinder mit Tricks davon abzuhalten, bestimmte Dinge zu tun: Den Plattenspieler zu bedienen, im Arbeitszimmer zu spielen.

Die Bedeutung der kindlichen Verhaltensformen haben wir erst durch lange genaue Beobachtung, wiederholte Diskussionen und vergleichende Lektüre begriffen und dann in unsere Erziehungsvorstellungen aufnehmen können. So versuchten wir, die äußeren Bedingungen für eine optimale Entwicklung der kindlichen Bedürfnisse und Interessen in eine emanzipatorische Richtung zu schaffen. Bei unseren Gesprächen mußten wir immer wieder feststellen, wie leicht man ungeprüft die eigenen Wertvorstellungen an die Kinder weitergibt. Als Beispiel dafür,

wie wir Konflikte unter den Erwachsenen über Erziehungsfragen, Meinungsverschiedenheiten über den Rahmen des Freiheitsspielraums gelöst haben, haben wir die Planung unseres „antiautoritären Weihnachtsfests“ gewählt, weil sich an ihr gleichzeitig die positive wie negative Fixierung an die bürgerliche Lebensweise zeigen läßt.

Als wir darüber sprachen, wie Kommuneweihnachten 67 bei uns aussehen sollte, gingen wir alle davon aus, daß die christlichen Festtage für die doppelte Moral des Bürgertums eine besondere Bedeutung haben. Die „Menschlichkeit und Brüderlichkeit“, die hier zynischerweise in schlecht verkleideten Konsumorgien kulminiert, übt durch Geschenke und die künstlich geschaffene Märchenwelt auf Kinder einen besonders starken Einfluß aus. Wir konnten die „Feststimmung“, von der unsere Kinder durch den Kindergarten und die veränderte Umwelt angesteckt und fasziniert waren, nicht einfach übergehen. Wir konnten auch nicht die Kinder über den Warencharakter dieses „Liebesfestes“ aufklären. Aber wie konnten wir unseren Wunsch und den der Kinder nach Geborgenheit und Feier in veränderter Umgebung umsetzen?

Verschiedene Vorstellungen standen sich gegenüber, als wir zwei Nächte lang unter starker emotionaler Beteiligung darüber sprachen: Die einen meinten, wir sollten eine Situation – mit Weihnachtsbaum, gemütlichem Beisammensein unter uns usw. – schaffen, die durch die Festatmosphäre hindurch eine intensive gemeinsame Beschäftigung miteinander und mit den Kindern herstellen könnte (Eike, Dagmar, Klaus); die anderen wollten eine gemeinsame „chaotische Vernichtung weihnachtlicher Gefühlsseitigkeit und Innerlichkeit“ innerhalb und außerhalb der Kommunewohnung – Weihnachtsrequisiten nur zum Zwecke ihrer Zerstörung, ein Festessen als Viridiana-Orgie mit anderen zusammen – wenn ein Weihnachtsbaum, dann nur, damit die Kinder ihn zerhacken und für ihre Spiele umfunktionieren können (Marion, Eberhard).

Im Laufe der Diskussion gelang es uns, einen Teil der hinter diesen Forderungen verborgenen Erlebnisse und enttäuschten Wünsche aus unserer eigenen Kindheit aufzudecken. Wir berichten darüber an anderer Stelle (Kap. V). Hier sollen die psychischen Kräfte, die unsere unterschiedlichen Einstellungen mitbestimmt haben, deshalb nicht behandelt werden. Wir wollen hier nur am Beispiel der Weihnachts-

baumfrage darstellen, wie wir versucht haben, den ideologischen Schein des Weihnachtsfestes zu entlarven und Möglichkeiten zur Befriedigung der dahinter verborgenen erwachsenen und kindlichen Bedürfnisse zu entwickeln. Wir haben beschlossen, den „brennenden Baum“ dadurch zu entmystifizieren, daß wir

- a) ihn mit den Kindern zusammen aussuchen und kaufen,
- b) ihn nicht in unseren gemeinsamen Aufenthaltsraum, sondern ins Kinderzimmer stellen,
- c) ihn mit den Kindern zusammen und nach ihren Vorstellungen schmücken (das Ergebnis war: viele Süßigkeiten, die nicht lange hingen und aller möglicher Plunder, z.B. ein heißgeliebtes Nummernschild von einem abgewrackten Auto)
- d) ihn zu brennen, nicht wenn wir, sondern die Kinder dazu Lust hätten.

Im Hauptstreitpunkt einigten wir uns darauf, daß die Kinder den Baum umfunktionieren und zerstören konnten, wenn sie wollten, wir sie aber nicht dazu ermuntern wollten.

Auf wichtigen Gebieten hatten die Kinder einen weitaus größeren Freiheitsspielraum als in der bürgerlichen Familie. Wir versuchten, ihre Spiele so wenig wie möglich zu beeinflussen und uns ihnen nicht mit gekauftem Spielzeug und Geschichtenerzählen aufzudrängen. Das mit Kinderspielzeug vollgestopfte Kinderzimmer ist das Korrelat zum Verbot, Dinge aus der Erwachsenenwelt als Spielmaterial zu benutzen. In der Kommunewohnung hatten die Kinder sehr viel Freiheit, Einrichtungsgegenstände (Matratzen, Stühle, Tische, Geschirr) in ihren Spielen zu verwenden. Es erscheint uns wichtig für die Realitätsbewältigung im Spiel, daß gerade die bedrohlichen Dinge der Erwachsenenwelt ihrer festgelegten Funktion entkleidet werden und im Spiel eine neue Funktion erhalten (z.B. wenn Stühle zu einer Eisenbahn zusammengebaut werden). Wie aus dem Protokoll hervorgeht, wurden die Kinder nicht gezwungen, zu essen oder ihren Teller zu leeren. Wir ließen sie lieber schmutzige Kleidung anziehen, wenn sie das unbedingt wollten, und nahmen dafür die Mißbilligung der Kindergärtnerinnen in Kauf. Für uns war die Liebe des Kindes zu einem bestimmten Kleidungsstück wichtiger als der übertriebene gesellschaftliche Zwang zur Reinlichkeit. Bis in den Herbst haben die Kinder fast jeden Abend gebadet. Dadurch brauchten wir sie nicht zum Waschen anzuhalten,

sondern konnten das gleiche Ziel erreichen, indem es quasi als Nebenprodukt einer für die Kinder sehr lustvollen Beschäftigung, des Badens, abfiel. Nur morgens, bevor die Kinder in den Kindergarten gingen, wischten wir ihnen das Gesicht ab und wuschen zusammen die Hände.

Aa – Popo – Pipi. Die Reaktivierung der analen Phase

Der Erziehung zur Sauberkeit kommt in unserer Gesellschaft eine zentrale Bedeutung zu bei der Herausbildung autoritätshöriger, Ich-schwacher Individuen. Die Psychoanalyse beschreibt die psychische Struktur, die besonders stark die Unterdrückungsmerkmale der Erziehung in der analen Phase des Kindes an sich trägt, als Analcharakter.

„Der Analcharakter ist dadurch gekennzeichnet, daß die Ich-Fähigkeiten, die zusammen mit der Verarbeitung der Anal-Lust erweitert werden sollen, nämlich die verschiedenen Ordnungsfunktionen, die auf der geregelten Beherrschung der Darmtätigkeit aufbauen, auf besonders rigide, rücksichtslose und unnachgiebige Weise durchgesetzt werden. Nirgends spürten wohl die sauberen, gewissenhaften und sozial eingeschüchterten Eltern die Unsozialisiertheit und die Triebhaftigkeit ihres Kindes so stark wie an dessen analen Freuden, an der Hartnäckigkeit, mit der es auf den Produkten dieser Körperzonen als geliebten Objekten beharrt. In der Weise, wie dem Kind diese Freuden ausgetrieben werden, werden auch seine Ich-Fähigkeiten auf eine bestimmte, nämlich verstümmelte Art ausgebildet. Diese erscheinen beim Analcharakter in seiner Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, in der verkümmerten Art, sexuellen Objekten zu begegnen, und in der Starrheit, von der alle seine Handlungen regiert werden.“ (R. Reiche, Sexualität und Klassenkampf, S. 35)

Am Beispiel von Nessim läßt sich darstellen, daß es in der Kommune möglich war, einen Teil der Fehlentwicklungen aus früheren Entwicklungsphasen zu korrigieren. Nessim hatte mit eineinhalb Jahren gelehrt, seine Darmfunktionen zu beherrschen. Er war damals für sechs Wochen getrennt von seinen Eltern bei seiner Großmutter. Als Nessim in die Kommune kam, äußerte er Ekelgefühle gegenüber starkem

Schmutz und hielt sich beim Essen und Spielen recht sauber. Sah er tierischen Kot auf der Straße, sagte er manchmal Pfui und regte sich auf, wenn er aus Versehen hineingetreten war. Nessim zeigte wenig Interesse für das Spielen im Schlamm, mit Knetgummi oder fürs Malen mit Farben. Wenn er malte, zeichnete er nur Konturen, selten füllte er eine Farbfläche aus. Beim Spaziergehen wollte er während mehrerer Wochen unbedingt vermeiden, auf die Trennungslinien zwischen den Steinplatten zu treten. (Wir kennen diesen Vermeidungszwang aus den Neurosen Erwachsener. Er tritt dort immer mit der Phantasie auf, es könne ein unlustvolles Ereignis vermieden werden oder ein gewünschtes eintreten, wenn man sich an die Zwangsregel halte. In vielen Kinderspielen gibt es Bewältigungsversuche dieses aus der Reinlichkeits-erziehung herrührenden Zwanges, bestimmte Linien nicht zu übertreten. Beim „Himmel und Hölle“-Spiel etwa muß man versuchen, über verschiedene aufgemalte Felder zu hüpfen, ohne die Trennungslinien zu betreten. Wer gewinnt, kommt in den Himmel, der Verlierer muß in die Hölle. Die Kinder versuchen im Spiel, sich die von den Eltern geforderten Ordnungsvorstellungen anzueignen.)

Nessim war rationalen Argumenten sehr zugänglich und bereit, seine Wünsche zu unterdrücken, wenn die Erwachsenen ihm die Notwendigkeit intellektuell zu erklären versuchten.

Aus einem Protokoll von Jan:

Petra und ich essen, auf dem Tisch steht ein Rest Quarkspeise für uns. Nessim steht am Tisch und fragt uns sehr ernsthaft, ob wir jetzt äßen, ob wir denn auch später Quarkspeise äßen, und dann etwa: Wir sollten keine essen, er wolle sie haben. Wir fragten ihn, ob er nicht schon welche gegessen habe, wozu er kleinlaut ja sagt. Petra und ich essen weiter. Nessim sitzt die ganze Zeit am Tisch und spielt. Endlich kommen wir zu der fatalen Speise. Ich hatte mir schon vorgenommen, ihm noch was abzugeben, und halte ihm einen Löffel voll hin. Ich muß ihn erst ein paarmal anrufen, bevor er überhaupt reagiert. Dann macht er ein ernsthaft-trauriges Gesicht und sagt im gleichen Tonfall, irrsinnig vernünftig: Nein, ich hab doch schon. Ich frage: Willst Du noch mehr? Ich geb Dir noch was ab. Das akzeptiert er, kommt ganz fröhlich auf mich zu und will natürlich immer noch mehr haben.

Im Laufe der Kommune-Zeit wurde ein Teil der verdrängten Triebwünsche aus der Anaphase reaktiviert und äußerte sich zum Beispiel im deutlichen Interesse für Kot. Nessim und Grischa ergötzen sich häufig am mehrmaligen Wiederholen solcher Wortspiele wie „Aa – Popo – Pipi“. Während eines Ferienaufenthaltes blieb Nessim vor jedem Misthaufen stehen, sagte lustvoll „Kacke“ und wollte wissen, von welchem Tier sie stamme. Wir gingen darauf ein, blieben ebenfalls jedesmal stehen und erklärten geduldig, das ist vom Pferd, das ist vom Esel. Wir versuchten, Nessims neuerwachtes Interesse für die Exkretion zu unterstützen und keine Ekelgefühle zu zeigen. Es erschien uns notwendig, Nessim nicht nur gewähren zu lassen, sondern wegen der bereits vorhandenen Fehlentwicklungen sein anales Interesse deutlich zu bejahen. Der günstige Einfluß zeigte sich nach zwei Jahren in der Kommune in einem weit weniger zwanghaften Verhältnis zur Reinlichkeit. Kot interessiert Nessim heute nicht mehr sonderlich, aber er äußert auch keine Ekelgefühle mehr. Seine Malweise ist großzügiger geworden. Er bemalt heute auch große Flächen mit kräftigen Farben. Zwangssymptome wie das oben geschilderte, nicht auf Striche zu treten, zeigen sich nicht. In seinem ganzen Verhalten ist er freier und ungehemmter geworden. Diese affektiv, nicht nur intellektuell bejahende Einstellung zur Analität war uns selbst erst möglich, als wir einige unserer eigenen verdrängten Triebregungen aus der Verdrängung befreit hatten (Eike zum Beispiel keine Ekelgefühle mehr hatte, wenn er den Spülstein säuberte).

2. Phase: Lockerung der Fixierungen

Beide Kinder standen beim Einzug in die Kommune monatelang unter dem schockartigen Eindruck, die Mutter verloren zu haben. Grischa entwickelte eine ungeheure Eßlust. Sie nahm ständig alle Gegenstände in den Mund und verlangte heftig nach einem Baby-Schnuller, mit dem sie auch auf der Straße herumlied. Ihr Verschlingen von Nahrungsmitteln hatte einen deutlich aggressiven Zug. Diese Regression in die Betonung oraler Verhaltensweisen drückte den Wunsch aus, in einen Zustand vor der zeitweiligen Trennung von der Mutter zurückzukehren. Die aggressiven Impulse gegenüber der Mutter, die aus der Wut über ihr zeitweiliges Verschwinden rührten, konnte Grischa zunächst nicht offen äußern. Sie deuteten sich aber als Bestandteil der Eßlust, in deren aggressiv verschlingendem Charakter an. Wenn man auf Grischas

Wünsche nicht einging, warf sie sich oft schreiend auf den Boden, rollte sich auf den Bauch liegend zusammen und war überhaupt nicht anzusprechen. Faßte sie dann jemand an, so wehrte sie ihn strampelnd ab und brüllte: Laß mich!

Nessim wehrte in den ersten Monaten alle Zärtlichkeiten von Frauen ab. Wenn sie ihn streicheln oder in den Arm nehmen wollten, stieß er sie weg und sagte: Laß mich! Er fragte nie nach seiner Mutter. Wenn er etwas haben wollte, brachte er sein Verlangen meistens in einem quengelnden, weinerlichen Ton vor. Beide Kinder wachten in der ersten Zeit fast jede Nacht schreiend auf. Es war nicht möglich, von ihnen herauszubekommen, was sie bedrückte. Auf Fragen gaben sie keine Antwort, sondern schrien nur krampfartig weiter.

Das Programm, die Fixierung der Kinder an ihren jeweiligen Elternteil allmählich etwas aufzulösen, ließ sich zunächst nicht verwirklichen. Bei Streitigkeiten zwischen den Kindern, Wünschen nach Zärtlichkeit oder in angsteinflößenden Situationen wandten sich die Kinder meistens doch an ihren jeweiligen Elternteil. Mit der Zeit zeigte sich aber, daß für die Kinder die Möglichkeit, im Alltagsleben Affekte gleichsam probeweise an anderen Erwachsenen auszulassen, ihnen erlaubte, allmählich Aggressionen gegen ihre Eltern zu äußern. Besonders Nessim hatte lange Zeit jede Aggressionsäußerung gegen seinen Vater vermieden.

Protokoll:

„Nessim, Jan und Eike sitzen im großen Zimmer. Jan und Nessim balgen. Jan versucht, Nessim zu greifen, Nessim rennt weg, kommt langsam wieder und versucht, Jan zu hauen. Nessim ist ungeheuer intensiv an diesem spielerischen Balgen beteiligt, lacht, freut sich und braucht keine Rücksicht zu nehmen. Haut, so doll er kann, ohne irgendwelche Angst zu äußern. Plötzlich werden wir unterbrochen. Das Telefon klingelt und Jan geht ran. Eike versucht in der Zwischenzeit mit Nessim weiterzuspielen. Aber Nessim ist wie verwandelt: Er hört sofort auf, kann sich ganz offensichtlich mit Eike nicht balgen, verfällt in einen quengelnden Ton und sagt: Nein, nicht. Nach dem Telefon geht dagegen die Prügelei mit Jan sofort weiter.“

Heute schlägt Nessim auch Eike heftig oder beschimpft ihn, wenn er sich über ihn geärgert hat. Diese Fähigkeit, Aggressionen gegen den eigenen Elternteil zu äußern, entwickelte sich parallel mit der Fähigkeit, mit Liebesbedürfnissen sich auch an die anderen Erwachsenen in der Kommune zu wenden. Die Ausschließlichkeit der libidinösen Fixierungen an die Eltern lockerte sich in dem Maße, in dem die Beziehungen der Erwachsenen untereinander libidinöseren Charakter bekamen. Während der Zeit der Analyse erreichte die Gruppe den größten Grad an innerer Bindung und Stabilität. Die Integration war nicht mehr bloßes Programm, sondern wir entwickelten eine starke libidinöse Bindung aneinander. In dieser Phase wandten sich die Kinder immer häufiger mit ihren Bedürfnissen auch an andere Erwachsene. Bei Nessim löste sich ein Teil der Abwehr gegen Frauen. Er ließ sich allmählich ihre Zärtlichkeiten gefallen und begann, Verlangen danach zu äußern. Grischa entwickelte eine starke zärtliche Bindung an Eberhard. Während in ihren Spielen bis dahin Nessim eindeutig dominiert hatte, der Grischa immer Handlangerfunktionen zuwies, begann Grischa jetzt eigene Spiele zu entwickeln. Das Hinwerfen und das nächtliche Schreien hörten auf. Je mehr die Erwachsenen in der Analyse ihre Affektsperrn durchbrachen, desto spontaner und weniger intellektualisiert wurde ihr Verhalten gegenüber den Kindern. Nachdem die Kinder in unserer Kommune zuerst am Rande gestanden hatten, wandten wir ihnen jetzt immer größere Aufmerksamkeit zu. Die verdrängten Triebregungen, die uns in der Analyse bewußt wurden, entdeckten wir bei den Kindern wieder und entwickelten damit ein viel weiteres Verständnis für ihre nichtverbalen Lebensäußerungen. Die größte Sensibilität, die wir durch die Analyse und durch die intensive Beobachtung der Kinder erwarben, half uns, auch unsere eigenen verdeckten Wünsche und Bedürfnisse besser verstehen zu lernen.

Aus einem Protokoll von Eike, 23. April 1968:

Abends, beide Kinder liegen im Bett. Ich streichle Nessim, streichle dabei auch seinen Penis. Grischa: „Ich will auch einen Penis haben.“ Ich versuche ihr zu sagen, daß sie doch eine Vagina habe, die man streicheln könne. Grischa wehrt ab: „Ich will auch nen Penis zum Pinkeln haben.“ Mir fällt ein Gespräch mit dem Psychoanalytiker Hans Kilian ein, in dem wir hypothetisch über die Möglichkeit gesprochen hatten, daß der Penis nicht mehr von Männern als ihr ausschließliches Eigentum betrachtet zu werden brauchte. Ich sagte:

„Grischa, du kannst doch Nassers (= Nessims) Penis haben. Du kannst doch seinen Penis streicheln!“ Grischa geht sofort darauf ein, will Nassers Penis streicheln. Nessim wehrt erst ab, fürchtet wohl einen aggressiven Angriff auf seinen Penis durch Grischa. Ich sage, daß man den Penis ganz lieb streicheln müsse. Nasser ist jetzt einverstanden, will aber dafür Grischas Vagina streicheln. Grischa wehrt ab, ähnlich wie Nasser vorher. Ich sage, daß man die Vagina auch lieb streicheln müsse. Beide sind jetzt einverstanden, streiten sich aber, wer zuerst darf. Nasser ist einverstanden, daß Grischa zuerst seinen Penis streichelt. Disput darüber, wie oft Grischa streicheln darf. Sie will „ganz viel Mal“ zählt an den Fingern ab. Nasser will nur einmal zulassen. Ich sage irgend etwas Vermittelndes. Grischa streichelt ganz zart mit einem Finger Nassers Penis, darauf Nasser ebenso zärtlich Grischas Vagina. Dann versuchen beide zu koitieren.

Die Fähigkeit von Eike, sich in die Situation der Kinder einzufühlen und ihre Angst vor dem Berührenlassen des eigenen Genitals zu überwinden, hängt sicher zusammen mit seinem eigenen Wiedererleben der Kastrationsangst in der Analyse und deren besserer Verarbeitung. Der Geschlechtsunterschied wird von den Kindern sehr früh bemerkt. Seine emotionale und rationale Verarbeitung gehört zu den wichtigsten Leistungen in der kindlichen Persönlichkeitsentwicklung. Wie aus dem Protokoll hervorgeht, versuchten wir uns so zu verhalten, daß der Geschlechtsunterschied von den Kindern nicht als angsteinflößende Bedrohung erlebt wurde, sondern als Möglichkeit, eine zärtliche Beziehung zu anderen Menschen aufzunehmen.

Nicht Duldung, sondern Bejahung der kindlichen Sexualität!

Eine positive Einstellung zur kindlichen Sexualität bedeutet für uns nicht nur, daß man den Kindern offen die Sexualfunktionen erklärt, sondern daß man die von den Genitalien ausgehenden Lustempfindungen der Kinder affektiv bejaht.

„So geringfügig der Unterschied zwischen bloßer Duldung und Bejahung des kindlichen und pubertären Geschlechtslebens äußerlich erscheinen mag, für die psychische Strukturbildung im Zögling ist er entscheidend. Man muß die heute in kleinen Kreisen übliche

duldende Einstellung der Erzieher als vollgültige Sexualverneinung ansprechen. Nicht nur empfindet das Kind die Duldung als das Nichtbestrafen von etwas im Grunde Verbotenem; das bloße Dulden oder „Gestatten“ des sexuellen Spiels bietet kein Gegengewicht gegen den übermächtigen Druck der gesellschaftlichen Atmosphäre. Die ausdrückliche und unmißverständliche Bejahung des kindlichen Geschlechtslebens seitens der Erzieher dagegen vermag auch dann die Grundlage sexualbejahender Ichstruktur-Bestandteile zu werden, wenn sie die gesellschaftlichen Einflüsse nicht zu entkräften vermag. Diese Anschauung will als Kritik des Verhaltens derjenigen Psychoanalytiker gelten, die den wichtigen Schritt vom Dulden zum Bejahen nicht zu machen wagen. Die Auskunft, man müsse es den Kindern überlassen, ist nichts als eine Entlastung von Verantwortung ... So wenig man etwas nicht organisch Gewolltes aufhängen darf, so unerlässlich ist die Unterstützung von Tendenzen im Kinde oder Kranken, die in Richtung der sexuellen Ökonomie wirken. Zwischen Duldung der Geschlechtlichkeit und ihrer Bejahung wirkt die gesellschaftliche Sexuelschranke. Sexualität bejahen heißt die Sexuelschranke überschreiten.“ (Wilhelm Reich, *Der Einbruch der Sexualmoral*, 2. Auflage 1935, Verlag für Sexualpolitik, Kopenhagen)

Wie bedeutsam die kindliche Sexualität für die Auffassung von sozialen Rollen und sozialen Fähigkeiten ist, geht aus dem folgenden Protokoll von Christel hervor:

25. Februar 1968, abends, die Kinder liegen im Bett, unterhalten sich mit Christel und Petra. Ausgangspunkt: *Babies* (interessierte Nessim schon häufiger).

Nessim: „Wie klein sind Babies?“ (zeigt dabei mit den Händen, die er immer weiter zusammenführt)

Christel: „So groß sind sie ungefähr, wenn sie geboren sind.“ (zeigt es mit den Händen)

Nessim: „Was ist das, geboren werden?“

Christel: „Die Babies sind erst ganz klein (zeigt) und wachsen dann im Bauch von der Frau – du hast doch sicher schon mal eine junge Frau auf der Straße gesehen, die einen sehr dicken Bauch hatte. Die hatte ein Baby im Bauch und wenn es groß ist, dann kommt es da raus.“ (zeigt wie groß)

Nessim: „Wie denn?“

Christel: „Durch die Vagina.“

Nessim: „Und wie kommt es in die Vagina? – Ich war aber nicht in der Vagina.“

Christel: „Nein, die Babies wachsen im Bauch von der Frau.“

Nessim: „Ich hatte auch ein Baby.“

Petra: „Nein, aber du warst selbst ein Baby...“

Christel: „Nur Frauen können Babies bekommen. Du weißt doch, daß Grischa eine Vagina hat und du einen Penis. Wenn sich ein Junge und ein Mädchen lieb haben, dann tut der Junge seinen Penis in die Vagina vom Mädchen. Wenn ihr größer seid, könnt ihr das auch machen. Dann fließen lauter Samenkörner aus dem Penis in die Vagina rein und dann wird da ein Baby draus. Das dauert aber eine ganze Weile, bis das Baby so groß ist, daß es da raus kommt.“

Nessim: „Die Grischa hat eine Vagina (zu Petra:) du auch?“

Petra: „Ja.“

Nessim: „Ich habe einen Penis, ich kann auch Autofahren.“

Petra: „Kann man denn nur Autofahren, wenn man einen Penis hat?“

Nessim: „Nur Jungen können Autofahren.“

Petra: „Aber ich kann doch auch Auto fahren und bin ein Mädchen.“

Nessim: „Die Christel aber nicht!“

Petra: „Das kann sie aber doch lernen, wie du, da gibt es Schulen.“

Nessim: „Die Grischa kann das auch lernen?“

*Petra: „Ja.“ (erklärt ihm, wie man es lernt, daß es Lehrer gibt usw.)
Grischa war unterdessen sehr unbeteiligt, hört zwar zu, aber offensichtlich nicht so interessiert wie Nessim.*

Christel: „Grischa, hast du eben gehört, was ich erzählt habe?“

Grischa: „Ja, aber jetzt erzähle ich mal was, ja? Aber erst müssen die ruhig sein.“ (sagt irgend etwas vollkommen Beziehungsloses)

Christel: „So, legt euch mal wieder hin, soll ich noch was erzählen?“

Nessim: „Ja, von Lehrern und Autofahren.“

Christel: „Soll ich nicht mehr von den Babies erzählen, hast du alles verstanden?“

Nessim: „Nein, nur von Lehrern und Autofahren ...“

Nessim zeigt uns hier deutlich, wie die Besetzung von Dingen mit sexueller Energie vor sich geht. Die mit dem Autofahren verbundene

Autonomie, das Gefühl von Stärke und Überlegenheit verknüpft Nessim in seiner Phantasie mit dem Besitz des männlichen Genitals. Wir erleben hier, wie die angebliche soziale Unterlegenheit der Frau, ihr Mangel an Autonomie und Aktivität psychisch motiviert wird durch die kindliche Minderbewertung des weiblichen Genitals. Diese Minderbewertung ist Ausdruck der jahrtausendelangen Unterdrückung der Frauen durch die Männer. Sie wird in der Erziehung ständig reproduziert, indem den Jungen bestimmte, als männlich geltende Tätigkeiten vorgeschrieben werden, während die Mädchen sich nach den traditionellen Erziehungsmethoden vorwiegend mit passiven, hausfraulichen Rollen spielen beschäftigen sollen. Die übertriebene Wertschätzung des männlichen Genitals führt einerseits zur psychischen Minderbewertung der Frau; andererseits steigert sie beim Jungen die Angst, des hochgeschätzten Organs durch Kastration beraubt zu werden, also so zu werden wie die Frauen. In der durchschnittlichen Erziehung wird der Geschlechtsunterschied den Kindern so erklärt: „Jungen haben eben einen Penis, die Mädchen haben keinen.“ Damit wird der Geschlechtsunterschied reduziert auf das sichtbare Haben oder Nicht-haben eines Organs.

Wir haben uns dagegen bemüht, den Kindern die funktionale Gleichwertigkeit des männlichen und weiblichen Genitals für den Lustgewinn zu bestätigen und gleichzeitig eine Bewertung der verschiedenen Spiele der Kinder nach angeblichen männlichen oder weiblichen Rollenzugehörigkeiten zu vermeiden. (Dieses Verhalten wurde uns erleichtert durch den Abbau der Festlegung geschlechtsspezifischer Tätigkeiten in unserem Alltag.) Wir meinen, dadurch der Fetischisierung von Konsumgütern als sexuellen Ersatzobjekten entgegenwirken zu können. Das Auto wird u.a. deswegen zum Liebesobjekt, weil man sich durch seinen Besitz unbewußt einen starken und eindrucksvollen Penis verschafft. Wenn die Angst vor dem Geschlechtsunterschied verringert ist, wird eine realere Befriedigung in genitalen Beziehungen möglich. Das Auto – wie andere Konsumgegenstände auch – kann sachlicher als Gebrauchsgegenstand gesehen und auf seinen Gebrauchswert auch kritisch überprüft werden. Dies läßt sich am Autofahren selbst zeigen: Während die Kinder früher unbedingt immer unser Auto im Straßenverkehr fahren wollten (das Lenken haben wir ihnen nach Möglichkeit erlaubt), sind sie allmählich dazu übergegangen, ihre Wunschphantasien im Spiel zu verwirklichen. Sie

haben akzeptiert, daß Autofahren die Fähigkeiten eines Erwachsenen erfordert.

Dieses Protokoll ist ein Beispiel dafür, daß man schon Vierjährigen gegenüber alles aussprechen soll, indem man die wesentlichen Dinge, für die das Kind sich interessiert, möglichst einfach beim Namen nennt.

Annie Reich, die Frau von Wilhelm Reich, hat in einem kleinen Aufklärungsbuch für Arbeiter diese wichtige Frage der Sexualerziehung sehr einprägsam dargestellt:

„Wie man es im Einzelfall macht, wird lediglich davon abhängen, was das Kind wissen will, wie es fragt, und an was man anknüpfen kann. Je älter das Kind ist, desto deutlicher, „wissenschaftlicher“ kann man sprechen. Das Sexualleben fängt nicht, wie man bis vor kurzem gedacht hat, erst in der Pubertät an, sondern schon in der frühen Kindheit. Schon das ganz kleine Kind spürt sexuelle Erregungen, hat ein reges Interesse für die Fragen des Sexuallebens, denkt darüber nach, sucht sich diese ihm unverständlichen Vorgänge zu ergründen und bildet sich seine eigenen kindlichen Vorstellungen über Geburt und Zeugung, an denen es festhält, wenn es nicht eines Besseren belehrt wird. Es ist gut, wenn es gelingt, diese Sexualphantasien des Kindes kennen zu lernen, damit man weiß, wo man mit der Aufklärung anknüpfen kann, was man berichtigen muß. Es ist also zweckmäßig, wenn man, bevor man einem Kind auf seine Fragen antwortet, erst danach fragt, wie sich das Kind die Sache allein vorstellt.“
(Dr. Annie Reich, Wenn Dein Kind dich fragt ... Gespräche, Beispiele und Ratschläge zur Sexualerziehung.)

Es ist gar nicht unbedingt zweckmäßig, die kindlichen Sexualphantasien und -theorien gleich durch die (wissenschaftlich) richtige vollständige Erklärung zu ersetzen, wie Wera Schmidt in einem Aufsatz über „Die Entwicklung des Wißtriebes bei einem Kinde“ (Zentralratsbroschüre Nr. 1) ausführt, weil man damit das Kind unter Umständen überfordert und ängstigt (S.72). Wesentlich ist, daß man die Unklarheit, die das Kind gerade beschäftigt und beunruhigt, beseitigt und sie nicht durch eine intellektuelle Überforderung wiederherstellt.

„Diese Aufzeichnungen zeigen uns anschaulich, wie ein Kind, das nicht imstande ist, selbständig die Fragen, die sich auf die Geburt beziehen, zu lösen, in einen Erregungszustand gerät, ebenso wie bei der Nichtbefriedigung irgendeines anderen Triebes. Und umgekehrt führt die Lösung der ihm quälenden Frage zu einer affektiven Entspannung, zu einer völligen Beruhigung; das Kind schläft rasch ein, – es ist, als ob das Kind eine ihm notwendige sexuelle Befriedigung bekommen hätte.“

(Wera Schmidt)

Wie das Protokoll von Christel zeigt, waren uns diese Zusammenhänge damals noch unbekannt. Selbstkritisch müssen wir bemerken, daß wir die kindlichen Sexualauffassungen in unserer Erziehung oft einfach übergangen haben. (Genauere Informationen in der Broschüre Nr. 4 der Schriftenreihe des Zentralrats der soz. Kinderläden Westberlins: Befreit die kindliche Sexualität!)

Bei einer bejahenden Einstellung zur Sexualität der Kinder wird sich früher oder später das sexuelle Interesse der Kinder auch auf die Genitalien der Erwachsenen richten. Hier ist dann auch meist in der „freien Erziehung“ die Grenze, die die eigenen Hemmungen der Erwachsenen der sexuellen Wißbegier der Kinder setzen.

Protokoll von Eberhard, 4. April 1968

Nach dem Ausziehen kommt Grischa zu mir: „Will bei dir schlafen.“ Da ich müde und frustriert bin, lege ich mich angezogen zu ihr aufs Bett, will sie möglichst schnell einschläfern. Grischa hält mich mit Zeitungsblättern und Warum-Fragen wach. Ich darf die Augen nicht zumachen. Auf Fragen nach dem Grund, was ich denn sehen soll, antwortet sie nicht mit Worten. Sie ist nur sehr unruhig, reibt die Beine aneinander, steckt sich die Decke dazwischen, zieht wiederholt an Pullover und Strumpfhose. Ich finde keine Möglichkeit, auf ihr sexuelles Interesse einzugehen, und nach zwanzig Minuten zieht sie frustriert mit ihrem Kopfkissen wieder in ihr Zimmer ab. Als ich ihr folge, schickt sie mich zuerst raus, dann soll ich Geschichten erzählen, dann mich zu ihr legen. Nasser ist schon beim Einschlafen, deshalb flüstert sie mir irgendwelche Fragen zu, die ich nicht verstehe. Es gelingt mir nicht, ein Schlafbedürfnis bei ihr zu wecken. Als ich sie frage, ob sie in ihrem Zimmer oder bei mir schlafen will,

geht sie freudig in mein Zimmer. Ich lege mich in Unterhose und Unterhemd zu ihr aufs Bett.

Grischa sagt, sie braucht keine Decke zum Einschlafen. Außerdem soll ich nicht die Augen zumachen. Dann will sie mich streicheln, Hände und Gesicht. Ich darf sie erst streicheln, wenn sie gestreichelt hat, dann auch nur kurz. Zum Bauchstreicheln muß ich mein Hemd hochziehen. Ich liege auf dem Rücken. Grischa streichelt meinen Bauch, wobei sie meine rausstehenden Rippen als Brüste versteht. Ich erkläre ihr, daß das Rippen sind, ich nur eine flache Brust und Brustwarzen habe. Sie streichelt meine und zeigt mir ihre Brustwarzen. Wir unterhalten uns über die Brust von Mädchen, wenn sie älter sind. Dann will sie meinen „Popo“ streicheln. Ich muß mich umdrehen. Sie zieht mir die Unterhose runter und streichelt meinen Popo. Als ich mich wieder umdrehe, um den ihren wie gewünscht zu streicheln, konzentriert sich ihr Interesse sofort auf „Penis“. Sie streichelt ihn und will ihn „zumachen“ (Vorhaut über die Eichel ziehen), bis ich ganz erregt bin und mein Pimmel steif wird. Sie strahlt und streichelt ein paar Minuten lang mit Kommentaren wie „Streicheln! Guck ma Penis! Groß! Ma ssmachen! Mach ma klein!“ Dabei kniet sie neben mir, lacht und bewegt vom ganzen Körper nur die Hände. Ich versuche ein paarmal, sie zaghaft auf ihre Vagina anzusprechen, sage, daß ich sie auch gern streicheln würde, wodurch sie sich aber nicht unterbrechen läßt. Dann kommt doch eine „Reaktion“: Sie packt meinen Pimmel mit der ganzen linken Hand, will sich die Strumpfhose runterziehen und sagt: „Ma reinstecken.“ Ich hatte zwar sowas erwartet (Marion hatte von Badewannenspielen erzählt, wo Nasser seinen Pimmel vor Grischas Bauch hielt und sie sich so zurückbeugte, daß man „Penis in Vagina reinstecken“ konnte, was aber mangels Erektion nicht gelang), war dann aber doch so gehemmt, daß ich schnell sagte, er sei doch wohl zu groß. Darauf gibt Grischa sofort ihre Idee auf, läßt sich aber die Vagina sehr zurückhaltend streicheln. Dann holt sie einen Spiegel, in dem sie sich meinen Pimmel und ihre Vagina immer wieder besieht. Nach erneutem Streicheln und Zumach-Versuchen kommt wieder der Wunsch „Reinstecken“, diesmal energischer als vorher. Ich: „Versuch's mal!“ Sie hält meinen Pimmel an ihre Vagina und stellt dann resigniert fest: „Zu groß.“

Das sexuelle Interesse der Kinder, wenn es nicht durch Einschüchterungen und Verbote gehemmt wird, geht bis zu koitus-ähnlichen Nachahmungen der Erwachsenensexualität. Wie aus dem Protokoll hervorgeht, realisieren die Kinder selbst die Unmöglichkeit, ihre genitalen Wünsche mit Erwachsenen zu befriedigen. Daß die Kinder diese Erfahrung wirklich ausleben konnten, hatte zur Voraussetzung, daß die Erwachsenen nicht nur keine Verbote aussprachen, sondern ihre eigenen Hemmungen überwinden konnten. Die bewußt gemachte eigene Erfahrung wirkt für die Kinder als Antrieb, ihre genitale Sexualität realitätsgerechter mit gleichaltrigen statt mit Erwachsenen zu befriedigen. Vorbedingung dieser besseren Realitätsbewältigung ist, daß die Kinder im Kinderkollektiv aufwachsen.

Aufbewahranstalt

Der städtische Kindergarten erfüllt nicht nur diese Bedingung nicht, sondern wirkt sich auch auf die Entwicklung der Kinder hemmend aus. Unsere Kinder waren zunächst recht gerne im Kindergarten. Nach wenigen Wochen aber zeigten sie immer deutlicher ihre Abscheu davor. Sie weigerten sich morgens, sich anzuziehen, wollten unbedingt zuhause bleiben und mußten fast jeden Tag überredet werden, mitzugehen. Grischa setzte sich dann häufig auf der Straße hin, sagte „will nicht in Kinnergarten“ und brüllte, wenn man sie aufhob. Wenn wir die Kinder nachmittags abholten, waren sie meistens sehr aggressiv gegeneinander. Sie stritten sich zum Beispiel, wer an der rechten Hand gehen durfte, wollten unbedingt Kaugummi oder Süßigkeiten haben oder auf dem Arm getragen werden. Sie suchten Anlässe, aufeinander einzuschlagen. Es dauerte meistens eine Stunde, bis sie nach dem Kindergarten fähig waren, konzentriert zu spielen. Um der im Kindergarten aufgespeicherten Wut ein Ventil zu öffnen, fiel uns manchmal nichts besseres ein, als die Kinder zu ermuntern, mit dem Hammer Flaschen zu zerschlagen. Zuhause wollten sie sich meistens sofort nackt ausziehen. Es kam nie vor, daß sie im Kindergarten begonnene Spiele zuhause fortsetzten. Auf unsere Fragen, was sie im Kindergarten gemacht hätten, gaben sie nur spärliche oder gar keine Antwort.

Unsere eigene Beobachtung beim Hinbringen und Abholen der Kinder zeigte uns, daß der Kindergarten nichts anderes war als eine Aufbewahr- und Dressuranstalt. Die Kinder waren in winzigen Zimmern

zusammengepfercht. Die Spielmöglichkeiten waren weitgehend begrenzt auf das Spielen an Tischen. Ein trostloser Hinterhof, der mit einigen Stangen und Sandkästen ausgerüstet war, diente als Spielplatz. Es gab keinen eigenen Schlafraum, sondern mittags wurden militärähnliche Feldbetten in die Zimmer gestellt und nach der Mittagsruhe wieder weggeräumt. Eine einzige Kindergärtnerin mußte sich um mindestens zwölf Kinder (manchmal über zwanzig) kümmern. Unter diesen Bedingungen konnte sie bei subjektiv bestem Willen unmöglich auf die Bedürfnisse der Kinder eingehen – das im bürgerlichen Charlottenburg; wir wissen, daß es in anderen städtischen Kindergärten viel schlimmer aussieht. Die Kindergärtnerinnen stellten für die Kinder wesentlich eine disziplinierende, verbietende und gebietende Instanz dar. Sie ordneten meist die Spiele an, die gespielt werden sollten. Längere Spielabläufe waren unmöglich; die Spiele wurden immer wieder durch den starren Tagesplan unterbrochen. Alle an sich lustvollen Betätigungsmöglichkeiten der Kinder verkehrten sich im Kindergarten in demütigende, unlustvolle Zwangshandlungen. Gegessen wurde unter dem Zwang, alles aufessen zu müssen. Der letzte beim Essen wurde als „Bummelletzter“ gedemütigt. Das Essen war damit zu einer Art Leistungskonkurrenz gemacht. Für die Kinder war es nicht möglich, sich dann auszuruhen, wenn sie das Bedürfnis verspürten, sondern die Mittagsruhe wurde für alle durchgesetzt, auch wenn die Kinder nicht müde waren. Der objektive Grund dürfte darin liegen, daß die zwei Stunden für die überlasteten Kindergärtnerinnen eine Möglichkeit waren, sich selbst etwas zu erholen. Den Kindern wurde kommandiert: Augen zu! Jeder Kontakt zwischen den Kindern war während der Mittagsruhe verboten. Das Interesse der Kinder an ihrer Sexualität und an ihren Körperfunktionen wurde ständig abgeschnitten. Wir haben beim Abholen mehrfach erlebt, daß Kinder aus dem Klosett gescheucht wurden, wenn sie anderen Kindern beim Austreten zuschauen wollten. Die kindlichen Bedürfnisse mußten ständig in Abhängigkeit von verbietenden Erwachsenen artikuliert werden. Die Kinder konnten nicht lernen, ihre eigenen Bedürfnisse mit denen der anderen Kinder abzustimmen.

Ein Kinderkollektiv sollte es den Kindern erleichtern, soziales Verhalten einzuüben. Dabei werden sie erfahren, daß die Durchsetzung des eigenen Interesses die individuellen Bedürfnisse eines anderen Kindes einschränken kann. Die Erfahrung dieses Konflikts ist notwendig für die

Entwicklung intensiver Beziehungen unter den Kindern. Im städtischen Kindergarten wurden alle diese Möglichkeiten von vornherein abgebrochen.

Im Kinderkollektiv haben Kinder zum ersten Mal eine realistische Chance, die autoritären Fixierungen an die Eltern abzubauen. Denn hier können sie lernen, einen großen Teil ihrer Bedürfnisse mit Kindern des gleichen Entwicklungsalters zu befriedigen und nicht immer auf Erwachsene angewiesen zu sein. Die Ausdehnung des Elternpaares auf ein Erwachsenenkollektiv reicht nach unseren Erfahrungen allein noch nicht aus. Erst ein größeres Kollektiv der Kinder, das unabhängig vom Lebensraum der Erwachsenen sich entwickelt, schafft die Alternative zur überkommenden Dreiecksstruktur!

3. Phase: Sozialistischer Kinderladen

Für die Kinder wurde der Widerspruch zwischen der relativ großen Freiheit in der Kommune und der strikten Disziplin und Unterdrückung im Kindergarten immer unerträglicher. Dieser Widerspruch wurde um so größer, je spontaner sich unsere Beziehungen zu den Kindern entwickelten, je mehr sie also ihre Bedürfnisse in der Kommune befriedigen konnten. Wir selbst wurden dadurch immer mehr auf die Notwendigkeit gestoßen, ein unseren Vorstellungen entsprechendes Kinderkollektiv selbst zu schaffen. Anfang Februar 1968 legten wir als erstes Produkt unserer Überlegungen V. Schmidts Bericht über das Moskauer Kinderheim neu auf, um die Diskussion über die Probleme der Kindererziehung zu intensivieren. In dem Vorwort zu dieser Broschüre hatten wir unsere Vorstellung eines Kinderkollektivs beschrieben. Wir dachten an ein Kinderheim, in dem die Kinder auch übernachten sollten. Diese Vorstellung traf sich mit der Arbeit des Aktionsrates zur Befreiung der Frau, der etwa zur gleichen Zeit in Neukölln und Schöneberg die ersten beiden Kinderläden gegründet hatte. Leerstehende Läden wurden gemietet, renoviert und für Kinder eingerichtet. In den Läden waren ca. acht Kinder und täglich abwechselnd zwei Elternpersonen. In den nächsten Monaten wurden in anderen Stadtteilen neue Läden gegründet.

Da unser aufwendiger Plan eines Kinderheims auf psychoanalytischer Grundlage in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu verwirklichen war, wir

andererseits unsere Kinder nicht länger in den städtischen Kindergarten schicken wollten, gingen wir im April zu den vorbereitenden Diskussionen für einen weiteren Kinderladen. Bis zur Beschaffung geeigneter Räume beschlossen wir, täglich gemeinsame Ausfahrten mit allen Kindern an die Havel zu organisieren. Die meisten Kinder wollten bei diesen Ausfahrten nur mitgehen, wenn ihre Eltern oder wenigstens ein Elternteil mitkam. In der ersten Zeit fuhren daher die Eltern mit, um die Kinder an diese neue Erfahrung zu gewöhnen. Ihre Angst, mit anderen Erwachsenen und Kindern wegzufahren, war nicht durchgehend eine neurotische Trennungsangst, sondern entstand in dieser neuen Erfahrung, mit vielen fremden Kindern und Erwachsenen zusammenzusein. Nach einigen Wochen war bei den meisten Kindern diese Angst verschwunden, nur die kleineren Kinder (2-3 Jahre alt) und einige der älteren bestanden darauf, daß ihre Eltern mitfuhren. Unsere Kinder hatten in diesem Punkt keine Schwierigkeiten. In den wöchentlich stattfindenden Diskussionen der Eltern hatten wir von Anfang an die Auffassung vertreten, daß wir eine „neutrale“ Person für die Kinder finden müßten, die kontinuierlich mit den Kindern rausfährt und später im Kinderladen ist. In diesem Punkt unterschieden wir uns von den Vorstellungen und der Praxis der anderen Kinderläden, in denen sich die Eltern täglich in der Aufsicht abwechselten. Die Erfahrungen der täglichen Ausfahrten bestätigten unsere Auffassung. Vor allem die Kinder, deren Eltern im täglichen Wechsel mit rausfuhren, hatten durchgehend besondere Schwierigkeiten: sie waren besonders aggressiv, mußten sich ihrer Mutter oder ihres Vaters ständig versichern, konnten es teilweise nicht ertragen, wenn sich die anderen Kinder mit ihren Bedürfnissen an ihre Eltern wandten, und hatten an diesem Tag Schwierigkeiten, mit den anderen Kindern zu spielen; meistens wollten sie ihren Eltern etwas vorspielen.

Für die Eltern war diese Situation ebenfalls neu. Sie hatten vor allem Schwierigkeiten, sich ihren eigenen Kindern gegenüber wie gewöhnlich zu verhalten, und verfielen in eine zwanghafte Neutralität, indem sie versuchten, ihr eigenes Kind genauso zu behandeln wie die anderen. Das intensivierte natürlich die Angst des eigenen Kindes. Etwa einen Monat nach Beginn der gemeinsamen Ausfahrten hatten wir eine Kindergärtnerin gefunden, die seitdem kontinuierlich mit den Kindern zusammen ist. Sie hatte ihre Arbeit im städtischen Kindergarten aufgegeben, weil sie durch die objektiven Arbeitsbedingungen dort

gezwungen war, die Kinder ständig zu reglementieren. In Zusammenarbeit mit den Eltern versuchte sie, den Kinderladen so aufzubauen, daß die Kinder hier ein größeres Maß an Freiheit und Eigeninitiative entwickeln konnten. (Die bisherigen praktischen und theoretischen Ergebnisse der Kinderläden werden vom Zentralrat der sozialistischen Kinderläden Westberlins in einer Broschürenreihe laufend veröffentlicht. Dort erscheint auch eine ausführliche Broschüre über diesen Kinderladen.)

Für die Kinder war die Kindergärtnerin im wesentlichen eine Person, die wenig Einschränkungen und Verbote aussprach, sondern sie zu lustvollen Betätigungen anregte. Die Kinder entwickelten nach kurzer Zeit eine große Zuneigung zu ihr und gingen außerordentlich gerne in den Kindergarten. Durch diese libidinöse Bindung an die Kindergärtnerin konnte ein Teil der angstbestimmten Bindung an die Eltern abgebaut werden. Erst dadurch war es möglich, daß die Kinder auch stabilere Beziehungen untereinander aufbauten und so ein Kollektiv entstand, das ein eigenes Selbstverständnis hatte.

Kommune und Kinderladen

Nachdem sich die Kinder so näher kennengelernt hatten, äußerten Nessim und Grischa häufig den Wunsch, bei anderen Kindern zu übernachten. Wenn es möglich war, haben wir dieses Interesse immer unterstützt. Die anderen Kinder freuten sich, wenn Nessim und Grischa oder einer von beiden bei ihnen übernachten wollte. Bald nachdem die Kinder täglich in den Kinderladen gingen, wollten auch die anderen Kinder häufig mit anderen Kindern nach Hause gehen. Aber sie wollten dort nie übernachten. In der ambivalenten Haltung zwischen dem Bedürfnis, mit anderen Kindern auch nach dem Kinderladen zusammensein, und der Ablehnung, dort auch zu übernachten, überwog in der ersten Zeit die Angst vor der Trennung von den Eltern. Nach einem halben Jahr kontinuierlicher Erfahrung im Kinderladen hat sich diese Angst der Kinder deutlich verschoben. Nessim, Grischa und S. übernachten gerne und häufig bei anderen Kindern. Wenn sie morgens in den Kinderladen kommen, werden sie oft von den anderen Kindern gedrängelt, doch abends mit ihnen nach Hause zu kommen. Manchmal versprechen sie den dreien oder einem von ihnen auch irgendwas, wenn sie abends mitkommen. Hierin wird deutlich, daß die anderen Kinder

ein sehr starkes Bedürfnis haben, auch abends mit anderen Kindern zusammenzusein. Dennoch wollen sie nicht woanders übernachten oder nur, wenn ihre Eltern dabei sind. Die Kinder müssen sicher sein, daß ihre Eltern das Zusammenschlafen wirklich bejahen. Bei den Eltern, deren Kinder nicht in anderen Wohnungen schlafen wollen, darf man annehmen, daß sie es unbewußt ablehnen, die Kinder nachts nicht zu Hause zu haben. Von den Kindern geht also deutlich der Wunsch aus, das Kinderkollektiv über das Zusammensein im Kinderladen hinaus auszudehnen. In der Gruppe der Eltern gibt es ähnliche Tendenzen. Seit langem wird diskutiert, ob die bisher nicht in Wohnkollektiven lebenden Erwachsenen ebenfalls in Kommunen zusammenziehen sollten. Ausnahmslos in allen am Kinderladen beteiligten Kleinfamilien gab es von Anfang an starke Spannungen zwischen den Ehepartnern. Im Laufe der Zusammenarbeit im Kinderladen ist eigentlich allen klargeworden, daß diese Ehen nicht mehr aufrechtzuerhalten sind. Jahrelang eingeschliffene Reaktionsweisen gegenüber den Kindern wurden in der gemeinsamen Arbeit des Elternkollektivs in Frage gestellt. Auf einer der ersten Besprechungen konnte eine Mutter von ihrem vierjährigen Sohn noch behaupten: „Er interessiert sich überhaupt nicht für seinen Penis. Manchmal faßt er ihn an und sagt, er tue ihm weh. Aber er läßt sich dann sofort davon ablenken.“ Oder ein anderes Elternpaar: „Wir schlafen immer nackt zusammen vor unseren Kindern. Die interessieren sich gar nicht dafür.“ Die Wahrnehmung offen sexueller Interessen bei anderen Kindern im Kinderladen und die gemeinsamen Diskussionen darüber führten dazu, daß die Eltern die sexuellen Äußerungen ihrer eigenen Kinder bald nicht mehr verdrängen konnten.

Kinder als Konfliktableiter

In fast allen Ehen übernehmen die Kinder im psychischen System ihrer Eltern die Funktion, als Projektionswand ihrer eigenen Konflikte, Ängste und Sehnsüchte zu dienen.

„So findet sich also die Übertragung auch in der affektiven Beziehung zwischen Eltern und Kind. Eltern mit chronischen neurotischen Konflikten neigen oft unbewußt dazu, mit Hilfe ihres Kindes eine alte traumatische Konstellation neu zu beleben. Sie

bringen dem Kind Gefühle entgegen, mit denen sie eigentlich gar nicht das Kind selbst meinen, sondern einen anderen, vielleicht längst entschwundenen Partner. Das Kind muß völlig unschuldig zum stellvertretenden Repräsentanten für jene Figur des biographischer Hintergrundes herhalten. Es wird ihm dessen Rolle aufgenötigt. Begünstigt werden solche Eltern-Kind-Übertragungen dadurch, daß sich beim Kind tatsächlich bestimmte Einzelmerkmale finden, die den Merkmalen der Partnerfiguren entsprechen oder zumindest sehr ähnlich sind, von denen Vater oder Mutter unbewußt die Brücke zum Kind zu schlagen trachten.“ (Horst-Eberhardt Richter: Eltern, Kind und Neurose, Rowohlt 1969, S. 76)

Diese unbewußten Übertragungen finden sich regelmäßig auch bei nicht offen neurotischen Eltern. Im Elternkollektiv und in der Beobachtung anderer Kinder wurde ein Teil der unbewußten Projektionen dem Bewußtsein zugänglich. Die Eltern waren damit mehr gezwungen, ihre eigenen Konflikte aneinander auszutragen, statt sie an den Kindern abzureagieren. Die kontinuierliche Sicherheit, die der Kinderladen für die Kinder darstellt, und die Tatsache, daß die Eltern sich nicht mehr ausschließlich allein um die jeweiligen Kinder kümmern müssen, bot die Basis dafür, ständig unterdrückte Ehekonflikte offen ausbrechen zu lassen. Die Frage „was wird aus den Kindern, wenn wir unsere Ehe lösen?“ hat einiges von der realen und psychisch motivierten Angst verloren, seitdem im Kinderladen eine kollektive Verantwortlichkeit für die Kinder sich herauszubilden begonnen hat. Vor allem für die Frauen bedeutet das eine Freisetzung von dem Zwang, sich ständig mit den Kindern beschäftigen zu müssen. Das vorläufige Ziel, das dem Aktionsrat zur Befreiung der Frau bei der Gründung der Kinderläden vorschwebte, beginnt sich zu realisieren: Die Entlastung der Frau gibt dieser die Möglichkeit, ihre eigenen Interessen zu erkennen und sie auch gegen den Widerstand des Mannes durchzusetzen.

4. Phase: Ausdehnung des Kollektivs

Unsere früheren, einigermaßen utopischen Vorstellungen eines Kinderkollektivs haben durch die Praxis im Kinderladen erhebliche Revisionen erfahren. Im Anfang hielten wir es für möglich, daß die Kinder ein sich selbst regulierendes Kollektiv bilden könnten, das wesentlich seine

eigenen Spielinteressen entwickelt und Konflikte in der Gruppe selbst regelt. Wir stellten uns vor, daß die Erwachsenen möglichst wenig eingreifen sollten und die Kindergruppe dadurch eine gewisse Autonomie und Widerstandsfestigkeit gegen die Erwachsenen entwickeln könnte.

Im Verhalten gegenüber der Außenwelt kann man bei der Kindergruppe in der Tat eine gewisse Resistenz gegen repressives Verhalten Erwachsener feststellen.

Kinderladen-Protokoll, November 1968

T., die Kindergärtnerin, geht mit den Kindern über einen Rasen im Park. Ein Parkwächter kommt. Er sagt zu T.: „Das geht nicht. Ich hole die Polizei. Sie sind doch Aufsichtsperson und haben dafür zu sorgen, daß die Kinder nicht auf den Rasen gehen.“ T.: „Was schadet das dem Rasen, wenn die Kinder darüber laufen oder darauf spielen?“ Die Kinder rufen zu mehreren: „Das ist ein doofer Mann. Du doofer Mann.“ Sie fragen den Parkwächter: „Warum dürfen wir nicht darauf spielen?“ Der Parkwächter schreit die Kinder an: „Ich hole die Polizei. Geht da sofort runter!“ Die Kinder gehen weiter auf den Rasen und sagen: „Wir spielen jetzt aber da.“ Der Parkwächter steigt wutentbrannt auf sein Fahrrad und fährt weg.

Inwieweit kann das Kinderkollektiv aber auch eine psychisch entlastende und Realitätserkenntnis fördernde Funktion in den Konflikten mit den entscheidenden Bezugspersonen, den Eltern übernehmen? Unsere Erfahrungen zeigen, daß die zentralen Konflikte nach wie vor an den Eltern ausgetragen werden. (Das gilt – einschränkend – für die bisher empirisch einzig belegbare Erfahrung mit Kindern, die bereits längere Zeit in Kleinfamilien gelebt hatten, bevor sie in Kommunen oder Kinderkollektive eintraten.) Wir haben also zu fragen, welche günstigen Randbedingungen Kommune und Kinderkollektiv für eine ichtstärkende Austragung dieser Konflikte haben können. Voraussetzung dafür ist, daß die Eltern eine affektiv behagende Einstellung zum Kinderkollektiv haben und nicht unbewußt die Kinder an sich zu binden suchen (vgl. oben das Beispiel vom Übernachten in anderen Wohnungen). Die positive Einstellung der Eltern wiederum hängt ab vom Maß ihrer Integration in Kommune oder Kinderladen-Kollektiv. Für die erfolgreiche Integration lassen sich

abstrakt zwei Voraussetzungen angeben: 1. ein erhebliches Maß an gemeinsamen Interessen; 2. die Entwicklung von Methoden, mit denen eine höhere Sensibilität gegenüber den Emotionen der anderen Gruppenmitglieder erreicht werden kann.

In der Kommune 2 bestand immer die Schwierigkeit, daß niemals alle Individuen ein gemeinsames produktives Interesse (z.B. an politischer Arbeit) hatten. Außerdem war unser Versuch, affektlösende und bewußtseinerweiternde Methoden zu finden, im wesentlichen auf die Gruppenanalyse konzentriert, die – wie oben geschildert – abgebrochen wurde. Die Entwicklung anderer Methoden (gemeinsame Rollenspiele, kollektive Einnahme bewußtseinerweiternder Drogen) steht erst am Anfang. Es gab daher bei uns eine relativ starke Fluktuation. Im Februar 1969 ist die Mutter von Grischa ausgezogen, um eine Zeitlang zusammen mit anderen ohne Kinder zu wohnen, während Grischa bei uns blieb. Unter diesen einschränkenden Bedingungen läßt sich der positive Einfluß von Kommune und Kinderkollektiv bei den zwei Kindern, die seit fast zwei Jahren in der Kommune leben, nicht restlos empirisch belegen. Aber es gibt doch Hinweise dafür, daß bei der Bewältigung entscheidender kindlicher Konflikte das Kinderkollektiv eine wichtige Hilfe bietet.

Das aktuelle Problem von Grischa, daß ihre Mutter nicht mehr in der Kommune wohnt, kann von Grischa im Kinderladen deutlich ausgesprochen und ausagiert werden. Sie verfällt seit dem Auszug ihrer Mutter manchmal in Wutanfälle. Die Kinder fragen dann die Kindergärtnerin T.: „Was hat die Grischa?“ T. erklärt dann, daß Grischa traurig sei, weil ihre Mutter nicht mehr in der Kommune wohne. Daraufhin gehen meistens mehrere Kinder zu Grischa, streicheln und trösten sie. Die Kinder versuchen, Grischa wieder in ihre Spiele einzubeziehen.

Protokoll vom 17. und 18. April

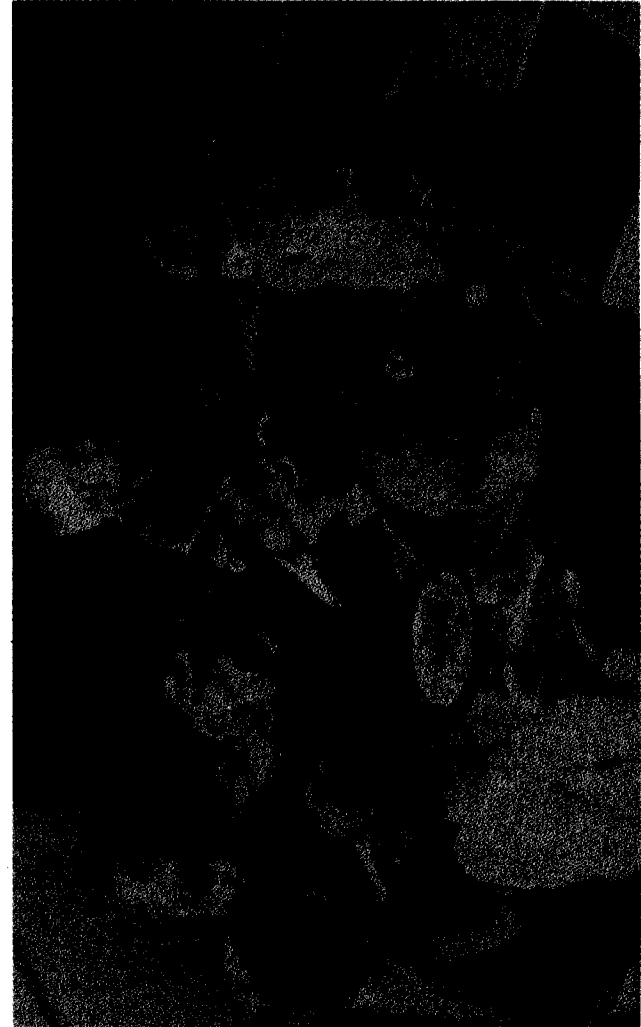
Die Kindergärtnerin ist abends in der Kommune. Grischa will T. eine Geschichte erzählen von einer „komischen Frau.“ Sie erzählt: „Die Frau hat eine weiße Nase und einen roten Mund. Und so Augen wie die Grischa. Aber die Farbe ist ganz hellblau. Und ganz bunte Haare. Das ist ja ne Hexe. Die Schuhe sind gold und silber. Und der Rock ist auch ganz bunt. Und sie hatte eine Bluse an. Da ist ja ein Baby drauf.“

Ist das nicht komisch, eine Bluse mit nem Baby? " Am nächsten Tag im Kinderladen: Grischa spielt Fernsehapparat. Sie sagt: „Ich kenne eine ganz komische Hexe.“ Sie wiederholt die Aufzählung vom vorherigen Abend und sagt abschließend: „Das ist die Mami.“

Danach spielt sie Familie (wie häufig in der letzten Zeit) mit I. Sie kochen zusammen. Dann redet Grischa immer von ihrem Baby. I. hat sich auf die Matratze gelegt, den Daumen in den Mund genommen, sich zudecken und streicheln lassen. Grischa geht zu den anderen Kindern und fordert sie auf, sich ihr Baby anzusehen. Als die Mutter von I. kommt, um ihn abzuholen, sagt Grischa: „Ich muß jetzt mein Baby anziehen. Wir gehen nach Hause.“ Eberhard kommt, um Grischa abzuholen. Grischa sagt: „Guck mal, das ist mein Baby. Ich muß bei meinem Baby schlafen.“ Eberhard versichert ihr, daß sie bei I. schlafen könnte, fragt später aber noch mal: „Willst du nicht doch mit nach Hause kommen?“ Grischa: „Nein, ich komme aber morgen wieder nach Hause. Kannst mich morgen abholen.“

Im Kinderkollektiv gelingt also den Kindern selbst bei einem traumatischen Konflikt (wie dem Verschwinden der Mutter aus dem unmittelbaren Lebensbereich des Kindes) eine realitätsgerechtere Verarbeitung. Grischa identifiziert sich mit einer Mutterfigur. Gleichzeitig kann sie ihre Wut auf ihre reale Mutter aussprechen, indem sie sie als Hexe bezeichnet. Sie braucht also den Konflikt nicht zu verdrängen. Das bedeutet nicht, daß der Konflikt real aufgehoben worden ist. Das zeigt sich an Grischas Reaktion, wenn ihre Mutter in den Kinderladen kommt. Sie wirft sich dann auf den Boden, ist aggressiv gegen ihre Mutter oder andere Personen, weigert sich nach Hause zu kommen oder schreit: „Ich will zu meiner Oma.“

Nessim, der früher keine Aggressionen gegen seinen Vater zu zeigen wagte, äußert heute offen seine negativen Affekte gegen Eike. Er schlägt ihn, will ihn erschießen oder äußert Todeswünsche, indem er ihm versichert: „Du hast nur noch einen Tag zu leben.“ Bei dieser Befreiung der aggressiven Seiten der ambivalenten Einstellung zum Vater hat mit Sicherheit die Kindergruppe und die Kommune einen günstigen Einfluß gehabt.



Protokoll, April 1969

Eike kocht mittags im Kindergarten. Nessim drängt ihn, mit ihm alleine wegzugehen. Eike sagt: „Das kann ich doch nicht. Ich muß doch für alle Kinder kochen.“ Sie werden nachmittags mit den anderen Kommune-Kindern im Auto abgeholt. Nessim will, daß sein Vater mit ihm allein in einem öffentlichen Bus nach Hause fährt. Eike meint: „Das können wir machen, aber mir wäre es lieber, wir würden mit den anderen fahren. Es regnet, und wenn wir den BVG-Bus nehmen, müssen wir noch durch den Regen laufen.“ Nessim ist ziemlich wütend. Er geht zu I. und verabredet mit ihm, bei ihm zu schlafen. Draußen fragt Eike ihn, ob er nicht doch mit in die Kommune fahren wolle (weil er realisiert hatte, daß Nessim nur aus Zorn über seine Ablehnung woanders schlafen wollte). Darauf sagt I. zu Eike: „Der Nessim gehört dir doch nicht. Der kann doch machen, was er will.“ Die Kinder gehen zusammen mit I.s' Vater weg.

Das Beispiel zeigt, daß das Kinderkollektiv es den Kindern ermöglicht, die aggressiven Regungen gegen ihre Eltern aktiv auszuleben. Was Kinderkollektiv und Kommune für die Veränderung der Struktur typischer Konflikte wie des Ödipus-Komplexes bedeuten, läßt sich zur Zeit noch nicht sagen. Zumindest aber kann man einstweilen über Kinderkollektiv und Kommune in bezug auf ihre Sozialisationsfunktion als brauchbare Hypothese aufstellen: Sie erlauben den Kindern, die negativen Seiten der Ambivalenz gegen die Eltern bewußt zu halten, statt sie – wie typischerweise in der Kleinfamilie – verdrängen zu müssen. Die verdrängte Aggressionsenergie richtet sich dort entweder gegen das Individuum selbst oder liefert die Basis für manipulative Ableitung gegen soziale Sündenböcke. Gelingt die Entmischung der ambivalenten Triebregungen gegenüber den entscheidenden Bezugspersonen, so kann das Kind seine Aggressionen realitätsgerecht gegen die Quelle seiner Unterdrückung richten. Es entwickelt Ichstärke. „Bleibt dieser Haß bewußt, so kann er zu einer mächtigen individuellen revolutionären Triebkraft werden; er wird der Motor der Lösung aus dem Familienverband und kann sich dann leicht auf die rationalen Ziele des Kampfes gegen diejenigen Zustände übertragen, die diesen Haß verursachen.“ (Wilhelm Reich, *Die sexuelle Revolution*, S. 112 f.)

Zusammenfassung

Die allgemeinere Bedeutung der Kommune für die Kindererziehung kann nach unseren Erfahrungen in drei Richtungen hin konkretisiert werden:

- a) im praktischen Alltag (wenn mehrere Erwachsene abwechselnd für die Kinder sorgen, entlastet das die Eltern, vor allem die Mutter);
- b) auf pädagogisch-psychologischem Gebiet;
- c) im sozialistischen Kampf.

Die positiven Möglichkeiten für die Kindererziehung in der Kommune sind an bestimmte Voraussetzungen geknüpft; ohne sie müssen ähnliche Experimente mit ihrem Anspruch, Kinder angstfreier zu sozialisieren scheitern. Das zeigen Erfahrungen aus anderen Berliner Kommunen.

Antiautoritäre Erziehung in der Kommune kann nur dann erfolgreich sein, wenn

1. mindestens ein Elternteil oder eine für das Kind gleichwertige Bezugsperson in der Kommune lebt und an der Erziehung teilnimmt und
2. Kontinuität und Homogenität der Erwachsenengruppe garantiert sind. Kontinuität bezieht sich darauf, daß es sinnlos ist, mit einem Kind „mal in eine Kommune einzuziehen“ und wenn es keinen Spaß mehr macht, wieder das Weite zu suchen. Homogenität bedeutet ein ähnliches Bezugssystem der Erwachsenen, was sich wahrscheinlich an einer gemeinsamen Arbeit nach außen konkretisiert, die für alle zentral ist.
3. Es muß einen festen äußeren Rahmen für eine Alltagsbewältigung und Beziehung unter den Erwachsenen geben, damit die Kinder die wichtigsten Punkte ihres Lebens vorhersehen können (Essen, vom Kindergarten abgeholt werden; Schlafen; Vorhersehbarkeit, ob jemand am nächsten Morgen da sein wird).

Zu b) Pädagogisch-psychologische Bedeutung der Erziehung in der Kommune.

Entscheidende Voraussetzung für eine angstfreiere Erziehung von Kindern ist die Sensibilisierung der Erzieher für die eigenen autoritären

Verhaltensweisen gegenüber Kindern. Ferenczi hat in einem Vortrag mit dem Titel „Anpassung der Familie an das Kind“ das entscheidende Hindernis für eine bessere Erziehung genannt:

„Die Anpassung der Familie an das Kind kann erst beginnen, wenn die Eltern anfangen, sich selbst besser zu verstehen und so eine gewisse Vorstellung vom Seelenleben der Erwachsenen zu bekommen. Bis jetzt schien man es als erwiesen zu betrachten, daß die Eltern von Natur aus wissen, wie sie ihre Kinder zu erziehen haben... Der Fehler beginnt also damit, daß die Eltern ihre eigene Kindheit vergessen. Wir finden auch beim normalsten Menschen einen erstaunlichen Mangel an Erinnerungen an die ersten fünf Lebensjahre, und in pathologischen Fällen geht diese Amnesie noch viel weiter. Das sind aber Jahre, in denen das Kind tatsächlich bereits die meisten geistigen Fähigkeiten der Erwachsenen erlangt hat. Und doch bleiben diese Jahre vergessen! Dieser Mangel an Verständnis für die eigene Kindheit ist das größte Hindernis für die Eltern, um die wesentlichen Erziehungsfragen zu erfassen.“

(Bd. III, S. 348/9)

1. Die gemeinsame Verantwortung für die Kinder in der Kommune ermöglicht eine rationale Lösung vieler Konflikte zwischen Erzieher und Kind und unter den Erziehern durch rationale Diskussion (vgl. Weihnachtsbaumgeschichte).
2. Die Sensibilisierung der Erzieher (bei uns durch analytische Gruppensitzungen) hebt einen Teil der eigenen Verdrängungen auf, die aus traumatischen Kindheitserlebnissen stammen. Das ist für eine sexualbejahende Erziehung unerlässlich! Erst durch gemeinsame Beobachtung und Vergleich kann man auf die Bedürfnisse und Interessen bzw. die Ängste der Kinder eingehen, die sie gegenüber ihren Eltern entweder nicht zu äußern wagen oder die diese aufgrund ihres Rollenverhaltens nicht mehr wahrnehmen.
3. Die Überempfindlichkeit der Kinder für jede Art von Repression führt nahezu selbstverständlich zur Verdämmung von Gewalt und Strafen auch in der Kinderziehung. Das bedeutet aber nicht automatisch die Abschaffung von überflüssigem Zwang oder Angst in der Sozialisation. Im Gegenteil. Das chaotische Laissez-faire – meist aus eigenen rationalisierten Schuldgefühlen der Eltern – führt zu einer völligen Beziehungslosigkeit und Orientierungslosigkeit der Kinder, die

sich dann als umso stärkerer psychischer Zwang auswirken (vgl. die Selbständigkeitsideologie, die die Kinder dauernd überfordert, im Abschnitt: 1. Phase Intellektualisierte Erziehung). Diese Erziehungspraxis, die noch unter manchen Linken verbreitet ist, kann nicht den Anspruch erheben, antiautoritär zu sein. Denn antiautoritär heißt nicht, die Kinder völlig sich selbst überlassen, sondern verhindern, daß die Autoritätshörigkeit in der Charakterstruktur verankert wird. Die Eltern bleiben auch dann übermächtige, unangreifbare Autorität, wenn sie sich zurückziehen („Das Kind darf alles“), wie sich in Grenzsituationen zeigt (z.B. dürfen die Kinder nicht laut sein, solange die Erwachsenen schlafen). Das Kind stößt mit seinen Bedürfnissen auf eine Gummwand, an deren Ende plötzlich eine Mauer von Verboten steht, die brutal und für das Kind uneinsichtig durchgesetzt werden. Es muß vielmehr lernen, sich mit Konflikten zwischen den eigenen Interessen und denen der Eltern auseinanderzusetzen und seine Bedürfnisse dann durchzusetzen, wenn die Eltern es aus Bequemlichkeit, Gewohnheit oder Egoismus verhindern wollen.

Erst geeignete Methoden schaffen die Voraussetzungen, aufbauend auf eine weitgehende Triebbefriedigung eine Form der Realitätsbewältigung ohne Angst zu vermitteln. In der Kleinfamilie lernen Kinder regelmäßig durch emotionale und intellektuelle Beeinflussung der Eltern ihre engere und weitere Umgebung kennen („paß auf, daß du nicht vom Stuhl fällst!“ – „Laß das Geschirr nicht fallen!“ usw.), also durch Identifikation mit dem versagenden Erzieher, durch Angst. Ein lustbetontes zwangloses Lernen ist nur möglich, wenn es an die eigenen sinnlichen Erfahrungen und die Spielinteressen der Kinder anknüpft, wenn die Erzieher die Bedürfnisse, Interessen und Fähigkeiten der Kinder immer wieder beobachten und genau kennen lernen. (Den Stuhl eignet sich ein Kind samt seinen Gefahren völlig zwanglos an, wenn es ihn in sein Spiel miteinbeziehen kann; Geschirr spülen lernen Dreijährige, wenn sie es aus eigenem Antrieb tun und die ersten paar mal ruhig etwas kaputt gehen darf.)

4. Auf dieser Grundlage wird ein weitgehender Abbau der gegenseitigen Fixierungen und des festgefahrenen Rollenverhaltens möglich, wenn das Kind die Gelegenheit hat, im Kollektiv seine Bedürfnisse mit anderen Kindern zu befriedigen und seine Fähigkeiten mit ihnen zusammen entwickeln kann. Es besteht die Chance, daß die Kinder

THEORIE UND PRAXIS KOLLEKTIVER KINDERERZIEHUNG

NR 1 VERA SCHMIDT: DREI AUFSÄTZE

Psychoanalytische Erziehung in Sowjetrußland - Bericht aus dem Kinderheimlaboratorium in Moskau

Bedeutung des Brustsaugens und Fingerlutschens

Entwicklung des Wistriebs bei einem Kinde

Vorwort des Zentralrats: Die Geschichte der sozialistischen Kinderläden

NR 2 WALTER BENJAMIN

Spielzeug und Spielen - Baustelle - Programm eines proletarischen Kindertheaters -

Diskussion - Anhang

NR 3 ERZIEHUNG UND KLASSENKAMPF

Oder deren Geschichte nebst einer relativ vollständigen Bibliographie unterschlagener, verbotener, verbrannter Schriften zur revolutionären sozialistischen Erziehung

NR 4 FÜR DIE BEFREIUNG DER KINDLICHEN SEXUALITÄT

Annie Reich: Wenn Dein Kind Dich fragt ...

Autorenkollektiv: Das Elend der privaten und öffentlichen Erziehung - Erziehung im Kollektiv oder in der Familie?

NR 5 KINDER IM KOLLEKTIV

David Rapaport: Die Kibbutzerziehung und ihre Bedeutung für die Entwicklungspsychologie

Anna Freud: Gemeinschaftsleben im frühen Kindesalter - Bericht über sechs Kinder aus dem KZ Theresienstadt

Autorenkollektiv: Die Praxis in sozialistischen Kinderläden

anstelle der autoritätshörigen Charakterstruktur mit rigidem Über-Ich eine Selbststeuerung durch ein rational bestimmtes Ich-Ideal auf breiter emotionaler Grundlage entwickeln.

Zu c) Die Kommune in Verbindung mit dem Kinderkollektiv nimmt programmatisch den Anspruch einer sozialistischen Gesellschaft vorweg, daß die Kindererziehung keine private, sondern eine gesellschaftliche Aufgabe ist. Die Kommune erleichtert es den Kindern, ein differenziertes Grundmuster von Objektbeziehungen zu entwickeln, das nicht auf ein oder zwei ausschließliche Bezugspersonen zugestutzt ist. In Verbindung mit dem Kinderladen können die kindlichen libidinösen Bedürfnisse aktiv entfaltet werden. Damit werden günstige Bedingungen für den Aufbau ichstarker Individuen geschaffen, die in der Auseinandersetzung mit einer repressiven Umwelt (Schule) die Fähigkeit zu kollektivem Widerstand entfalten können. (Der Erfahrungsbericht des Kinderladens Charlottenburg I wird den Zusammenhang zwischen repressionsfreierer Erziehung und Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Bedingungen genauer untersuchen. Er erscheint im Herbst 1969 in der Reihe „Anleitung für eine revolutionäre Erziehung“, die vom Zentralrat der sozialistischen Kinderläden West-Berlin herausgegeben wird.)

Die Reihe erscheint in unregelmäßiger Folge; weitere Nummern sind in Vorbereitung. Zu beziehen über fortschrittliche Buchhandlungen oder vom Zentralrat der sozialistischen Kinderläden Westberlin 1000 Berlin 62 Grunewaldstraße 88

V. SCHEITERN GEMEINSAMER POLITISCHER PRAXIS – DAS PROBLEM DER EROTISIERUNG DER ARBEIT

Unser Zusammenleben in der Kommune II hat über verschiedene Perioden hinweg jeweils unter einem anderen Leitmotiv gestanden. Als wir im August 1967 in der neuen Wohnung zusammenzogen, war es der Wunsch, gemeinsam etwas zu produzieren, in dem wir uns als Kollektiv begriffen. Wir richteten ein gemeinsames Arbeitszimmer ein und stellten unsere Bücher zur allgemeinen Benutzung in ein Regal. War das Leistungs-Kollektiv wirklich der Wunsch von allen – oder nur eine oberflächlich akzeptierte Norm, die von einigen aufgestellt worden war und der die anderen zunächst nicht widersprochen hatten?

Die vier Männer, die studiert hatten oder noch studierten, hatten eine wesentliche gemeinsame Erfahrung: die Leistungsansprüche von Elternhaus, Schule und Universität waren nur unter ungeheurem psychischen Druck zu erfüllen. Wie verschieden dieser Druck sich auch geäußert hatte – sei es in offen neurotischen Symptomen, sei es in der bewußt werdenden Verarmung psychischer Qualitäten wie Vitalität und Sensibilität – für alle vier war Produktivität entscheidend verknüpft mit Leid und Entsagung. Das läßt sich aus den folgenden zwei Berichten von Eike und Eberhard ablesen:

„Eine Arbeitssituation vor sieben Jahren“

„Ich sitze in einem abgemieteten Zimmer. Die Wirtin wird erst um fünf Uhr von ihrer Arbeitsstelle zurückkommen. Ich bin allein in der Wohnung. Ich muß in drei Wochen eine Seminararbeit abgeben. Das Thema heißt: ‚Das soziale Vorurteil‘. Auf der Straße unter dem Zimmerfenster ist manchmal plötzlich anschwellender Verkehr. Ich habe in der Zentral-Bibliothek am Fluß die Bücher bestellt. Als ich in der Schlange der Wartenden stand, als ich meine Bestellzettel der Bibliotheksangestellten gab, als sie mir die Bücher hinstapelte, mußte ich mir Schweißtropfen von der Stirn wischen. (Ich hatte damals immer Schweißausbrüche, wenn ich mich in öffentlichen Gebäuden länger bewegen mußte, inmitten von Menschen, mit denen nicht zu sprechen war.) Ich habe jetzt die Bücher auf dem schäbigen braunen Tisch geordnet, ich weiß, ich muß Notizen beim Lesen machen, ich habe gehört, wie man ökonomisch liest, man hat mir das wissenschaftliche Handwerkszeug gezeigt. Ich blättere um auf die

Seite 20, meine Sehnerven haben die Zeilen registriert – was hat auf der vorigen Seite gestanden? Ich muß zurückblättern und die letzten fünf Abschnitte noch einmal lesen. Welcher Wunsch hat sich für zehn Minuten ans Bewußtsein gedrängt und darf sich nicht hervorwagen und wird wieder hinabgestoßen? Ich muß das Buch heute durchgearbeitet haben. Nach zwei Stunden gehe ich in den Park gegenüber. Ich nehme das Buch mit. Welche geheime Hoffnung treibt mich? Gegen was halte ich das Buch als Schutzschild? Ein schwarzhäaariges Mädchen geht vorbei. Es könnte Spaß machen nur den Tauben zuzusehen. Ich muß in drei Wochen fertig sein. Ich lasse das Buch auf der Bank liegen und gehe 100 Meter über den Rasen. Ich kehre zurück. Ich nehme das Buch auf. Es sind weitere 15 Seiten zu lesen: ‚Das soziale Vorurteil‘.

Ich werde 22 Seiten schreiben, ich werde sie im Seminar vorlesen, die Studenten werden nach dreiviertel Stunden mit den Knöcheln auf die Schreibplatten klopfen, der Professor wird mich loben, ich werde eine gute Note erhalten. Wofür habe ich drei Wochen meine Träume zerschnitten? Ich habe etwas gelernt. Ändert es etwas? Ich bin einsam, meine Bewegungen sind längst erstarrt, ich kann Menschen nur noch verstehen, wenn sie den gleichen abgegrackten Jargon sprechen. Ich dressiere meine Sprache, meinen Körper, meine Bewegungen, meine Phantasie. Wozu?

Ich werde ein Examen machen, ich werde den Konsum der gehobenen Mittelschicht teilen, ich werde auf der Skala des Sozialprestiges an neunter oder zehnter Stelle stehen, ich werde alles in Kategorien einordnen können, ich werde nichts verändern, ich werde seit langem tot sein.“

Zu dem Bericht muß ich hinzufügen, daß ich damals kein Mädchen kannte. Und vielleicht sollte ich noch sagen, wie ich ein halbes Jahr später mich auf mein Vordiplom vorbereitete. Meine Freundin war gekommen. Wir hatten für sechs Wochen eine Dachkammer gemietet. Es war März, der letzte Schnee schmolz gerade. Wir gingen spazieren, genossen die ersten warmen Sonnenstrahlen, lagen bis in den Mittag hinein im Bett, waren ausgelassen in unserer Dachkammer. Ich arbeitete täglich nur zwei bis drei Stunden für das Examen. Aber ich lernte in den sechs Wochen so leicht wie nie zuvor, mehr als in zwei Semestern verzweifelten Büffels.“

Daß auf dem Grunde der Arbeitsschwierigkeiten vielfach Sexualhemmungen liegen, hat Wilhelm Reich hervorgehoben:

„Die Analyse zeigt, daß Arbeitsstörungen unter zwei Bedingungen zustande kommen. Die eine besteht darin, daß der Kranke nicht fähig ist, sein Interesse auf die Arbeit zu konzentrieren, weil er von sexuellen Phantasien in Anspruch genommen ist; oder sadistische Zwangspanthasien stören das vorhandene anderweitige Interesse. In einer anderen Gruppe von Arbeitsstörungen, wie z.B. beim Schreib- oder Violinspielerkrampf, kann die Betätigung nicht ausgeführt werden, weil sie den Wert einer verpönten sexuellen Handlung angenommen hat.“ (Die Funktion des Orgasmus, Internationaler psychoanalytischer Verlag, 1927, S. 188).

Auch der Bericht von Eberhard über seine frühere Arbeitssituation weist entscheidend auf diesen Zusammenhang hin:

„Von früher sind mir zwei verschiedene Situationen intellektueller Produktion in Erinnerung: das Schreiben von Referaten oder Hausarbeiten für das Studium, wobei ich die gleichen Erfahrungen machte wie beim Aufsatzschreiben für die Schule, und das Produzieren von literarischen Texten.

Mein täglicher Alptraum während der Produktion eines Referates war die Fahrt nach Bonn, wo ich mit einer schweren Mappe voller Bücher, Gesetzestexte, Papier und Schreibmaterial zur Universitätsbibliothek eilte. Waren die Scheißformalien beim Eintritt erledigt, ging ich daran, mir einen guten Platz zu suchen. Das geschah nur zum Teil danach, wo ich die besten Arbeitsbedingungen erwartete (Nähe zur juristischen Fachliteratur, gutes Licht usw.); am liebsten setzte ich mich neben irgendein attraktives Mädchen, um sie zu beobachten und mich bei meiner Arbeit in Pose setzen zu können. Das war schon in der Schule so, daß ich versuchte, alles was ich im Unterricht sagte oder tat, durch Blicke, verstecktes oder offenes Anreden auf ein Mädchen zu konzentrieren. In der Bibliothek brauchte ich das Gefühl, beobachtet zu werden, irgendwie als Bestätigung für meine Arbeit. Dabei kam mir die Arbeit ziemlich widerlich vor und ich bewältigte sie nur, indem ich mir und anderen nachwies, wie elegant und genial ich so eine Scheißarbeit machen

kann, ohne mich wie die anderen mit allen Sorgen und Freuden darin engagieren zu müssen: Wenn die anderen, die an der gleichen Arbeit saßen, sich darüber freuten, auf die gleiche Lösung hinzusteuern, wenn sie ängstlich fragten, ob ihr Produkt den Korrektoren wohl reichen würde, konnte ich mich da immer ziemlich raushalten mit der Bestätigung, die ich mir durch originelle Lösungen der Probleme bei Kommilitonen und Professoren holen wollte. Mein Ziel beim endlosen Zusammenschreiben von irgendwelchen Textstellen, Systematisieren von wissenschaftlichen Argumenten und Entscheidungen war eigentlich, den Autoritäten irgendwelche Denk- oder Konstruktionsfehler nachzuweisen und dabei selbst neue gewagte Thesen zu entwickeln. Wenn mir das ohne den Aufwand der Kommilitonen gelang, war ich unheimlich stolz.

Ich strukturierte meinen Tageslauf in der Bibliothek von Pause zu Pause, in denen ich beim Luftschnappen, Essen oder Trinken wenigstens mal mit anderen in Kontakt kam und mit ihnen reden konnte. Dabei wurden dann auch die neuesten Ergebnisse mit denen ausgetauscht, die an der gleichen Arbeit saßen. Ich fand es widerlich, daß jeder versuchte, soviel wie möglich aus dem anderen herauszuholen, ohne ihm von den eigenen Erkenntnissen etwas zu verraten. Die Gemeinsamkeit bestand darin, sich zu verabreden, wie man wichtige Literatur verstecken oder anderen klauen könnte. Jeder arbeitete fast völlig isoliert im Konkurrenzkampf mit anderen vor sich hin.

Da waren es eigentlich nur die ‚Ablenkungen‘, die mir bei der Arbeit Spaß machten. Rein zufällig geriet ich in die Lektüre irgendwelcher psychologischer oder politischer Themen. Während ich über den Büchern und Manuskripten hockte, entdeckte ich mich immer wieder dabei, mir auszumalen, wie ich das neben mir sitzende Mädchen küßte; beim Aufblicken tauchten Bilder auf, wie ich mit einer Freundin zusammen bin; jedes Mädchen, das durch den Raum ging, habe ich lange mit den Blicken verfolgt und mir überlegt, ob die wohl arbeiten kann und wie sie sich wohl bei anderen Beschäftigungen bewegt.

Die literarische Produktion erlebte ich da ganz anders. Typisch war, daß ich Erlebnisse und Konflikte, die sich in mir angehäuft hatten, in

der Form verarbeitete, daß ich sie niederschrieb. Und zwar geschah das meist nachts vor dem Schlafengehen. Die spontane Form, in der ich dann Gedichte oder Kurzgeschichten niederschrieb, war meist das Beste; die seltenen Versuche, das Produkt später noch einmal zu überarbeiten, waren nicht sehr erfolgreich. Die Pläne für Filmdrehbücher, Romane und andere umfangreiche Produktionen sind immer im Stadium des Entwurfes steckengeblieben. Denn wesentlich war die unmittelbare Beziehung meiner Situation zu dem Produkt. Heute kommt es mir irre vor, daß ich auf diese isolierte Weise mit den Personen, die mich jeweils beschäftigten, abgerechnet habe. Manchmal habe ich mich überwunden, meine Produkte denen, um die es ging, vorzulesen (Eltern, Freundin) und anschließend mit ihnen über die Ästhetik und Form des Vorgelesenen geredet. Das Produkt selbst hatte ich natürlich sehr stark mit Gefühlen besetzt. Kritik von anderen war mir unerträglich, war es doch die Schilderung meiner Einsamkeit (durchaus bewußt, nur daß ich den anderen die Schuld daran gab) in dieser grauvollen Welt.

Das künstlerische Produzieren, der Vorgang der Produktion selbst, war also durchaus mit Lust verbunden, nur zeigen die Ursachen des Dranges, etwas zu schreiben – meist auch der Inhalt – daß ich aus meinem eigenen Leiden Lust geschöpft habe. Dem psychischen Druck des von außen bestimmten Leistungszwanges bei den Studienarbeiten entsprach der innere Druck meines persönlichen Leidens bei der literarischen Produktion.”

Unsere gemeinsamen Studienerfahrungen lassen sich zusammenfassen zu der Erkenntnis von a) der weitgehenden Sinnlosigkeit der Studieninhalte; seinen entscheidenden Sinn bekam das Studium nur in dem angestrebten Leistungsnachweis als Voraussetzung für einen besser bezahlten Job; b) der Konkurrenz- und Autoritätsangst; c) der Sexualunterdrückung.

Daß Konkurrenz und Autoritätsangst in der politisch-theoretischen Arbeit im SDS nicht überwunden worden waren, haben wir oben beschrieben. Die Erwartungen der Männer an die Kommune, soweit sie bewußt formuliert werden konnten, waren nach diesen Erfahrungen bestimmt: als Hoffnung, im Wohnkollektiv die Leistungskonkurrenz abzubauen und die Arbeit zu erotisieren. Bei unserem Interesse,

kollektiv arbeiten zu können, war dieses Ziel teilweise wichtiger als die inhaltliche Bestimmung der gemeinsamen Arbeit. Dabei ist zu bedenken, daß die Wichtigkeit einer bestimmten Arbeit zur damaligen Zeit nicht eindeutig durch die politische Wirklichkeit vorgeschrieben war, sondern die Art der politischen Tätigkeit schien innerhalb des Spektrums der antiautoritären Rebellion relativ frei wählbar. Daher schien der Versuch legitim, sozusagen den gemeinsamen Nenner der verschiedenen Interessen zu finden, um überhaupt in der relativen Zufälligkeit unserer Zusammensetzung kollektiv arbeiten zu können.

Kommune-Aktionen

Im Herbst 1967 haben wir mehrere Versuche gemacht, gemeinsame Aktionen zu planen oder theoretisch zusammenzuarbeiten. Das Projekt einer Untergrund-Zeitung war schon gestorben, bevor auch nur ein erster Versuch fertiggestellt war. Klaus und Jan hatten nie rechtes Interesse dafür aufgebracht, weil ihr Soziologiestudium ihnen wichtiger erschien. Antje bezweifelte, daß sie mit den anderen Leuten in der Kommune II überhaupt etwas zusammen produzieren könnte. Die Atmosphäre inspiriere sie nicht. Ihr erschien unser Zusammenleben zu zwanghaft und sie ging lieber jeden Tag in die Kommune I, um an deren Aktionen teilzunehmen. Eike arbeitete weiter individuell im SDS mit.

Fritz Teufel saß damals unter dem aus der Luft gegriffenen Vorwand, am 2. Juni Steine auf Polizisten geworfen zu haben, zum zweitenmal in Untersuchungshaft. Wir alle meinten, daß wir uns an der Kampagne für seine Freilassung beteiligen müßten. Aber konnten wir es als Kommune-Kollektiv tun? Für das Go-in zur Parlamentssitzung im Rathaus Schöneberg am 15. September mußten noch Flugblätter geschrieben werden. Eike und Eberhard fabrizierten beide einen Entwurf. Da man sich nicht auf einen einigen konnte, wurden beide gedruckt und verteilt. Die Mädchen hatten ebenfalls einen Entwurf angefangen. Aber darüber wurde nicht mehr diskutiert. Gutmütiges Lächeln, Schulterklopfen, „na ja, das müßte man wohl etwas anders machen“, die Zeit drängt, die Flugblätter müssen noch gedruckt und verteilt werden – Berufung auf die objektive Notwendigkeit, die Mädchen blieben mit ihrem Produkt und ihrer Enttäuschung sitzen.

Die Aggressionen äußerten sich in einer merkwürdig affektiven Debatte darüber, ob die Flugblätter mit SDS oder Kommune II unterschrieben werden sollten. Wenigstens über die Bezeichnung K2 wollten diejenigen von uns, die an den Flugblättern nicht hatten mitarbeiten können, sich mit dem Produkt identifizieren. Hatten wir bei dem bescheidenen Versuch, etwas gemeinsam zu produzieren, nicht genau die Struktur wiederholt, die vor allem die Mädchen am SDS so abgestoßen hatte? Die routinierten Formulierungskünstler setzten sich unter Hinweise auf die objektive Notwendigkeit durch, den anderen wurde ihr subjektives Unvermögen noch einmal als Versagen eingetränkt. Abends diskutierten wir in unserer Kommune über den SDS:

Protokoll 14. September 1967 (nach der ersten Flugblattaktion)

Marion: Das Unbehagen hier hat sich zunächst an Eberhard festgemacht, dann an Eike als SDS-Aktivator. Ich schaffe die Abstraktion von mir zur Bewegung nicht. Die Veränderung der Umstände erscheint als rationaler Anspruch, der mit dem, was ich tue, nicht vermittelt wird. Konkret war das beim Flugblatt zu sehen, in den Arbeitsproblemen und der Repression dabei. Ich war dafür, sie mit Kommune zu unterzeichnen, weil wir tendenziell etwas Neues versuchen und daher als Gruppe den anderen das vermitteln müßten. Da sind die Schwierigkeiten, im Verhältnis mit Eberhard an einem bestimmten Punkt nicht weiterzukommen. Die Beschäftigung mit persönlichen Dingen hier geschieht nur in institutionalisierten Randgesprächen. Ich habe keine neuen Möglichkeiten, mich anders als bisher zu verhalten.

Antje: Der SDS ist für mich bedeutungslos. Ich kann mich mit ihm nicht identifizieren. Wenn die Flugblätter schon nicht mit K2 unterzeichnet werden sollen, dann lieber mit einer Phantasie-Unterschrift als mit SDS. Das Herstellen von Flugblättern unter Zeitdruck verhindert den gemeinsamen Lernprozeß.

Eberhard: Ich glaube, daß man der grundsätzlichen Kritik von Marion nicht durch Konstruktion eines Mechanismus (Jan) beikommt. Für sie, und bei mir ist es ähnlich, kann subjektiv die Konstruktion umgedreht werden: Die Hinwendung zum SDS wird nicht nur subjektiv als Frustration erlebt, sondern als Flucht vor dem Zusammenleben, vor den Schwierigkeiten hier...

Vor der projektierten gemeinsamen Arbeit kann man sich sehr gut drücken, indem man an SDS-Projekten mitarbeitet. Eikes starke Worte („Revolution“) sind nur Kompensation für unsere Unfähigkeit, einen Weg der Zusammenarbeit zu finden...

Notwendig ist der Versuch, die Zusammenarbeit aus den individuellen Bedürfnissen zu entwickeln. Ist die Gruppe mehr als die Möglichkeit, den Einzelnen besser zur politischen Arbeit zu befähigen? Entscheidend ist die Frage, ob wir als Gruppe nach außen auftreten, nicht so sehr die Bezeichnung. ...

Eike: Ausgangspunkt ist für mich die Feststellung, daß meine individuellen Probleme gesellschaftlich begründet sind. Und die Erkenntnis, daß diese Misere individuell nicht verbessert werden kann. Daraus ergibt sich die notwendige Konsequenz, daß meine eigene Veränderung nur im Kampf für eine Veränderung der Gesellschaft erfolgen kann. Der SDS vor zwei Jahren war für mich nicht fähig, diese Problematik zu lösen; er reproduzierte nur die individuelle Misere als Rationalisierung des Leidens. Damals kam der Gedanke auf, den Ausweg im Zusammenleben zu suchen; als Möglichkeit für bessere und kontinuierlichere politische Arbeit; und gleichzeitig meinten wir, könnten die persönlichen Probleme eher „gelöst“ werden. Dabei dachten einige, politisch tätig sein zu können, indem man die privatesten Probleme veröffentlicht, „politisiert“. Unter dem Schlagwort: Politisierung des Alltags. Diese Vorstellung ist durch die Empirie des letzten halben Jahres widerlegt.

Ich meine, daß die unmittelbare Verknüpfung von Privatleben und politischer Tätigkeit nur sehr bedingt möglich ist – etwa in der Weise, daß die Privatexistenz bruchlos in der politischen aufgeht. Nehmen wir als Beispiel Castro als Revolutionär. Für uns gibt es dagegen weite Bereiche, die nicht unmittelbar politisch bedeutsam sind. Die falsche Alternative wäre, die Spannung zu lösen, sich völlig zu reprivatisieren, wie es viele SDSler getan haben. Ich meine, daß die Spannung ausgehalten und fruchtbar gemacht werden muß...

Was leistet das Zusammenleben für den einzelnen in bezug auf seine Fähigkeit, die Gesellschaft zu verändern, revolutionär zu werden. Nur darin hat das Zusammenleben seine Berechtigung...

Jan: Meine Situation im SDS hat mich immer frustriert, einmal wegen des unterschiedlichen Erfahrungsniveaus und den Unterschieden in der Fähigkeit, etwas zu tun. Die Kommune stand für mich von Anfang an unter dem Aspekt der besseren Möglichkeit meiner eigenen Ausbildung. Für mich resultieren die Frustrationen gerade umgekehrt (als bei den Mädchen) aus der bisher weitgehenden Unmöglichkeit dieser besseren Arbeit.

Eberhard: ... ich möchte fragen, was Eike gemeint hat, wenn er immer wieder Andeutungen gemacht hat, wir müßten die Mädchen rauschmeißen?

Eike: Diese Äußerung war nicht nur als Scherz gemeint – aber auch nicht als etwa konkret zu nehmender Vorschlag. Der scheinbare Scherz signalisiert die dahinter steckende Schwierigkeit, mit den Mädchen eine Form der Zusammenarbeit zu finden, die nicht die alte Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen reproduziert.

Eberhard: ... Ich erhalte den Anspruch aufrecht, daß die Unzulänglichkeit der Diskussion und Aktion im SDS noch keine qualitative Verbesserung erfahren hat. Das Engagement des Hauptteils der „linken“ Studenten ist nach wie vor moralisch. Es betrifft nicht ihre eigentlichen Interessen. Unsere Hauptaufgabe ist es, die Methode zu finden, unsere Probleme aus dem Zusammenleben, soweit sie gesellschaftliche sind, zu politisieren, weil diese Probleme unsere Bedürfnisse betreffen.

(Eintragung ins Protokollbuch: Es ist 3.30 Uhr morgens; wie sollen wir morgen eine Aktion machen, wenn wir jetzt nicht schlafen?)

In dieser Diskussion beginnen bereits die verschiedenen Motivationsstrukturen der einzelnen in Bezug auf die Kommune hervorzutreten. Bei den Männern zeigte sich, daß diejenigen am produktivsten waren, die auch schon vorher einigermaßen gut arbeiten konnten. Für sie war eine Übernahme von äußeren politischen Aufgaben in das Kommuneleben am unproblematischsten. Eike und Eberhard, die am deutlichsten diese Position verkörperten, sahen daher das Problem viel eher darin, ihre subjektiven Bedürfnisse mit dem Anspruch auf Produktivität im Zusammenleben zu verbinden.

Für die übrigen war dagegen schon die bloße Übernahme äußerer politischer Ansprüche problematisch, weil die individuellen Bedürfnisse in die politischen Ansprüche überhaupt nicht eingehen konnten.

Antje z.B. war zu uns gekommen, weil sie das Bedürfnis verspürte, etwas Neues zu beginnen. Da sie selbst nicht genau wußte, wie dieses Neue aussehen sollte, ließ sie sich zunächst auf die politischen Vorstellungen der Männer ein. Aber je mehr sie bei dem Versuch, selbständig etwas zu machen, enttäuscht wurde, (zum Beispiel durch das völlige Versagen der Projektgruppe Kunst und Revolution, an der sie intensiv mitgearbeitet hatte) desto mehr entdeckten sie und die anderen Frauen, daß sie ihre Bedürfnisse nicht in dieser Form der politischen Praxis realisieren konnten.

Der weitere Verlauf der Kampagne für Fritz Teufel zeigte uns wenige Tage darauf erneut, daß wir unser Kollektiv nicht über gemeinsame Aktionen definieren konnten. Einige von uns waren am Komitee „Freiheit für Teufel“ beteiligt. Daraus entstand die Idee, in den Unterricht an Berliner Oberschulen einzubrechen und von den Lehrern zu fordern, mit den Schülern über das Justizverbrechen an Teufel diskutieren zu können. Bei den Go-ins, bei denen wir mit zwei Ausnahmen alle mitmachten, zeigte sich aber, daß diese Aktion nur für einige auch eine positive subjektive Bedeutung hatte. Sie konnten diese wichtige politische Aktion damit verbinden, ihre Autoritätsangst aktuell zu überwinden.

Die anderen waren verkrampft, zurückhaltend und froh, wenn sie aus der Schule wieder raus waren. Sie akzeptierten diese Aktion nur abstrakt, waren aber nicht in der Lage, darin auch einen Teil ihrer individuellen Angst zu überwinden. Für sie bedeutete diese Aktion nur eine Wiederholung früherer Erfahrungen.

Neben diesen beiden praktischen Aktionen im Rahmen der Teufel-Kampagne bestand der Plan, zusammenfassend die Methoden der politischen Justiz am Fall von Fritz Teufel aufzudecken. Diese Broschüre sollte als Agitationsmaterial für die weitere Ausdehnung der Kampagne dienen.

Der Plan dafür wurde im SDS-Beirat gefaßt. Wir diskutierten später in der Kommune, ob wir im Kollektiv diese Broschüre machen sollten. Die ganze Sache stand von Anfang an unter starkem Zeitdruck, weil die

Broschüre innerhalb von 14 Tagen fertig sein mußte. Alle anderen außer Eike und Eberhard waren nicht sicher, ob sie sich daran produktiv beteiligen könnten. Sie brachten rationalisierte Einwände, etwa, daß sie zuwenig über Justiz wüßten, oder unsicher wären, ob sie unter einem solchen Zeitdruck arbeiten könnten.

Ohne daß wir genau beschlossen hätten, ob wir die Broschüre kollektiv machen wollten oder nicht, begannen Eike und Eberhard mit der Arbeit, weil anderenfalls die ganze Sache gestorben wäre. Nach kurzer Zeit stellte sich heraus, daß die übrigen sich nicht daran beteiligen konnten. Sie konnten nur Hilfsfunktionen erfüllen und waren davon ziemlich frustriert. Für Eike und Eberhard dagegen kontrastierte die relativ hohe Befriedigung aus dieser Arbeit nachhaltig mit den Arbeitserfahrungen während des Studiums, die sie oben geschildert haben.

Wir wollen im folgenden einen Abschnitt aus einer Diskussion mit H.W. Sass, einem Genossen aus München, bringen, die wir Anfang März 1968 geführt haben, nachdem wir den Anspruch auf gemeinsame Arbeit nach außen schon weitgehend aufgegeben hatten. In dieser Diskussion versuchten wir uns nachträglich darüber klar zu werden, warum die Versuche, kollektiv politisch zu arbeiten, gescheitert waren.

Aus der Diskussion mit Hans-Werner 2.2.1969

Eike: Ja, ich glaube, Hans-Werner, daß das zusammenhängt mit einem Anspruch, den dieses komische Gebilde hier bis jetzt gehabt hat. Und der herrührte aus bestimmten relativ klar definierten Interessen einiger Individuen hier. Dieses Interesse war das, gemeinsam kollektiv etwas zu machen, wobei dieses Machen zunächst durchaus unbestimmt war. Also beispielsweise auch bestand in dem Anspruch, kollektiv daran zu arbeiten, gewisse festgelegte Bewältigungsformen des Lebens aufzulösen. Dann, ganz zu Anfang sowieso, unter dem Anspruch ist es überhaupt begonnen worden, und darauf hat es sich nach einer gewissen Zwischenperiode wieder gerichtet, zum Teil jedenfalls: auf gemeinsame Arbeit in bezug auf äußere Ziele sei es Kampagnen, sei es Herstellung von Büchern oder was auch immer unter dem weiten Begriff der politischen Tätigkeit gefaßt werden kann. Ich glaube, obwohl man das wegen der mangelnden Analyse

nicht recht beweisen kann, daß dieser Anspruch des kollektiven Arbeitens zusammenhängt mit meinem eigenen Versuch, eine ungelöste Vaterbeziehung aufzuheben, auf eine bessere Art und Weise als durch Identifikation, was bei mir ziemlich danebengegangen ist. Und daß jetzt aus dem Grunde den einzelnen Mitgliedern der Gruppe, von den Individuen, die dieses klar definierte Interesse haben, nicht mehr jedes beliebige Maß an Bewegungsfreiheit zugestanden werden kann. Was für die Entwicklung dieser Mitglieder vielleicht absolut notwendig wäre. D.h. es gibt einen Widerspruch zwischen dem Interesse einiger Individuen, alle Beteiligten zu verpflichten auf kollektive Arbeit, und dem Interesse anderer Mitglieder, sich frei dorthin bewegen zu dürfen, wohin ihr noch nicht so klar definiertes Interesse sie treibt. Wir haben also diese Auseinandersetzung schon mehrfach gehabt, typischerweise fast immer mit Mädchen, die sich äußerte in einer sehr rationalisierten Angriffsform gegen scheinbare Autoritäten, die als Zwang empfunden wurden.

Hans-Werner: Es ist ja auch objektiv einer!

Eike: Es ist ein Zwang, ja. Wobei also die Konsequenz, die vielleicht daraus zu ziehen wäre, die ist, daß eine derartige Lebensform nicht in der Lage ist, verschiedene Interessen der verschiedenen Individuen auf ein gemeinsames Ziel hin zu richten. Das heißt aber auch, daß eine nicht nach schon vorweg strukturierten Zielen zusammengekommene Gemeinschaft dieser Art unfähig sein wird, produktive kollektive Arbeit zu leisten. Nach dem, was ich jetzt erfahren habe, ist dieser Schluß fast naheliegend, obwohl mir die letzte Sicherheit ja noch fehlt. Das heißt also, unsere Reaktion gegen so etwas wie Weggehen hier aus der Gruppe, die rührt eben genau daher, daß sie die für mich jedenfalls wichtigen Ziele der kollektiven Arbeit immer wieder sprengt und durchkreuzt.

Marion: Daß wir also, um dich zu ergänzen, unter dem Aspekt der kollektiven Arbeit diesen Versuch gestartet haben, uns intensiver mit der Psyche der einzelnen zu beschäftigen. Und daß sich herausgestellt hat, und zwar bezeichnenderweise wieder anhand der Mädchen, daß entscheidende Hemmungen und Arbeitsschwierigkeiten solch einem kollektiven Arbeiten entgegenstehen. . . .

Hans-Werner: Ich möchte zunächst noch mal antworten auf Eike. Na zunächst einmal: ich möchte ein Bekenntnis ablegen zur Kommune, bzw. besser gesagt zum Kommunegedanken, den ich für eine Lebensform halte, die bereits keimhaft über die partikularistischen Lebensformen in dieser Gesellschaft – Kleinfamilie usw. – hinausgeht, und Elemente einer neuen Gesellschaft an sich hat. Was ich kritisieren muß von dieser Grundlage her, ist allerdings eines. Daß hier Kollektiv und Individuum als unvereinbare Gegensätze gesehen werden, daß das *Primat des Kollektivs* die individuellen Interessen, Wünsche, Bedürfnisse reduzieren muß, ausschließen muß, unterdrücken muß, daß hier Zwang ausgeübt werden muß, Verzicht ausgeübt werden muß des Individuums, also das halte ich eigentlich für einen Rückfall in Gemeinschaftsformen, wie wir sie in den meisten politischen Gruppen immer wieder gehabt haben, nämlich daß eine Art *Gruppen-Über-Ich* entsteht, dem sich alle Mitglieder zu unterwerfen haben, wobei das Gruppen-Über-Ich meist gebildet wird von den innerhalb der Gruppe stärksten, um nicht zu sagen autoritärsten Mitgliedern. In jeder Gemeinschaft, wie sie sich auch versteht, – ob sie sich primär als Leistungsgemeinschaft versteht, wogegen nicht unbedingt etwas zu sagen ist, oder primär als Lebensgemeinschaft oder als die Ergänzung von beiden – gibt es diese Widersprüche von Einzelnen gegeneinander, von Fähigkeiten, unterschiedlichen Fähigkeiten, von unterschiedlichen Wünschen usw. Gehen wir einmal aus von dem Prinzip der Leistungsgemeinschaft, dann sind hier die Fähigsten natürlich die, die innerhalb der geforderten Leistung das stärkste libidinöse Interesse haben und damit die größte Fähigkeit. Dabei müssen aber selbstverständlich jene zu kurz kommen, die nicht in der Weise wie jene anderen bestimmte Sublimationen vorgenommen haben, in Bezug auf rationale Bewältigung, d.h. also Menschen, bei denen nicht alles unbedingt über den Kopf läuft – und wenn z.B. eine Gemeinschaft wie diese Kommune ein Interesse daran hat, daß auch jene Menschen zur Leistung kommen, sie ihr Leistungsproblem überwinden, daß auch sie für diese Gemeinschaft eine fruchtbare Tätigkeit entfalten können, dann setzt das notwendigerweise voraus, daß hier nicht Verbote aufgerichtet werden, die sich dagegen richten, daß der eine oder andere sich außerhalb der bestehenden Gemeinschaft neue Fähigkeiten zu holen, die dann doch der Kommune wieder zugute kommen. Also das ist, finde ich ein unhaltbarer Gegensatz, der hier

aufgerichtet wird, wobei ich mir völlig im klaren bin und auch völlig akzeptiere, die Notwendigkeiten des Kollektivs, die hier, sagen wir also die Organisation der Gruppe betreffen, wie hier die einzelnen Funktionen verteilt werden, die also jeder auf sich zu nehmen hat, die nicht beeinträchtigt werden dürfen. Aber innerhalb dieser Ordnungsfunktionen muß der einzelne sich frei entfalten können, was sogar für mich jedenfalls eine Vorbedingung dafür ist, in irgendeiner Weise der Unfreiheit dieser Gesellschaft gegenüberzutreten und mit ihr fertig zu werden im revolutionären Kampf.

Und wie das bei euch, Eike und Eberhard, zum Ausdruck kam, war das also ganz eindeutig ein Vorwurf an die Marion, ein Vorwurf, geprägt von einer Art Gruppen-Über-Ich, nicht wahr: du darfst also nicht, wenn hier eine rationale Aufgabe gestellt wird, die wir also alle rational akzeptieren, auf Marion nämlich hin...

Eike: Hans-Werner, bist du böse, wenn wir dich unterbrechen und zwar aus einem einfachen Grunde: denn ich glaube, daß das, was du jetzt sagst, allzu sehr die objektive Realität bei uns verfehlt, so daß wahrscheinlich, wenn du weiterredest, Aggressionen bei uns entstehen, die aus der subjektiven Verzerrung der Realität herrühren und die wir vielleicht auch besser ausräumen, weil wir dann auf die eigentlichen Konflikte sinnvoller eingehen können, als daß du zunächst mal nen Popanz aufbaust, der neben den wirklichen Konflikten hier steht und den wir einfach nicht akzeptieren.

Hans-Werner: Ich wollte darauf kommen, daß also hier, durchaus eine rationale Vereinbarung akzeptiert wird, und daß gerade dadurch Ängste bei jemandem entstehen können, die rationale Aufgabe nicht erfüllen zu können, so daß hier also nach einer Hilfe gesucht wird, das zu leisten, was man sich selber als Anspruch gestellt hat. Wenn der Fall ist, daß die Kommune gerade das ausschließt, dann würde ich das für sehr bedenklich halten. ...

Eike: Vielleicht darf ich, um es klarer zu machen, meine natürlich subjektive Darstellung einer oder zweier konkreter Situationen geben, damit klar wird, daß dieser Leistungsanspruch tatsächlich zwar da ist, aber da ist auf Grund der psychischen Prädisposition desjenigen,

der sich von diesem Leistungsanspruch bedroht fühlt und nicht als Kommuneprogramm. Wir haben eine ganze Zeitlang praktisch nichts getan, was irgendwie außerhalb des täglichen Lebensablaufes hier im Innern war. D.h. wir haben uns damit vergnügt, unser Leben hier zu ordnen. Der Effekt dieser mehrere Monate dauernden Phase war eine völlige Lähmung, eine Apathie, die zu ungeheuren Frustrationen auf allen Seiten geführt hat. Wo sich niemand mehr irgendwie produktiv weiterentwickelt hat. Daraus zogen wir den Schluß, daß es notwendig sei, endlich irgendetwas zu beginnen, und zwar möglichst etwas, wo der Leistungsanspruch nicht von vornherein verengt ist, auf ganz wenige, dadurch, daß nun hohe intellektuelle Ansprüche gestellt werden oder, sagen wir, Ansprüche an ein theoretisches Ausbildungsniveau. Und zwar war das eine gemeinsame Aktion mit Schülern, wo wir gemeinsam in Schulen gehen wollten, was also nun gewiß nichts ist, was über das intellektuelle Niveau von irgendeinem hier hinausgeht. Es zeigte sich nun ganz merkwürdig, daß, als wir das beginnen wollten und zur Ausführung gingen, die darin bestand, daß man ein paar Flugblätter produzierte, harmlosen Inhalts, was auch keine große intellektuelle Leistung ist, daß außer Eberhard und mir niemand anderes aktiv daran teilnahm. Wir hatten vorher nicht gefordert, wir müssen alle mitmachen, sondern hatten gesagt, wir versuchen es mal. Und wir haben eben entdeckt, daß es tatsächlich bei uns beiden blieb, d.h. wir haben die Flugblätter gemacht, wir haben die Versammlung einberufen, wir haben festgelegt, in welche Schulen wir gehen, wann wir dorthin gehen, was wir sagen wollen usw. Als wir das hinterher entdeckten, haben wir gesagt, wir haben Fehler gemacht, wir haben nicht genügend Rücksicht genommen auf die bestehenden unbewußten Ängste und Abwehrmechanismen. Wir müssen bei der nächsten Geschichte noch viel sorgfältiger vorgehen. Wir müssen noch viel länger vorher diskutieren und jedem die Möglichkeit geben, wenn von irgendwoher ein Projekt kommt, von vornherein sich daran zu beteiligen nach seinen Fähigkeiten. Sozusagen der zweite Versuch war die Justizbroschüre und da reproduzierte sich ganz genau die gleiche Sache. ...

Es ist natürlich bedeutsam vielleicht, nein es ist sicher von Bedeutung, daß ich die Idee hier reingebracht habe. Reingebracht habe ich sie aber mit der Frage: Wollen wir das machen zusammen? D.h. ich habe nicht zugesagt, die Gruppe macht das, das konnte ich

gar nicht, sondern ich kam von der Beiratssitzung und sagte: Es ist die und die Anregung gegeben worden. Haltet ihr das für sinnvoll, daß wir das machen? Ich weiß nicht, ob wir das noch ergänzen müssen: Ich würde sagen, es liefert in einer gewissen typischen Weise das Modell der Konflikte, die hier entstanden sind bei dem Versuch, irgendetwas gemeinsam zu machen, ohne daß vorher der Anspruch in dieser ausdrücklichen Weise gestellt wurde, daß jeder teilnehmen müsse oder sozusagen verfermt würde. Wichtig ist nur, daß diejenigen, die sich daran nicht beteiligen konnten, trotzdem diesen Anspruch als ungeheuer drückend empfanden. Also der Anspruch wurde von ihnen tatsächlich als Anspruch aufgefaßt und über die Unfähigkeit, sich nicht beteiligen zu können, gab es ziemliche Frustrationen bei allen anderen. Für mich hatte sich in diesen beiden Situationen ein Zwiespalt aufgetan, den ich nicht mehr richtig lösen konnte. ...

Soviel ist wohl richtig, daß bei mir immer stärker eine Hinwendung zur Arbeit außerhalb stattgefunden hat, ich also den Anspruch hier nicht mehr besonders artikuliert habe, wie ich es früher wohl getan habe, daß wir gemeinsam etwas arbeiten müssen; und jetzt also die Konflikte geradezu umgekehrt von der umgekehrten Seite her artikuliert werden, daß nämlich mit einem gewissen Vorwurf darauf reagiert wird, wenn ich sage – was tatsächlich objektiv stimmt – daß ich wieder irgendwo hin muß, weil ich Projektgruppensitzung habe oder Beiratssitzung oder sonst irgend was, daß ich also drei- oder viermal in der Woche abends nicht zu Hause bin, was in der Zukunft wahrscheinlich eher noch weniger sein wird. Wobei ich eigentlich schon seit längerer Zeit nicht mehr irgendwann mal ausdrücklich aufgestellt hätte als Leitsatz, daß die anderen sich prinzipiell dieser Außenwendung anzuschließen hätten. Sondern ich hab es gemacht und hab eigentlich darüber kein Wort verloren. Und höchstens noch manchmal so in Nebenbemerkungen ein bisschen darüber geäußert, daß die Notwendigkeit dieser Tätigkeit hier nicht akzeptiert würde. Und daß man darüber nicht anders reden könnte als durch mehr oder weniger aggressive, spitze Bemerkungen, aber nicht durch ausführliche Diskussion über die Funktion einer solchen Tätigkeit. Was ich also mit der ganzen Geschichte nur sagen wollte, ist: daß die Befürchtung, die du angedeutet hast, von unserem Zusammenleben als eines Zwangsverbandes, was psychisch vielleicht stimmt, aber nicht soweit stimmt, als ob dieser psychische Druck noch ausgesprochen bewußt verschärft würde. ...

Ich wollte noch mal etwas zu der Kommune als Zwangsverband sagen. ... Es ist natürlich so, daß die Kommune-Situation Zwänge hat, Zwänge, denen ich mich vorher in dieser Weise nicht aussetzen mußte. Ich habe aber festgestellt, daß sich insoweit eine Veränderung ergeben hat, als die Zwänge, die in der Kommune auf mich zukommen und denen ich mich hier unterordne, schon irgendwo bewußt sind. Im Gegensatz zu denen, die in meiner früheren Existenz vorhanden waren, die weitgehend irrationalen Charakter hatten. Da sie hauptsächlich diese psychische Dimension haben, wurde mir erst in der Kommunezeit meine eigene Problematik bekannt. D.h. also, die Zwänge, die hier existieren, dadurch, daß sie mir zumindest rational erklärbar sind, ermöglichen mir also viel eher als vorher, mein Verhalten so auszurichten, daß ich meine psychischen Probleme verarbeiten kann. Insoweit ist natürlich Kommune auch ein Zwangsverband, aber zumindest qualitativ sehr verschieden von der vorherigen Existenz.

Wiederkehr des individuellen Leistungsprinzips

An den geschilderten Kommuneaktionen und der Diskussion läßt sich deutlich ablesen, daß eigentlich nur zwei von uns ihr Interesse an einer politischen Zusammenarbeit auch verwirklichen konnten. Aber welche Gründe waren für dieses Ergebnis bestimmend?

Alle Projekte, die wir kollektiv durchführen wollten, wurden von außen an uns herangetragen. Es gab während der ganzen Kommunezeit keine Gruppenaktivität, die sich aus den individuellen Bedürfnissen spontan entwickelt hätte, mit Ausnahme der Phase, in der wir versuchten, eine Gruppenanalyse zu praktizieren. Aber gerade diese kollektive Anstrengung war nach innen, auf die Gruppe gerichtet und orientierte sich nicht an politischen Notwendigkeiten.

In der vorhergehenden Zeit dagegen hielten wir es für notwendig, daß die gemeinsame Arbeit, die wir anstrebten, von den politischen Anforderungen bestimmt sein mußte. Aber mit den Projekten, die wir von außen annahmen, waren bestimmte Normen verbunden. Als solche sind beispielsweise zu nennen: ein Flugblatt oder eine Agitationsbroschüre stellt den Anspruch auf umfangreiche theoretische Vorkenntnisse. Der einzelne meint, er könne es nicht produzieren,

wenn er theoretisch nicht genügend ausgebildet ist. Häufig muß unter einem starken Zeitdruck gearbeitet werden. Man meint, das Produkt müsse jeglicher Kritik standhalten. Diese Normen sind Ausdruck des individuellen Leistungsprinzips. Es verlangt Leistung vom einzelnen und stellt ihn somit unter einen ständigen Druck, den geforderten Ansprüchen zu genügen.

Diese Form des Leistungsprinzips hing sehr eng mit der damaligen Organisationsstruktur der linken Bewegung zusammen. Im Beirat des SDS diskutierten die SDS-Autoritäten über die notwendigen politischen Aktivitäten. Aber der Theorie fehlte zur damaligen Zeit die verbindliche politische Praxis. Den anderen Genossen blieb keine weitere Möglichkeit, als sich entweder die Theorie abstrakt anzueignen, oder im SDS passiv zu konsumieren. Die Demonstrationen boten dafür keine Alternative, weil ihre abstrakten Inhalte (Vietnam etc.) nicht in eine kontinuierliche Praxis einmünden konnten. Die Leistung konnte daher nur im Bereich der Theorie erbracht werden und blieb so eine individualistische Kategorie. Mit den Projekten reproduzierte sich in der Kommune gegen unseren Willen das individuelle Leistungsprinzip. Es äußerte sich als Zwang, sich an der einmal angenommenen Arbeit auch zu beteiligen. Aber diese Leistungsanforderung wurde nicht von einzelnen direkt ausgesprochen. Der Anspruch entstand dadurch, daß einzelne von uns jene Normen scheinbar bruchlos erfüllen konnten und sie gar nicht als Zwang empfanden. Den anderen mußte sich gerade diese scheinbare Leichtigkeit der Produktivität als Zwang darstellen, in der gleichen Weise arbeiten zu müssen. Das wurde dadurch unterstützt, daß sie zumindest abstrakt ebenfalls dieses Bedürfnis hatten.

Frauen und Leistungsprinzip

Die Trennung zwischen denen, die arbeiten konnten, und denen, die es nicht konnten, aber doch wollten, verlief in der Gruppe weitgehend zwischen Männern und Frauen. Die Männer konnten das individuelle Leistungsprinzip in eine kollektivere Richtung verändern, weil sie die Konkurrenz untereinander durch das Zusammenleben teilweise aufheben konnten. Für sie hatte der Zwang zur Leistung eine Kontinuität in ihrer individuellen Geschichte. Sie brauchten in der neuen politischen Arbeit ihre bisherigen Formen zu arbeiten nicht völlig aufzugeben, sondern konnten sie produktiv in einer teilweisen

Aufhebung der Trennung von Lust und Leistung verändern. Daher erklärt sich der Kontrast in den Erfahrungen, die Eberhard und Eike etwa bei der Arbeit an der Justizbroschüre im Gegensatz zu ihrer früheren Situation erlebt hatten. Wenn sie ein Buch lasen oder einen Gedankengang formulierten, konnten sie auf früher erworbene Fähigkeiten zurückgreifen und sie in einer neuen Weise anwenden.

Für die Frauen dagegen bestand eine andere Kontinuität: sie hatten in den Versuchen der Gruppe, kollektiv zu arbeiten, eine alte Erfahrung wiederholt. Sie waren unfähig, in dieser Form zu arbeiten. Sie konnten dabei nur Hilfsfunktionen erfüllen und waren zum Schluß frustriert.

In den Diskussionen, die wir anschließend führten, versuchten wir, uns die widersprüchlichen Erfahrungen zu erklären. Ein Grund für das Scheitern der Kommune als Arbeitskollektiv lag unserer Auffassung nach in der Verschiedenartigkeit unserer individuellen Interessen. Diese Tatsache war sicherlich sehr wichtig, reicht aber zur Erklärung nicht aus. Denn abstrakt waren wir uns einig, daß es notwendig sei, als Kollektiv politisch zu arbeiten. Der Konflikt tauchte gerade auf, wenn es darum ging, konkret etwas zu tun.

Wir schlossen daraus, daß das Unvermögen, ein verbal vertretenes Interesse auch praktisch umzusetzen, den „aufgesetzten“ Charakter dieses Interesses anzeige. Das Unterscheidungskriterium, ob ein Interesse „aufgesetzt“ oder „nicht aufgesetzt“ sei, lieferte die praktische Erfahrung: konnte man anders, d.h. befriedigender arbeiten als früher?

Diese Unterscheidung war für die Kommune damals ziemlich wichtig. Sie ermöglichte erstmals vor allem den Frauen, die von anderen – meist von den Männern – vertretenen Interessen als richtig oder falsch zu erkennen. Wir betonten diese Tatsache hier, obwohl diese jeweilige Erkenntnis den Frauen damals fast immer nur negativ möglich war: meistens konnten sie nur ein von den Männern verfolgtes Interesse für sich ablehnen und sagen, daß sie dieses nicht akzeptieren könnten. Sie waren damals noch nicht in der Lage, dem positiv artikulierten Interessen entgegenzustellen, die sie als Frauen vertreten.

Aber welche Gründe hatte das?

Wir wollen an einem weiteren Beispiel zeigen, wie gerade eine wichtige Veränderung im Kommuneleben für jenen Tatbestand mitverantwortlich ist: Im Organisationskapitel wird beschrieben, welche Bedeutung die Aufhebung der gesellschaftlich erzwungenen Rollentrennung zwischen Männern und Frauen hatte. Die positiven Auswirkungen dieser Veränderung hinderten uns aber gleichzeitig, ihre Grenzen im Kommuneleben zu erkennen. Daß sich die Männer im gleichen Ausmaß wie die Frauen mit den alltäglichen Arbeiten befaßten, kochten, sich mit den Kindern beschäftigten usw., verschleierte die Tatsache, daß die Rollentrennung in einem wesentlichen Punkt nicht aufgehoben war: im Bereich der Produktivität. Hier wiederholten sich die alten Mechanismen: die Männer konnten arbeiten, die Frauen nicht.

Daß sich die Rollentrennung nur in einem wichtigen Bereich aufheben ließ, ist uns eigentlich erst bewußt geworden, als die Kommune auseinandergefallen war. Und ebenfalls erst danach wurden uns – vor allem durch die Entwicklung der linken Bewegung – die Ursachen dafür klar, warum die Frauen in der Kommune ihre Produktivität nicht entfalten konnten. In der Kommune erfuhren die Frauen sich zu allererst als Individuen, nicht als Angehörige einer sozialen Gruppe, die den gleichen Herrschaftszwängen unterworfen ist. Wenn eine Politisierung der Frauen, vor allem aus dem kleinen und mittleren Bürgertum, zunächst davon auszugehen hätte, daß diese ihre spezifische Form der Unterdrückung gegenüber den Männern erkennen und kollektiv artikulieren, so war das in der Kommune nicht möglich. Die Kleinheit des Wohnkollektivs, die engen Bindungen hauptsächlich an jeweils einen Mann, verhinderten die Entwicklung von Solidarität unter den Frauen, die sich gegen die Männer in der Kommune durchgesetzt hätte. Jeder Anlauf zu einer eigenen Produktivität mußte von den Frauen immer wieder isoliert versucht werden und stieß auf die unter diesen Bedingungen überlegene Konkurrenz der Männer.

Wir können daraus nachträglich allgemeiner schließen, daß die Kommune nicht aus sich heraus ihre Mitglieder politisieren oder subjektiv befreien kann. Sich vom Zusammenleben die Lösung aller subjektiven Probleme zu erhoffen, ist ebenso falsch, wie die gegensätzliche Auffassung, die den Kommunen blinden Subjektivismus vorwirft. Wir müssen dagegen hervorheben, daß die Erfahrung, als politisch arbeitendes Kollektiv gescheitert zu sein, uns subjektiv viel

stärker befähigt hat, diesen Versuch unter veränderten objektiven Bedingungen zu wiederholen.

Für uns blieb damals als Frage bestehen, inwieweit die Kommune dazu taugt, ihre Mitglieder *individuell* fähiger zur Produktivität zu machen. Bevor wir versuchen, für die Kommune 2 dafür eine Antwort zu geben, sollen einige der psychischen Vorgänge, die im Zusammenhang mit Arbeitsfähigkeit bzw. deren Hemmung von Bedeutung sind, näher analysiert werden.

Der Fehlschlag, die Kommune als Arbeitskollektiv zusammenzufügen, führte zunächst zu einem Auseinanderfallen als zielgerichteter Gruppe. Die zeitweise unterdrückte Unterströmung, mehr oder weniger unbewußte Triebwünsche, wurden wieder dominierend. Bedürfnisse nach Zärtlichkeit, freier Sexualität, Geborgenheit setzten sich durch, ohne zunächst methodisch artikuliert werden zu können.

Diejenigen, die arbeiteten (Studium, politische Tätigkeit), taten dies individuell. Die Gemeinsamkeit in dieser Zeit richtete sich neben der Organisation des Alltags auf gemeinsames Tanzen, Musikhören und Kneipenbesuche. In den Diskussionen traten Themen wie Sexualität und individuelle Schwierigkeiten in den Vordergrund. Was vor allem die Mädchen von der Kommune erhofften, ein zärtlicheres und freieres Zusammenleben, eine Erotisierung der gegenseitigen Beziehungen, schien den Leistungsanspruch zu verdrängen.

Sexualität in der Kommune

Jede Diskussion mit Außenstehenden über unsere Lebensform fördert unfehlbar die gleichen Stereotypen über sexuelle Beziehungen in der Kommune zutage: Partnertausch, Gruppensex, Promiskuität. Gefördert wurde dieses Klischee durch die Berichterstattung über die Kommune I, nach der die Auflösung von Zweierbindungen zum Programm erhoben worden sei.

Die halb lüsterne, halb moralisch sich entrüstende Neugier, mit der die sexuellen Beziehungen in der Kommune vorgestellt werden, ist ein Indiz für das gängige Verhältnis zur Sexualität in unserer Gesellschaft.

Unzählige Menschen, die in unerträglichen Familienverhältnissen durch ökonomischen Zwang und Angst festgehalten werden, sehnen sich nach befriedigenderen sexuellen Beziehungen. Die Trennung von Sinnlichkeit und Zärtlichkeit, die in langdauernden Verhältnissen sich fast regelmäßig einstellt, hat Wilhelm Reich beschrieben als sinnliche Abstumpfung bei gleichzeitig wachsenden Zärtlichkeitsansprüchen an den Partner (vgl. Die sexuelle Revolution, Europäische Verlagsanstalt 1966). Es ist nicht unsere Absicht, theoretisch die Frage zu erörtern, ob diese Trennung von sinnlichen und zärtlichen Strebungen auf eine ungenügende Integration der Triebe zurückzuführen ist, die in unserer Gesellschaft zwanghaft unter dem Primat der Genitalität zusammengefaßt wurden (vgl. diese These bei Reimut Reiche, Sexualität und Klassenkampf, Verlag Neue Kritik 1968). Wir dürfen jedoch annehmen, daß die Bedürfnisse nach Liebe, Zärtlichkeit, Verständnis sich in den allmählich von der Gesellschaft sanktionierten Kanälen des Gruppensex oder Partnertausches kaum äußern können. Alle diese Wünsche werden reduziert auf das Verlangen nach Abwechslung in den genitalen Beziehungen. Freiere Sexualität erscheint als Konzession zum Partnertausch. Die Kategorien des kapitalistischen Warentausches und der Konkurrenz sind in diesen Beziehungen nicht aufgehoben. Durch sie dürfte kaum eine wesentlich andere Qualität humaner Beziehungen, jedenfalls wohl nicht Solidarität, entstehen. Solange mit der öffentlichen Empfehlung zum Seitensprung (vgl. Bild, 7. März 1969) nur die Kleinfamilie als ökonomische Konsumeinheit und entscheidende Sozialisationsinstanz stabilisiert werden soll, wird gerade die Bildung größerer Verbände verhindert, in denen aus der allmählichen Erkenntnis gleicher Bedürfnisse und deren besserer Befriedigung Solidarität und Resistenz gegen gesellschaftlichen Zwang und Manipulation erwachsen könnte.

Anders als für die gemeinsame politische Arbeit haben wir niemals Manifeste aufgestellt, nach denen die sexuellen Beziehungen in der Kommune hätten umgeformt werden sollen. Daß Wünsche nach befriedigender Sexualität bei allen vorhanden waren, haben wir oben angedeutet. Aber die individuellen Hemmungen der Sexualität waren bei allen in verschiedener Form ausgeprägt, sei es in extremer Weise als Ekel vorm Koitus, sei es als orgastische Störung. Wir haben nicht versucht, diese Hemmungen in einer Parforce-Tour zu durchbrechen.

So haben wir zum Beispiel während der ganzen Zeit unseres Zusammenlebens uns niemals alle nackt gesehen. Im wesentlichen war die Struktur der Kommune bestimmt durch länger dauernde Zweierbeziehungen. Diejenigen, die kein festes Verhältnis hatten, haben sich ihre wechselnden Sexualpartner fast immer außerhalb der Kommune gesucht. Es ist vorgekommen – zwei- oder dreimal – daß jemand von uns mit jemandem schlief, der mit einem anderen von uns ein festes Verhältnis hatte. Aber diese Tendenzen zur Promiskuität haben immer ähnliche Reaktionsweisen hervorgerufen wie vor der Kommunezeit: Eifersucht, Konkurrenz, Angst vor dem Verlassenwerden. Was bei uns dabei anders war als durchschnittlich bei solchen Konflikten, war die Tatsache, daß man diese Ängste äußern konnte, und der Versuch, diese Reaktionen rationaler zu begreifen (siehe das Kapitel über Analyse).

Wenn also auch nicht jeder mit jedem ins Bett ging, so haben sich doch starke libidinöse Beziehungen innerhalb der Gruppe entwickelt. Die Qualität dieser libidinösen Bindungen läßt sich beschreiben an Hand unserer Diskussionen über Zärtlichkeit und Sinnlichkeit. Vor allem die Mädchen äußerten oft Vorstellungen von Kommune als einer Gemeinschaft, in der jeder zu jedem zärtlich sein kann. Sie konnten sich oder auch die Jungen spontan umarmen und streicheln, während es zumindest Klaus und Eike sehr schwer fiel, jemand anderen anzufassen.

Wir wollen versuchen, eines der Gespräche über Zärtlichkeit zu rekonstruieren. (Merkwürdig, daß niemand sich dabei Notizen gemacht hat. Wahrscheinlich haben wir immer nur dann darüber gesprochen, wenn wir mehr zufällig und spontan zusammengekommen waren und nicht bei unseren institutionalisierten Gruppengesprächen).

Antje: Ich möchte gern mit vielen in einem ganz großen Bett schlafen, aber ohne mit ihnen zu vögeln. Wir sollten vielleicht ein Zimmer zum gemeinsamen Schlafzimmer machen, mit Matrasen auf der Erde, wo man auch tagsüber liegen kann. (Das war schon öfter mal mehr nebenbei besprochen, aber nie realisiert worden; zum Schlafen zog sich jeder in sein jeweiliges Zimmer zurück – und vergaß nie, die Tür zuzumachen.)

Jan: Ich habe zur Zeit gar kein Bedürfnis, mit einem Mädchen zu schlafen. Mir erscheint die Kommune als „zärtliche Höhle“, als eine Art Mutterschoß, die einen Ersatz für die Beziehung zu einem Mädchen bietet. (Jan war damals häufig krank, lag sehr gern im Bett und „liebte den halbbewußten Dämmerzustand, in dem die Reize von außen in der Phantasie verarbeitet werden.“ Über sein Verhältnis zur Arbeit sagte er damals: „Ich habe Schwierigkeiten, in Zusammenarbeit mit einer Autorität etwas zu leisten. Für mich ist eine offene Frage, ob intellektuelle Leistung überhaupt die mir angemessene Ausdrucksform ist. Oder ob mir nicht ganz andere Ausdrucksformen, wie die von Antje etwa, adäquater wären. Daß diese Frage noch nicht entschieden ist, ist der Grund, der mich in der Kommune hält. Demgegenüber ist das Studium zur Zeit relativ unwichtig. Ich habe solch einen Nachholbedarf an subjektiven Erfahrungen.)

Dagmar: Ich habe Angst vorm Vögeln, überhaupt vor männlichen Körpern, aber ein starkes Bedürfnis nach Zärtlichkeit (Aus Dagnars Selbstdarstellung: „Ich muß anfangen bei Ulrich. Ich war ihm unterlegen, weiß ich ihn lieber mochte als er mich, zumindestens nachher. Nach der Frustration, als Ulrich sein neues Verhältnis anfang, hatte ich Bauchschmerzen und bin hierher gelaufen; eigentlich wollte ich alleine bleiben. Beim Einzug gab es technische Schwierigkeiten wegen der Zimmeraufteilung. Ich habe dann bei Klaus geschlafen, ohne mit ihm zu schlafen. Ich habe bei ihm die Erwartung von Beischlaf gespürt. Das erste Mal hatte ich furchtbare Leibscherzen, dann ging es besser. Ich habe Klaus vermißt, als er verreist war. Nach seiner Rückkehr kamen die Ängste wieder hoch. Ich bin seiner Zärtlichkeit und der Gruppe ausgewichen. Das Verhältnis in der Gruppe fortzuführen ist zu schwierig. Einer müßte immer ausweichen. Die Lösung ist offenbar nur die, daß einer fortgeht. . . . Meine Vorstellung von Jungen ist stark von Ulrich geprägt. Männliche Körper, Körper überhaupt sind mir unangenehm. Bei Ulrich hatte ich ziemliches Glück (Ulrich hat einen mädchenhaften, kaum behaarten Körper). Meine drei Brüder habe ich nie nackt gesehen. Ich hatte große Angst vorm Vater, wie die ganze Familie. . . . Meine Mutter fand ich körperlich unästhetisch, trotz ihrer guten Figur. Ihr gegenüber fühlte ich mich als dickes Riesenbaby und habe mich geschämt!)

Eike: Komisch, bei mir ist es umgekehrt: Wenn ich ein Mädchen streichle, möchte ich auch mit ihr schlafen. Wenn ich nicht mit einem Mädchen schlafen kann, kann ich auch nicht zu ihm zärtlich sein. Und eigentlich müßtet ihr, wenn ihr wollt, daß wir alle zueinander zärtlich sein können, auch einschließen, daß wir alle miteinander vögeh.

An diesem rekonstruierten Gespräch läßt sich einiges über den Zusammenhang zwischen Zärtlichkeit, genitalen Beziehungen und Produktivität in der Kommune zeigen.

1. Die zwei Mädchen äußerten den Wunsch nach Zärtlichkeit besonders intensiv, die besonders Schwierigkeiten oder Hemmungen hatten, genitale Beziehungen zu Männern herzustellen.
2. Unter den Jungen stellte sich Jan die Kommune als Mutterschoß vor, in dem man gefahrlos sich seinen Träumen und Phantasien hingeben könne und in dem keine Leistungsansprüche gestellt würden. Jan war gerade zur damaligen Zeit intellektuelle Leistung fragwürdig geworden und er verspürte nicht das Bedürfnis, mit Mädchen zu schlafen.
3. Alle drei legten damals den geringsten Wert auf eine zielgerichtete kollektive Arbeit.
4. Umgekehrt betonten unter den Jungen diejenigen am meisten den Zusammenhang zwischen Zärtlichkeit und genitalen Beziehungen, die am meisten Wert auf kollektive Arbeit legen und die Kommune gern als Produktionskollektiv ansehen möchten. Aber der kausale Zusammenhang verläuft auch in der umgekehrten Richtung: Der intensive Wunsch nach Zärtlichkeit war auch ein Produkt der Kommuneerfahrungen. Er tauchte gerade deshalb so stark bei den dreien auf, die scheinbar den geringsten Wert auf kollektive Arbeit legten, weil sie sich subjektiv am wenigsten dazu befähigt fühlten. Der Zärtlichkeitswunsch war also ein Kompensationsprodukt des Unvermögens, produktiv zu arbeiten.

Das Verhältnis zwischen Zärtlichkeitsbedürfnis und Sinnlichkeit läßt sich an dem folgenden Bericht weiter analysieren:

Weihnachtsgeschichte

Es ist der 24. Dezember 1967. Die Leute aus der Kommune I sind gekommen, um mit uns zu essen. Der weiße Tisch im gemeinsamen Eßzimmer ist bedeckt mit gebratenem Geflügel, Gemüse, Salaten und teuren Getränken. Jemand hat den Plattenspieler angestellt. Die Rolling Stones zerfetzen das Tischgespräch. Man muß schreien, wenn man miteinander sprechen will. Alle sind bedrückt und unglücklich.

Um die Weihnachtsfresserei hatten wir Tage vorher erbittert diskutiert. Und darüber, ob ein Weihnachtsbaum gekauft werden sollte. Für jeden von uns war mit dem ominösen Datum 24. Dezember ein Stück Familie wieder lebendig geworden: die unerträglich verlogene Sentimentalität dieser häuslichen Weihnachtsfeiern – aber auch die kindliche Sehnsucht nach Geborgenheit und Liebe.

Je nachdem, welche Seite dieser ambivalenten Einstellung vorherrschte, waren die einzelnen für oder gegen gemeinsames Festessen gewesen. Marion und Eberhard schwebte eine gewaltige Freßorgie vor, etwa so wie in Bunuels Film Viridiana – eine chaotische Vernichtung weihnachtlicher Gefühlseligkeit und Innerlichkeit. Eike wollte eine besinnliche Gesprächsrunde, in der man hätte nachdenken können, und Dagmar wünschte unbedingt einen Tannenbaum. Sie hatte mit den Kindern zusammen einen Baum gekauft. Und Eberhard meinte, wenn schon Baum, dann müßten die Kinder auch damit machen dürfen, was sie wollten, z.B. ihn zerhacken oder durch die Wohnung schleifen, und Dagmar hatte ein bißchen geweint. Das Ding stand jetzt im Kinderzimmer, und die Kinder hatten anscheinend kein Bedürfnis, den Baum zu zerstören.

Wir saßen an dem überfüllten Tisch und mußten, so belastet wie wir waren, den 24. irgendwie herumbringen. Das Essen war vorbei, die Reste zu einem Berg in der Mitte des Tisches zusammengeschoben. Einige tanzten. Aber niemand war fröhlich. Klaus schlich sich hinaus, vorgebend, er wolle lesen oder sonst etwas arbeiten. Nach einiger Zeit ging Antje zu ihm, dann zwei oder drei andere. Jeder suchte einen Fluchtweg aus dem Zimmer, in dem 15 Menschen in einem Gemisch aus Aggression und unerfüllten Sehnsüchten hilflos

aneinander vorbeikommunizierten. Eike wurde wütend darüber, daß alle nacheinander zu Klaus gingen. (Wie er nachher sagte, hatte er das Gefühl gehabt, wenn die Leute schon zu einem „Vater“ gingen, um Schutz vor der Trostlosigkeit eines verunglückten Festes zu finden, hätten sie zu ihm kommen sollen, nicht zu Klaus.) Eike ging ins Arbeitszimmer hinüber, setzte sich an seinen Schreibtisch und brütete vor sich hin. Nach einigen Minuten steckte Marion den Kopf durch die Glastür, die das Arbeitszimmer vom Eßzimmer trennt. Sie sagt irgendetwas zu Eike: warum er immer im Arbeitszimmer hocke, oder er sei ein Leistungstier oder etwas dergleichen. Plötzlich dreht sich Eike auf seinem Drehstuhl herum, greift mit beiden Händen in das Bücherregal hinter sich, greift eine ganze Reihe Buchbände auf einmal, wirft sie auf Marion, greift in die zweite Bücherreihe, und wirft und wirft. Marion sucht Deckung hinter seinem Tisch. Die Bücher fliegen ins Eßzimmer hinüber. Marion muß lauthals lachen. Eike lacht ebenfalls. Er steht auf, beide gehen ins Eßzimmer hinüber und beginnen zu tanzen. Und zwischen beiden ist auf einmal die lähmende Starrheit von vorhin verschwunden. Bis Marion fragt: Willst du mit mir schlafen? Eike antwortet etwas erstaunt, eingedenk einer früher verunglückten Beziehung: Aber Marion, du weißt doch, daß das nicht geht. Marion läuft plötzlich hinaus, weint auf dem Gang, ein krampfartiger Ausbruch. Hilflöse Tröstungsversuche, die nichts bessern. Klaus zieht den Stecker zum Plattenspieler aus der Steckdose.

Der Bericht dieses Abends enthält zwei für unsere Fragestellung aufschlußreiche Schlüsselhandlungen:

1. enthüllt sich bei Klaus und Eike der Zwang, der bei beiden noch ihrem Verhältnis zur intellektuellen Arbeit beigemischt ist. In der mit konzentrierten Affekten beladenen Atmosphäre, in der weder die Aggression noch die Zärtlichkeitsbedürfnisse sich recht äußern können, verrät der Rückzug zu den Büchern etwas von seiner ursprünglichen psychischen Bedeutung: die intellektuelle Kompensation für Triebverzicht. Die Psychoanalyse hat uns gelehrt, daß in der kindlichen Entwicklung für jede vom Kind erworbene kulturelle Fähigkeit frühere infantile Arten der Bedürfnisbefriedigung aufgegeben werden müssen. Je härter und uneinsichtiger für das Kind die elterlichen Gebote und Verbote sind, unter deren Druck das Kind ursprüngliche Befriedigungsweisen aufgeben soll,

um so weniger gelingt eine befriedigende Sublimierung der Triebe. In der psychischen Struktur der Individuen in unserer Gesellschaft ist allen Sublimierungsformen so viel Zwang beigemischt, daß geistiger Arbeit immer auch das Stigma des Verzichts anhaftet. Wir hatten schon angedeutet, daß in der Kommune einiges von diesem Verzicht bewußt geworden war, als schmerzlicher Verlust von Spontanität – ein Bewußtsein von der Unfähigkeit, nicht unmittelbar mit anderen Menschen kommunizieren zu können, Zärtlichkeit und Zuneigung nur vermittelt mit Hilfe einer gekünstelten Sprache ausdrücken zu können. Die Trauer darüber bedingte die Ambivalenz zu den Büchern. In der symbolhaften Handlung des Werfens drückte sich einerseits der Haß gegen den Zwang aus, andererseits auch Aggression gegen Frauen, denen scheinbar größere Spontanität in ihren affektiven Äußerungen möglich war, und die auch weniger unter dem Druck eines Leistung fordernden Über-Ichs zu stehen schienen. Daß Eike Bücher werfen konnte, die er sonst ziemlich fetischisierte, war zwar ein schiefer, aber doch notwendiger Akt der aktuellen Befreiung von dem Druck zur intellektuellen Leistung. Deshalb konnte er hinterher tanzen.

2. läßt sich Marions Frage, ob Eike mit ihr schlafen wolle, in einer überraschenden Weise deuten. Wie wir später gemeinsam herausgefunden zu haben glauben, steckte dahinter ein ganz anderer Wunsch: der, Zärtlichkeit und Zuneigung zu erhalten. Dieser Wunsch mußte sich sozusagen verkleiden, weil derjenige, an den er sich richtete, Zärtlichkeit scheinbar nur zielgerichtet in Beziehung auf Genitalität sehen konnte. Marion war unter den Mädchen diejenige, die damals am meisten auf das Normsystem der Jungen eingegangen war: auf den Zwang zur Leistung. Von demjenigen, der dieses Zwangsverhalten in der Kommune zu verkörpern schien, erwartete Marion nur dann Zuneigung, wenn sie mit der Genitalität verbunden war. Die Zurückweisung durch Eike mußte Marion als Abweisung ihres Zärtlichkeitsbedürfnisses erfahren – eine Zurückweisung, die in der von infantilen Erinnerungen beherrschten Weihnachtssituation alle kindlichen Abweisungen zu wiederholen schien.

Ein Auszug aus der Kommune

Wir hatten jetzt schmerzlich erfahren, daß weder die Wünsche nach kollektiver Arbeit noch die Zärtlichkeitsbedürfnisse in dem Umfang zu erfüllen waren, wie es utopische Hoffnungen von der Kommune erwartet hatten. Aus der Enttäuschung zog Antje schon vorher die Konsequenz.

Diskussion vom 29.10.1967, Beginn 21.55 Uhr

Eike: Es war eine Trennung gemacht worden zwischen den Leuten, die sehr viel außerhalb machen, und denen, die viel zu Hause sind. Die Diskussion hörte bei dem Punkt auf, als gefragt wurde, was man denn als Gruppe machen könnte und da fiel keinem recht was ein.

Marion: Komische Bedingung. Für mich muß so eine Sache aus der ganzen Gruppe kommen.

Eike: Es fehlt das gemeinsame Interesse. Vorschläge, was zu tun ist, kommen immer nur von einigen, nicht von allen. Da unsere letzte Erfahrung das gezeigt hat und da sonst gar nichts passiert, mußten die Vorschläge eben von einigen kommen.

Eberhard: Das geschieht aber nicht, da es immer wieder die gleichen sein werden und die anderen Hilfskräfte bleiben.

Eike: Jetzt kann jeder fünf Minuten überlegen.

Eberhard: Kochst du Tee?

*Eike: Kann ich machen, ja.
(Zum Überlegen sind drei Leute rausgegangen und einer hat seinen Sitzplatz gewechselt. Es ist 22.10 Uhr. – Es ist 22.25 Uhr.)*

Marion: Wer weiß, vielleicht ist es gar nicht jedermanns Problem.

Jan: Ich kann mir konkret kein Projekt vorstellen, wo eine Zusammenarbeit gewährleistet wäre, und bin deshalb sehr pessimistisch.

Klaus: Ja Marion, wenn du so sehr darauf bestehst, es zu erfahren, wirst du feststellen, daß alle sehr verschiedene Interessen haben, d.h. wesentlich unmittelbarere.

Eike: Abstrakt kommen wir nicht weiter und konkret geht's auch nicht. Für mich ist ein Fixpunkt, daß sich alle darüber einig sein müßten, daß ein gemeinsames Projekt etwas an der Gesellschaft verändern muß. Aber darüber sind wir uns nicht alle einig, d.h. für einige ist das nicht so klar.

(Die Diskussion geht über das Zeitungsprojekt, Wilhelm Reich, das Scheitern des SDS-Colloquiums.)

Eintragung von Antje ins Protokollbuch: „Antje hat Herzklopfen und fühlt sich beschissen. Sie hat Angst, ihre Vorstellungen zu artikulieren, weil sie meint, daß sie sich nicht so ausdrücken kann, daß es keine Aggression hervorruft.“

Am nächsten Tag gegen 22 Uhr

Antje will uns mitteilen, daß sie morgen auszieht.

*Antje: Gestern ist mir bei der Diskussion wieder aufgefallen, daß mir dazu nichts einfällt. Ich könnte bei euern Sachen immer nur mitmachen (Bildchen für die Zeitung zusammenkleben etwa). Ich hinke euch in meinen Fähigkeiten immer hinterher. Die Atmosphäre hat mich auch zu nichts inspiriert. Ich ziehe in die K I, gerade in neuer Besetzung was Neues machen will, einen Beat-Schuppen, wo ich was machen könnte.
(5 Minuten Schweigen).*

Marion: Die Drucksituation hat sich für dich verstärkt, ohne daß du die anderen zu einer Diskussion darüber gezwungen hast, was Scheiße ist.

Antje: Ich habe den Druck nie so konkret gemerkt – ich hatte eine mehr abwartende Haltung, daß wir mehr mit uns anfangen könnten, Sachen, die Spaß machen.

Klaus: Es ist gut, daß wir nicht den beleidigten Gestus von K I übernehmen, der sagt: „geh, wir haben nichts mehr mit dir zu tun.“

Eberhard: Ich habe ein Interesse zu erfahren, was sich für Dich in der Zeit seit dem Einzug verändert hat . . .

Antje: Meine Motivation beim Einzug war, zu lernen, wie andere Leute die Realität bewältigen, Theorien etc. Weil mir meine Faxen fragwürdig geworden waren. Ich habe eure Methode kennengelernt, konnte hier aber damit wenig anfangen, weil ich euch unterlegen war. Ihr hattet soviel voraus. Ich war nur unsicher und konnte nichts sagen. Stattdessen konnte ich wieder mit den Leuten umgehen, die ich früher kannte. Ob ich meine Faxen entweder besser pflegen oder sein lassen soll, weiß ich im Moment nicht.

Klaus: Antje ist die, bei der nie Konflikte aufgetreten sind, die analytisch intensiv hätten bearbeitet werden können.

Marion: Antje hatte hier keine Möglichkeiten, ihre Fähigkeiten zu erweitern ... Mein Problem hier ist: Neue Möglichkeiten, an Dinge heranzugehen, sind nicht sichtbar, und gerade die Diskussion um das Gruppenprojekt geht von den bestehenden Fähigkeiten aus.

Antje: ich kann mich hier nicht bewegen. Meine Entfaltungsmöglichkeiten und meine Phantasie sind eingequetscht. Das ist anders in der K I, wo Edda und Peter einziehen, die daher kommen, wo ich auch herkomme.

Eberhard: Der Widerspruch zwischen deinem Anspruch, deinen Erfahrungsbereich in Richtung Theorie zu erweitern, den ich nie richtig verstand, und deiner Unfähigkeit, damit überhaupt anzufangen, ist also aufgehoben in der Richtung „aus der ich komme“, d.h. also, es hat sich nichts verändert.

Antje: Nein.

Klaus: Warum gibt es weder eine Entwicklungsmöglichkeit für die, die die Realität nicht so sehr übers Reden erfassen, sondern eher über sinnliche Sensibilität – noch für die anderen, denen an gemeinsamer Leistung gelegen ist? Warum kommen weder die einen noch die anderen auf ihre Kosten? Liegt es an der Verschiedenheit der Charaktere?

Eike: Mehrere Leute haben von uns gesagt: Wir seien starr, phantasielos; unsere intellektuelle Tätigkeit war es. Was wir intellektuell leisteten war unlebendig, unerotisch! Das Gegenteil war für mich Antje – etwas Lebendiges. Das Problem ist, daß diese Lebendigkeit durch Verzicht auf Intellektualität erkaufte ist. Bei uns sind Sinnlichkeit und Intellekt personal gespalten. Meine Sehnsucht ist: lebendiger zu werden, ohne das Opfer des Intellekts zu bringen, diesen geradezu mitzuerotisieren. Antjes Weggang ist der Beweis dafür, daß wir die uns auferlegte Spezialisierung unserer Bedürfnisbefriedigung in einer kleinen Gruppe nicht aufheben können. Andere Gruppen beweisen die These: Was K I an Lebendigkeit gewann, ist erkaufte durch Verzicht. Wenn Antje weggeht, ist es hier noch toter und unlebendiger.

*...
Die Realität widerlegt die Hoffnung auf dem Zusammenhalt durch libidinösen Kitt. Das gemeinsame Arbeiten hat auf andere Art zu Resignation geführt. – Ich habe keine Lust mehr, so allgemein zu diskutieren. Es wäre besser, jeder sagte, was Antjes Weggang für ihn bedeutet.*

*Antje: Ja, ja, ne Beerdigung.
(Eberhard und Eike stimmen zu)*

Antjes Auszug, über den wir alle traurig waren, wies uns auf ein wichtiges Problem hin. Die Chancen, neue Erfahrungen zu machen oder bessere Weisen der Bedürfnisbefriedigung zu entdecken, sind nicht für alle Individuen in der Kommune gleich groß. Antje meinte nach fünf Monaten Zusammenleben, sie habe von den besseren Redekünstlern und theoretischen Vielwissern nichts lernen können. Ihnen gegenüber habe sie sich immer in der Position der Unterlegenen gefühlt. Natürlich sind fünf Monate kollektiven Lebens noch kein Maßstab für die Möglichkeit, jahrelang eingeschliffene psychische Strukturen entscheidend verändern zu können. Die einschneidendsten Erfahrungen, die mit großer Wahrscheinlichkeit nachhaltige seelische Veränderungen bei mehreren von uns bewirkt haben, liegen zum großen Teil erst in einem späteren Stadium der Kommune-Entwicklung. Aber einige von uns hatten bereits damals so viel mehr Lusterfahrungen in der Kommune gemacht als in ihrem früheren Einzel- oder Kleinfamilien-Leben, daß sie auf jeden Fall weiter in der Kommune bleiben wollten.

Ihre positive Bewertung des Zusammenlebens war gerade auch von Antje bestimmt, wie zum Beispiel bei Eike:

Was ich von Antje gelernt habe:

Zum Beispiel, daß Kleidung Lust bereiten kann. Natürlich – intellektuell hatte ich das vorher auch gewußt. Aber es war keine sinnliche Erfahrung von mir gewesen. Antje machte es so viel Spaß, sich Farbe ins Gesicht zu schmieren und etwas komisch Buntes aus einem Trödlerladen umzuhängen, daß es ansteckte. Früher hatte ich mir zuweilen ein Idealbild von mir selbst phantasiert, das streng asketische Züge trug: schwarze Kleidung, hochgeschlossener Kragen, strikteste Disziplin in der Sprache und den Bewegungen. Und manchmal entwarf ich mir die Kommune als linkes Kloster, in dessen karg eingerichteten Zellen klardenkende Genossen hart am gemeinsamen revolutionären Werk arbeiten.

Am deutlichsten wird mir meine Veränderung bewußt an meinem Verhältnis zum Tanzen. Es war schön, Antje und den anderen Mädchen zuzusehen, wenn sie sich gelöst bewegten. Die Tanzschule – sie heißt mit Recht Schule – hatte mir die Lust an der zweckfreien Bewegung meines eigenen Körpers ausgetrieben, jedenfalls den Rest, der aus meiner Kindheit noch geblieben war. Ich ging lieber in einen Sportverein, wo die körperliche Bewegung ein gesellschaftlich hochbewertetes Ziel hat: einen Konkurrenten zu schlagen, besser zu sein als die anderen. (In der Kommune habe ich gemerkt, wieviel perverse Lust an der Unterdrückung des eigenen Körpers im Leistungssport steckt. Es ist ein Stück Masochismus wie er von totalitären Regimen in den Anweisungen zur körperlichen Erüchtigung politisch eingesetzt wird. Ich erinnere mich, daß zur Zeit der Nazis über meinem Bett ein Spruch hing: „Gelobt sei, was hart macht.“ Mein Vater hatte ihn dorthin gehängt, weil ich als Vier- oder Fünfjähriger im Schwimmbad nicht ins kalte Wasser wollte.) Das Nichttanzenkönnen habe ich immer wieder vordergründig damit rationalisiert, daß ich es gegenüber der intellektuellen Diskussion als höchst minderwertige Kommunikationsform einstufte. Es hat lange gedauert, bis ich gewagt habe, mich wieder nach Musik zu bewegen. Das geschah meistens nach dem Essen, wenn einige spontan begannen zu tanzen. Wenn das Essen besonders gut war, und wir

wollüstig gefressen und zusammen gelacht hatten, war es dann fast unmöglich, griesgrämig aus der Gruppe auszusteigen.

Inzwischen weiß ich, daß unsere Revolution auch eine erotische sein muß, die sowohl die Arbeit wie die Beziehungen der Menschen untereinander mit größerer Lust besetzt – oder sie wird nicht stattfinden. Wo das nackte materielle Elend nicht mehr Triebkraft der Massen ist, ist die Kloster-Phantasie von Kommune reaktionär geworden.

Zur Erklärung der subjektiv merkbaren Veränderung in der Kommune liefert die psychoanalytische Theorie brauchbare Hinweise. Wir können hier deren Grundannahmen nur in einem Punkt referieren. (Zur Einführung empfiehlt sich: Siegmund Freud: Abriß der Psychoanalyse, Fischer Bücherei Bd. 47; ders. Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Fischer Bd. 422)

Der Niederschlag der frühkindlichen Gebote und Verbote findet sich in der Herausbildung einer besonderen psychischen Instanz im Ich, in der die Elternautorität sich nun als inneres Gebot oder Verbot fortsetzt. Dieses *Über-Ich* entsteht durch Identifizierung mit den Eltern. Das Individuum verhält sich gegen seine eigenen Triebimpulse so, wie die Eltern gegenüber deren sichtbaren Äußerungen. Die meisten Psychoanalytiker stimmen darin überein, daß von wirklicher *Über-Ich*-Bildung erst im Verlauf der Ödipus-Situation gesprochen werden kann. Die Verinnerlichung der moralischen Gebote der Eltern oder Erzieher erfolgt unter dem Eindruck des Gefühlssturms, der in der ödipalen Phase sich in Form sexueller Wünsche und Haßgefühle auf die Eltern richtet. Die Verwerfung dieser Wünsche, die gewöhnlich traumatisch unter dem Eindruck der Kastrationsdrohung erfolgt, kann dem Kind gelingen, indem es sich in der Beurteilung seiner Triebregungen selbst an die Stelle der Eltern setzt. Das *Über-Ich* hat jedoch, wie Melanie Klein entdeckte, bereits Vorläufer in den früheren Phasen der kindlichen Entwicklung. Die größtenteils unbewußt bleibenden Verbote des *Über-Ichs* erstrecken sich danach gerade auf Triebregungen der vorödipalen Phase. Ein starres *Über-Ich* schränkt die Möglichkeiten des Ichs, differenziert zu reagieren und Triebwünsche realitätsgerecht zur Befriedigung zuzulassen oder sie bewußt zu verwerfen, erheblich ein. Statt sich weitgehend autonom an der Realität zu orientieren, gerät das

Ich unter starre Steuerungsmechanismen, wie sie etwa in der zwangsneurotischen Reaktionsbildung als Wasch-, Zähl- oder Ordnungszwang deutlich werden. Wir sagten oben, daß der psychische Sinn dieser Reaktionsbildungen in der Abwehr von Angst besteht, die in der Kindheit als äußere Gefahr (Strafe, Liebesentzug) beim Auftreten von bestimmten Triebimpulsen real war.

Wenn wir versuchen, mit Hilfe dieser Kategorien etwas von unserer Entwicklung in der Kommune zu begreifen, so ist zu bedenken, daß dieses theoretische Begreifenwollen selbst ein wesentlicher Teil unserer Entwicklung war. In die regelmäßigen Diskussionen ging ein theoretisches Vorverständnis ein, das durch psychoanalytische Denksätze geprägt war. In unserem Versuch einer Gruppenanalyse wurde dieses Verständnis manifest. Das vor allem durch die Jungen mitgebrachte theoretische Bewältigungsschema erklärt, warum wir methodischen Diskussionen und Analysen den Vorzug vor anderen denkbaren Formen einer Gruppenintegration gegeben haben, etwa gemeinsamen Spielen.

Kehren wir zu dem oben unterbrochenen Gedankengang über die Ursachen der individuellen Veränderung in der Kommune zurück. Wir dürfen annehmen, daß in der Kommune ein Teil der verdrängten Triebregungen aus der Verdrängung befreit wurde. Wie das vor sich geht, können wir nicht genau sagen. Denkbar erscheint, daß die Anschauung eines Menschen, zu dem man durch das Zusammenleben enge Beziehungen hat und der aus bestimmten Handlungen (etwa Tanzen) Lust gewinnt, einen auf die Dauer dazu bringt, sich selbst diese Lust zu verschaffen. In der Gruppe fanden wechselseitige Identifikationen der Individuen untereinander statt; als deren Folge läßt sich sagen, daß ein Teil des individuellen Über-Ichs auf ein Gruppen-Über-Ich übertragen wurde, das zumindest für die Männer bei uns weniger strenge Züge trug als ihr je individuelles Über-Ich. Für Jan zum Beispiel äußerte sich diese Übertragung darin, daß er sich nach einiger Zeit in der Kommune erlauben konnte, ohne Schuldgefühle lange im Bett zu liegen und zu faulenzeln. Gegenüber dem wahnsinnigen Druck, unter dem er sich vorher zu Leistungen gezwungen hatte, bzw. den Schuldgefühlen, die durch Nichterfüllung des Leistungsanspruches auftraten, muß diese relative Befreiung von einem drückenden Über-Ich erst einmal als positiv bewertet werden.

Wir können diesen Vorgang der teilweisen Aufhebung der Verdrängung auch an der Haltung zum Schmutz verfolgen. Die größere Gleichgültigkeit gegenüber Dreck, der allen Besuchern von Kommunen auffällt, ist wesentlich eine Lockerung der überstrengen Reichlichkeitsdressur, der die Kinder typischerweise in unserer Gesellschaft unterworfen werden. Daß gerade die zwanghafte Betonung der Reinlichkeit eine Basis für irrationale soziale Aggressivität abgibt, läßt sich an den überaus häufigen aggressiven Stereotypen ablesen, mit dem der linke Radikalismus mit Schimpfwörtern aus der Analsphäre belegt wird. Diejenigen von uns, die früher besondere Ekelgefühle gegenüber Schmutz empfanden, finden heute wenig dabei, Kinderscheisse aufzuwischen oder den Spülstein von Abfällen zu säubern.

Daß für die Frauen das Gruppen-Über-Ich nicht so positive Züge trug, lag daran, daß die Zwänge nicht gemeinsam von der Gruppe aufgestellt wurden, sondern von denen, die ihre Interessen am besten formulieren konnten, die besten Argumente hatten und sich durchsetzten. Oben wurde schon angedeutet, welchen Einfluß die autoritäre Struktur des SDS auf unser Zusammenleben hatte. Die Männer verkörperten trotz gewisser Lockerungen ihrer Arbeitsmoral immer noch das individuelle Leistungsprinzip. Kein Wunder, daß Eike und Eberhard sich ärgerten, daß Antje, Dagnar und Marion einem Konflikt häufig lieber auswichen, indem sie weggingen, statt ihn gemeinsam mit uns zu diskutieren. Für die Frauen erschien die damalige Methode unserer Konfliktbearbeitung als Gruppen-Anspruch, als Aufforderung zu unlustvoller Arbeit.

Antje und andere Frauen, die keine sexuelle Bindung in der Kommune hatten, verließen wegen dieses als unlustvoll empfundenen Anspruchs das Kollektiv meist nach relativ kurzer Zeit. Sie fanden im übrigen Gruppenleben nicht genügend Kompensation. Für die Frauen, die in einem festen Verhältnis sexuelle Befriedigung und emotionale Sicherheit fanden, war der Gruppen-Anspruch nicht so belastend. Sie zogen ja einen großen Teil ihrer Bestätigung aus dem Verhältnis. Christel wird das in dem folgenden Bericht näher ausführen. (Christel zog im Januar 1968 bei uns ein):

Kurz nach meinem Abitur wollte ich von zu Hause weg. Hatte wohl irgendwie die Idee, ein vollkommen neues Leben anfangen zu können. Studieren können bedeutete für mich damals (vor Beginn meines Studiums) die Möglichkeit, endlich mal machen zu können,

was ich wollte, mich mit etwas beschäftigen zu können, was mir Spaß macht und nicht nur wie in der Schule und zu Hause alles vorgeschrieben zu bekommen. Studieren wollen hing eng zusammen mit dem Wunsch, von zu Hause wegzuziehen. Beides zusammen war meine Vorstellung von Freiheit. Die erste Pleite kam mit dem Studium. Nach kurzer Zeit waren die Vorlesungen langweilig, und in den Übungen sah ich kaum noch einen Unterschied zur Schulsituation. Ich zählte die Minuten, hatte einen Horror davor, mich länger als irgend notwendig an der Uni aufzuhalten und ging bald gar nicht mehr hin.

Inzwischen war ich von zu Hause weggezogen. Mit meiner Schwester zusammen wohnte ich in zwei Zimmern in der Wohnung eines Genossen mit Frau und Kind. Ich zahlte meine Miete, bekam ab und zu gesagt, daß ich mal endlich mein Geschirr abwaschen solle und wie hoch die Telefonrechnung sei – sonst hatten wir kaum etwas miteinander zu tun. Meine Schwester war meist bei ihrem Freund und zog nach kurzer Zeit ganz aus. Ich saß also allein da, mit meiner Vorstellung von Freiheit, die, wie ich erkannte, keine war. Ich fing an, jeden Abend in Kneipen zu gehen – es war eigentlich ganz gleichgültig, ich wollte nur raus und mit meiner Enttäuschung nicht ständig konfrontiert werden. Ein kurzes Verhältnis, das in die Brüche gegangen war, beschäftigte mich auch noch, und ich hatte Mühe, den Kummer darüber zu verdrängen. Ich versuchte es, indem ich von einer kurzen Bekanntschaft in die andere schlüdderte. Ich schlief ein paar mal mit jedem, besonderen Spaß machte es mir nicht. Ich hatte immer Angst noch einmal so enttäuscht zu werden. Versuche, meinen Kummer durch Arbeit zu vergessen, schlugen stets fehl und deprimierten mich noch mehr.

In dieser Zeit kam in mir der Gedanke auf, in eine Kommune einzuziehen. Ich glaubte, daß ich dann besser arbeiten könnte. In einer Atmosphäre, die von Zuneigung untereinander bestimmt ist, meinte ich, meine Arbeitsschwierigkeiten überwinden zu können. Als ich dann in die K2 einzog, merkte ich, daß das Arbeiten in der Kommune zunächst nicht leichter fiel, eher im Gegenteil.

Mir fällt eine Szene ein, kurz nach meinem Einzug: Wir sitzen alle um den Tisch, Papier und Bleistift vor uns und wollen das Vorwort zur

Vera Schmidt-Broschüre besprechen. Eike hat einen Entwurf gemacht. Beim Vorlesen kommen mir Zweifel, ob ich das hätte auch schreiben können. Ich glaube es nicht. Die Sprache, die hier gesprochen wird, ist mir fremd, ich muß sie erst lernen. Auf der Uni ist das genau das gleiche. Es fällt mir schwer zuzuhören. Ich spüre denselben Druck in mir wie im Seminar. Ich habe das Gefühl, was sagen zu müssen, zumindest mein Unbehagen zu äußern. Auch das geht nicht. Ich bin wieder ganz verkrampft und habe Magenschmerzen. Die anderen diskutieren über den Entwurf, kritisieren, machen Vorschläge, ich sitze da und berrähe mich erst mal, das zu begreifen, was der Eike da geschrieben hat. Neu ist mir das Thema nicht, aber so, wie es hier diskutiert wird, kann ich nur schwer mitmachen. Der Eberhard sagt etwas, was mir auch gerade eingefallen war, aber wahrscheinlich hätte ich es sowieso nicht so gut formulieren können wie er. Krampfhaft versuche ich, auch etwas zu sagen. Doch das miese Gefühl, der Druck weichen auch nicht, indem ich rede. Hoffentlich ist es bald überstanden.

Nachher mit Eike allein im Zimmer kann ich viel von dem sagen, was mir vorher gar nicht eingefallen ist oder ich nicht zu sagen wagte.

In der folgenden Zeit fiel der Druck, etwas leisten zu müssen, weitgehend weg. Ich konnte zum ersten Mal, ohne dabei ein schlechtes Gewissen zu haben, im Bett liegen, Micky Maus-Hefte und Krimis lesen, oder einfach nur vor mich hin dusein. Daß ich dies konnte, hing entscheidend zusammen mit der Analyse, die wir zu der Zeit ganz intensiv praktizierten. Hier wurde ja geradezu verlangt, die von den Männern aufgestellte Leistungsnorm zu vergessen und seinen eigenen Gefühlen und Bedürfnissen nachzugeben.

Ganz wesentlich war auch das Verhältnis mit Eike für mich. Zum ersten Mal konnte ich eine längere intensivere Bindung zu einem anderen Menschen aufnehmen. Ich glaube kaum, daß ich dies ohne die Hilfe der Kommune gekonnt hätte. Ängste und Mißtrauen wurden zu einem wesentlichen Teil in der Kommune besprochen und in der Analyse ausgelebt, so daß ich sie nicht mehr so stark zu verdrängen brauchte, und das Verhältnis nicht so sehr mit irrationalen Aggressionen belastet war. Das Verhältnis mit Eike, die Tatsache, daß er um meine Schwierigkeiten wußte, sie aber nicht

gegen mich ausspielte, daß ich überhaupt zum ersten Mal mit einem Mann schlafen konnte und es schön fand, trug wesentlich dazu bei, auch den anderen gegenüber aufgeschlossener zu sein, mich so zu zeigen, wie ich bin, und nicht ständig die anstrengende Maske der lachenden Christel zeigen zu müssen.

Ein Beispiel für die größere emotionale Sicherheit, die ich auf Grund des Verhältnisses gewann: Wir sitzen im Zimmer von Marion und Eberhard, bereden irgendetwas. Eike und ich sitzen nebeneinander auf der Matratze, streicheln uns gegenseitig, kritzeln ab und zu etwas aufs Papier, amüsieren uns darüber. Der Druck, auch etwas zum Gespräch beitragen zu müssen, ist kaum vorhanden. Gerade deshalb fällt es mir leichter, ab und zu mal etwas zu sagen. Eikes Streicheln scheint mich dauernd zu bestätigen. Mir war es überhaupt nur möglich etwas zu machen, wenn ich direkt empfand, daß mich mit den Leuten mehr verband als nur gerade ein mehr oder weniger abstraktes Problem, das zu diskutieren war.

Verschleierung des Problems der Emanzipation

Obwohl eine größere emotionale Sicherheit bestand, konnte mein Problem, „als Mädchen in der Kommune“ mich zu emanzipieren, nicht gelöst werden. Die Kommune hatte den Anspruch, Lust- und Leistungsprinzip zu verbinden. Bei den Männern hatte das Zusammenleben und die Analyse zur Folge, daß sie ihre leistungsbezogene Erziehung aufbrechen konnten. Dadurch wurde es ihnen ermöglicht, befriedigendere und längerfristige Liebesbeziehungen einzugehen, ihre Verhärtungen wurden gelöst, und sie wurden zu einer besseren und intensiveren Produktivität fähig. Da die Erziehung bei den Frauen eine ganz andere ist, liegen auch ihre Schwierigkeiten ganz anders. Sie sind weder von Männern noch durch Männer lösbar. Daher war der Ansatz, die Probleme individuell und nicht geschlechtsspezifisch lösen zu wollen, von vornherein falsch und verschleierte die Problematik. Das heißt nicht, daß sich bei den Frauen nichts verändert hätte. Diese Veränderungen bezogen sich jedoch auf einen kleinen Bereich, nämlich in der Kommune als Mädchen auch mal was sagen zu können, die Aggressionen auch mal äußern zu können, ohne gleich ein schlechtes Gewissen zu haben. Diese Teilerfolge trugen dazu bei, daß das Problem der Emanzipation

der Frauen auch den Frauen (solange die Kommune einigermaßen lief) nicht als ihre gemeinsame Aufgabe bewußt wurde. Es versteckte sich hinter dem Anspruch der Kommune, alle Individuen in ihr gleichermaßen zu emanzipieren.

Auch außerhalb der Kommune wurde dieses Problem damals noch nicht öffentlich diskutiert. Die Frauen hatten also keinen Bereich außerhalb des Wohnkollektivs, wo sie hätten gemeinsam arbeiten können, um sich der Problematik der Frauen im größeren politischen Zusammenhang bewußt zu werden und wo sie Solidarität hätten entwickeln können. So konnten sie gegen die autoritären Verhaltensweisen der Männer in der Kommune nicht anders ankommen als mit irrationalen Aggressionen.

Im Juni 1968 fiel die Kommune auseinander, was praktisch zur Folge hatte, daß innerhalb der Kommunewohnung zwei „Kleinfamilien“ entstanden (Eberhard, Marion, Grischa und Eike, Christel, Nessim). Diese Kleinfamilien-situation ergab relativ naturwüchsig die alte Rollenteilung. Durch den krassen Widerspruch zwischen dem Kommuneleben, wo die Rollenteilung teilweise aufgehoben, teilweise verschleiert wurde, und der Kleinfamilien-situation entstand bei mir in Ansätzen ein Problembewußtsein in Bezug auf meine Rolle als Frau.

Praktisch sah diese Rollenteilung etwa so aus:

Eike hatte an vier Abenden in der Woche einen festen Termin. Das bedeutete für mich, daß ich zu Hause bleiben, Essen machen und Nessim ins Bett bringen mußte. Da Nessim oft nachts aufwachte, mußte immer jemand da sein für ihn, so konnte ich also den ganzen Abend nicht weg. Wollte ich dann auch mal irgendwo hingehen, um mich zu informieren, aus dem Bedürfnis heraus, auch mal was machen zu wollen, ohne schon genau zu wissen was, argumentierte Eike mit der „objektiv politischen Notwendigkeit“ seiner abendlichen Arbeit. Dabei zog ich natürlich immer den kürzeren, da ich nichts vorweisen konnte, vielmehr erste Ansätze machte, die mir durch Eikes Verhalten erschwert wurden. Handelte es sich um einen Tag, an dem Eike zu Hause blieb, war es ähnlich schwierig. Ich fand es einfach mies, wenn man sich abends überhaupt nicht mehr sah und tendierte dazu, dann auch lieber zu Hause zu bleiben. Dazu muß

noch gesagt werden, daß ich zu der Zeit meine Selbstbestätigung zu einem ganz wesentlichen Teil aus dem Verhältnis zog. Möglichkeiten, diese Abhängigkeit zu verändern, verbaute mir teilweise Eike durch sein Verhalten, teilweise verbaute ich sie mir auch selbst. Hatte ich aber beschlossen, doch wegzugehen, maulte Eike: „Ach, Christel, dann bin ich ganz allein, bleib doch lieber hier, ja?“ Er wurde von mir oft entsprechend unterstützt, indem ich fragte, ob er sauer sei, wenn ich wegginge. Half die Maulerei nichts mehr, versuchte Eike es auf die andere Tour: „Was ist denn das für ein Scheiß, wo Du da hingehst, das brauchst du doch wirklich nicht zu machen.“ Wegen meines ambivalenten Verhältnisses zu meiner eigenen Produktivität ließ ich mich oft von Eike beeinflussen und war selbst ziemlich unglücklich darüber. Heute erscheint mir meine damalige Unsicherheit und das – von meinem emanzipatorischen Anspruch her gesehen – inkonsequente Verhalten so zu interpretieren zu sein: Für die Frau bedeutet der direkte Liebesentzug des Mannes eine viel existentiellere Bedrohung als das umgekehrt beim Mann der Fall ist. Die Liebeszuwendungen sind mit starken Abhängigkeiten verbunden, ein Liebesentzug kann nicht so leicht wie beim Mann (dessen Erziehung daraufhin angelegt wird) durch Arbeit kompensiert werden.

Durch das öffentliche Auftreten der Frauen auf der Delegiertenkonferenz des SDS im Herbst 1968 wurde mir meine Problematik als eine grundsätzlichere, die Frauen insgesamt betreffende klar. In der Diskussion mit Genossinnen des SDS erkannte ich, daß wesentliche Teile meiner Schwierigkeiten nicht individuelle sind und sich auch nicht individuell lösen lassen. Diese Gruppe von Genossinnen, von denen einige vorher im „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ gearbeitet hatten, traf sich im Herbst regelmäßig. Wir beschäftigten uns mit Psychoanalyse (speziell der der Frau), um die psychischen Mechanismen unserer Unterdrückung herauszufinden, mit dem Anspruch, uns dabei zu emanzipieren. Bald erkannten wir, daß Emanzipation nicht heißen kann, in einem weniger repressiven Seminarbetrieb sich ausschließlich Theorie anzueignen, sondern daß es darum geht, bei allen Frauen dies Bewußtsein ihrer Unterdrückung zu schaffen, die letztendlich gesellschaftlich begründet ist und nur im Kampf gegen die bestehende Gesellschaft abgeschafft werden kann. Die Gruppe fiel auseinander. Die Einzelnen organisierten sich in



raison: Der Protokoll ist mehr so eine...
 ma: Die...
 tes: So kommen wir...
 Man kommt...
 Die...
 London: Sublimierung...
 ?ke: die...
 FLOWER BOWER



Frauenbetriebsgruppen, Betriebsbasisgruppen oder arbeiteten an den Projekten für Schülerläden mit.

In der gemeinsamen praktischen Arbeit, zunächst vorwiegend in Gruppen ohne Anwesenheit von Männern, konnte ein erheblicher Teil des individuellen Leistungsdrucks aufgehoben werden, weil das organisatorisch vermittelte Bewußtsein von der gleichen Unterdrückungslage solidarisches Verhalten förderte. Sprach- und Denkhemmungen verringerten sich bei allen Frauen, wenn sie unter sich waren. Das in den reinen Frauengruppen gewonnene Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten förderte den Mut, sich in Gruppen mit Männern zusammen kritisch zu äußern und autoritäre Verhaltensweisen anzugreifen. Gleichzeitig wurden aber dadurch die Frauen in die Lage versetzt, ihre Fähigkeiten für die politische Arbeit einzusetzen. Der Ansatz, zunächst mit der spezifischen Unterdrückung der Frau zu beginnen und dadurch einen konkreten Emanzipationsprozeß einzuleiten, hat sich auch für die Arbeiterinnen als richtig erwiesen. Im Verlauf dieser Teil-Emanzipation erst bildet sich das Potential, das dann in Solidarität mit den männlichen Genossen daran gehen kann, die Hauptursache der Unterdrückung in den kapitalistischen Produktionsbedingungen aufzuheben.

In der politischen Arbeit fand ich einen Teil der lustvollen Befriedigung an der gemeinsamen Produktivität, die in der Kommune den Frauen nie und den Männern nur teilweise möglich war. Wenn dieser Prozeß der Politisierung aber eingesetzt hat, bietet die Kommune günstige Bedingungen für die kollektive Arbeit in der politischen Organisation. Die beschriebenen Tendenzen zur Aufhebung der Rollenteilung (s. Kapitel III, Organisation des Alltags) unterstützen dann nachhaltig die nicht-autoritären, solidarischen Verhaltensweisen im gemeinsamen Kampf von Männern und Frauen.

VI GRUPPENKONFLIKTE UND LÖSUNGSVERSUCHE

In den vorhergehenden Kapiteln und der Vorgeschichte wird unter verschiedenen Gesichtspunkten beschrieben, wie unser Zusammenleben immer wieder die Notwendigkeit hervorbrachte, Methoden zu entwickeln, um die auftretenden Konflikte zu bearbeiten und unseren theoretischen Anspruch in eine wirksame Praxis umzusetzen.

In den beiden folgenden Kapiteln erklären wir die Entwicklung dieser Methoden von der anfänglichen Form unsystematischer Gruppengespräche bis zur Einzelanalyse in der Gruppe.

Es ist notwendig, noch einmal an der Vorgeschichte anzusetzen, denn die dort geschilderten Versuche, die isolierten individuellen Strukturen zu verändern, bilden eine Voraussetzung für unsere späteren Anstrengungen. Die Erfahrungen, die die damalige SDS-Kommune in ihren Versuchen gemacht hatte, lassen sich zusammenfassend so beschreiben:

1. Nach dem Einzug in das SDS-Zentrum zeigte sich, daß der gemeinsame Anspruch, politisch zu arbeiten, sehr schnell von den aufbrechenden privaten Problemen überlagert wurde. Unterdrückung, Abhängigkeit und Arbeitsteilung in den Verhältnissen ließen sich ebenso wenig länger verbergen, wie die Kontaktlosigkeit und Isolation derer, die alleine lebten.

Wir kamen damals zu der Auffassung, daß wir unsere politischen Ziele nicht verwirklichen können, wenn wir nicht zuvor wenigstens einen Teil der individuellen Probleme lösen. Dies wurde zu unserem vordringlichen Bedürfnis.

2. In unseren Gruppengesprächen entwickelte sich langsam eine feste Form, in der jeder seine Lebensgeschichte einbrachte. Wir beabsichtigten damit, die Ursachen der aktuellen Schwierigkeiten kennenzulernen und daraus eine Möglichkeit zu entwickeln, unsere individuellen psychischen Strukturen grundlegend zu verändern.

3. Wir konnten das gegenseitige Erzählen der Lebensgeschichte nicht zu einer bewußten Methode ausbauen. In unserer individuellen Einschätzung hatten diese Selbstdarstellungen nur indirekten Einfluß auf die wirklichen Veränderungen innerhalb der Kommune.

Größere Sicherheit in der Gruppe und ein erstes Durchbrechen der Isolation waren die direkten Auswirkungen unserer Gespräche. Erst auf dieser Basis konnte ein Verhältnis gelöst werden, das nur noch auf irrationalen Bindungen beruhte, und es konnte von den „Alleinlebenden“ versucht werden, eine intensive Beziehung zu finden.

Bei allen praktischen Veränderungen im Zusammenleben stellte sich heraus, daß die psychische Basis der Individuen davon noch nicht berührt wurde.

In den gemeinsamen Diskussionen über unsere Erfahrungen mußten wir einen Teil unserer utopischen Ansprüche aufgeben. Wir sahen ein, daß die Dringlichkeit, mit der wir zunächst unsere individuellen Strukturen verändern wollten, objektiv nichts grundlegendes geändert hatte. Denn es fehlte uns nicht nur eine brauchbare Methode, sondern ebenso sehr eine gemeinsame Praxis nach außen, um die erkannten Interessen umzusetzen.

Wir kamen damals zu dem Schluß, daß die Grundlage für unser weiteres Zusammenleben nur eine kollektive politische Arbeit sein könnte. Aber bei den folgenden Versuchen, diesen Anspruch zu verwirklichen, brachen die individuellen Arbeitshemmungen und Konflikte erneut durch. Immer wieder – beim Versuch, gemeinsam eine Broschüre gegen die politische Justiz zu schreiben, oder die Kampagne „Freiheit für Teufel“ in die Oberschulen zu tragen, oder kollektiv Flugblätter für politische Aktionen herzustellen – immer wieder wurden wir auf uns selbst zurückgeworfen: auf uns als Individuen, die Angst hatten, die nicht kollektiv, sondern nur als individualistische Konkurrenten arbeiten konnten, die Schwierigkeiten hatten, sich frei und ungezwungen zu bewegen, die Angst vor der Autorität hatten, sei es der Polizei, der Justiz, dem Professor, einer SDS-Größe oder auch einer Person in der Gruppe, die den einzelnen in diese Rolle gedrängt hatte.

Diese sinnliche Erfahrung, daß wir unseren Anspruch auf kollektive politische Arbeit nicht ohne weiteres realisieren konnten, verdeutlichte uns immer wieder die Notwendigkeit, uns doch mit uns selbst, mit unseren eigenen Schwierigkeiten zu beschäftigen.

Die beiden folgenden Kapitel waren schwerer zu schreiben als alle übrigen. Ist es schon anstrengend genug, sich über ein halbes Jahr hinweg sehr intensiv mit einem Abschnitt aus der eigenen Geschichte zu befassen, so erhöhten sich hier die Schwierigkeiten. Wir mußten uns noch einmal einen Bereich unseres Zusammenlebens vergegenwärtigen, an dem wir selbst mit einem großen Maß an Emotionen und Verletzbarkeiten beteiligt waren. Wir mußten uns nochmal die Bereiche vergegenwärtigen, in denen wir subjektiv am schwächsten waren. Gleichzeitig wollten wir unsere individuellen Konflikte nicht feuilletonistisch beschreiben. Vielmehr sind wir der Auffassung, daß unsere Schwierigkeiten für einen großen Teil der radikalen Studenten typisch sind. Deshalb können wir die Entwicklung unserer Methode der Bearbeitung persönlicher Probleme mit dem Anspruch darstellen, einen ganz zentralen Punkt im Leben des (immer noch) wichtigsten Teiles der neuen Linken zu verallgemeinern, und dabei einige praktische Möglichkeiten und Wege aufzeichnen.

Wir wollen hauptsächlich die Methode erklären und einige typische Konflikte darstellen, die bei dem Versuch zur Revolutionierung des bürgerlichen Individuums auftreten.

Die Methode hat sich erst im Laufe des Zusammenlebens entwickelt. Sie war nicht vorhanden, erlernbar und dann praktizierbar, sondern entstand langsam als ein Produkt unserer eigenen negativen Erfahrung und der Beschäftigung mit hauptsächlich psychoanalytischer Literatur. Wir können nicht das endgültige Ergebnis beschreiben und uns darauf beschränken, nachträglich eine bessere Interpretation unserer Konflikte zu liefern. Ohne den vorhergehenden Entwicklungsprozeß bliebe es völlig unverständlich, warum wir so lange zusammengeblieben sind. Außerdem würde dann die Methode einen endgültigen und scheinbar völlig rationalen Charakter annehmen, sozusagen ein formalisiertes statistisches Verfahren zur Regelung von Konflikten in linken Wohngemeinschaften, das man nur richtig studieren muß, um es richtig anwenden zu können. Eine Methode ist abhängig von demjenigen, der sie anwendet; sie ist zudem nicht zu trennen von dem Erfahrungsprozeß, in dem sie erlernt wird.

In der folgenden Darstellung wollen wir deshalb neben der Erklärung unserer Methode zeigen, an welchen typischen Konflikten wir die

Erfahrung des Scheiterns einer bestimmten Methode gemacht haben, wie wir diese Methode differenzieren und weiter entwickeln konnten. Der kollektive Lernprozeß der Gruppe, der sich in der Differenziertheit und Anwendbarkeit der Methode ausdrückt, muß Hand in Hand gehen mit Veränderungen bei den Individuen.

Im Gegensatz zur bürgerlichen Moral, die den einzelnen zwingt, mit seinen Schwierigkeiten allein fertig zu werden und sich nichts davon anmerken zu lassen, konnten wir diese Schwierigkeiten nach außen richten. Die gemeinsamen Tätigkeiten der Gruppe vermittelte dem einzelnen ein Gefühl von Vertrauen: Er brauchte seine Konflikte und Affekte nicht zu verinnerlichen und zu überspielen, sondern konnte sie nach außen loswerden. Dadurch erweiterte sich aber bei den Individuen ihre bis dahin völlig verengte Wahrnehmungsfähigkeit, denn die Erfahrungen, die das vereinzelt bürgerliche Individuum von den anderen Individuen machen kann, sind durchgehend sehr beschränkt. Der andere erscheint im eigenen Erfahrungsbereich als Ausschnitt der gesamten Person.

Diese fortschreitende Sensibilität für andere und für die eigene Person war im Zusammenhang mit der gemeinsamen Lebenspraxis eine notwendige Voraussetzung zur Überwindung der bürgerlichen Isolation.

Jedes neue Lernen ist mit Konflikten verbunden. In der Geschichte der Kommune 2 entstanden sie konkret aus dem Zwang, einen Weg finden zu müssen, auf dem wir ohne fremde Hilfe wenigstens einen Teil unserer Ansprüche verwirklichen konnten. Es gab damals für uns keine Alternative im Zusammenleben, die gleichzeitig eine Bearbeitung der individuellen Probleme gebracht hätte. Die einzige Möglichkeit wäre die Rückkehr in die Privatexistenz oder der Einzug in eine der wenigen anderen Kommunen gewesen, die sich damals nicht systematisch mit den individuellen Problemen beschäftigt haben. Dieser Druck verstärkte die Schwierigkeiten, die beim Aufbrechen der gewohnten Verhaltensweisen eintreten.

Der Entschluß, Kommune zu machen, brachte auf diesem Gebiet eine freiwillige Unterwerfung unter Normen, die im Vergleich zu unserer bisherigen Lebensweise einen Zwang bedeuteten. Aber es zeigte sich während unseres Zusammenlebens immer wieder, daß gerade hierdurch

auch neue Lustquellen eröffnet wurden, die im Verlauf der Einpassung in das bürgerliche Leistungssystem verschüttet worden waren.

Aus alledem erklären sich die besonderen Schwierigkeiten, die wir bei der Produktion dieser Kapitel hatten. Denn es ist sehr schwer, die Sensibilisierung einer Gruppe, die fortschreitende emotionale und intellektuelle Intensität unserer Versuche jemandem zu beschreiben, der diese Erfahrung nicht wirklich selbst gemacht oder zumindest miterlebt hat.

Die beiden Kapitel über die Bearbeitung unserer Schwierigkeiten sind nicht abgeschlossen. Sie haben etwas von einem unbewältigten, riesigen Torso an sich. Wir bringen sie bewußt in dieser rohen, unbehauenen Form zur Veröffentlichung, um nicht durch nachträgliche, schematische Gliederungen unserer Erfahrungen Wichtiges abzuschneiden. Denn die Diskussion, die auf diesem Gebiet notwendig ist, steht gerade erst am Anfang. Sie kann nur sinnvoll geführt werden und erfolgreiche Versuche hervorbringen – wie die Erfahrung zeigt – wenn dazu reichliches Material zur Verfügung steht.

Unsere systematischen Versuche zur Lösung von Konflikten waren letztlich an den Erkenntnissen der wissenschaftlichen Psychoanalyse orientiert. Die ungeheure Bedeutung, die die Psychotherapie gegenwärtig gerade für die Linken erlangt hat, zwingt uns, um Mißverständnisse zu vermeiden, vorweg eine Abgrenzung vorzunehmen: die Abgrenzung zur herrschenden Praxis der Psychoanalytiker.

Nehmen wir als typisches Beispiel Dr. med. Günter Ammon, „praktizierender Psychoanalytiker, Psychiater und Lehranalytiker, Direktor des Lehr- und Forschungsinstituts für psychodynamische Psychiatrie und Gruppendynamik, Berlin“ – wie er sich selber nennt – der nach seinen Angaben 500 Studenten in der psychotherapeutischen Beratungsstelle der Freien Universität beraten und elf Studentengruppen therapiert hat. Wichtig zu wissen ist, daß Herr Ammon hauptsächlich „Linke“ als Patienten hat, und daß er bei einer Veranstaltung im AudiMax der Technischen Universität im Juli 1969 mehrere tausend Zuhörer hatte – die einzige überfüllte Massenversammlung dieses Semesters!

Seine Stellung zur radikalen Opposition der Studenten hat er bei einem Vortrag vor der Deutschen Kriminologischen Gesellschaft klar formuliert. Zum Thema „Destruktion und Autorität, eine psychoanalytische Studie“ (Hamburg 1969), heißt es:

„Diese Generation spielt die alten Spielregeln einer auf Macht, Herrschaft und letztlich auf vorbürgerlich-feudalistischen Vorstellungen basierenden Gesellschaft nicht mehr mit und entzieht den autoritären Institutionen, die auf sentimental Vorstellungen wie Ehrfurcht, Alter, Titel und Stand basieren, jegliche Grundlage.“
(S. 2)

Ammon widerlegt die Annahme eines angeborenen Destruktionstriebes und die Freudsche Todestriebhypothese und entwickelt einen Zusammenhang von irrationaler Herrschaft und Autorität:

„Nach psychoanalytischen Erkenntnissen hat eine Unterwerfung der Kinder unter Gehorsamkeitsforderungen der elterlichen Autorität ein hartes und starres Über-Ich als verinnerlichte Instanz im Menschen zur Folge“ (S. 4)

„Destruktive Aggression wird von einer als hierarchisch und pseudolegal zu verstehenden Autorität als Abwehr gegen sich anbahnende gesellschaftliche Prozesse und Veränderungen angewandt. Hierbei handelt es sich um einen weltweiten Prozeß ...“
(S. 10)

Von dieser progressiven Analyse ausgehend zieht Ammon die Verbindung zum Ziel psychoanalytischer Arbeit. Er sieht einen Erfolg seiner Arbeit, der vor allem seine wunderbare Karriere erklärt. In der „Zusammenfassung“ heißt es:

„Ein Erfolg der Therapie: Wo einst mit Steinen geworfen wurde, wird jetzt mit Steinen gebaut, und zwar für die noch Schwächeren in der Gesellschaft, nämlich an einer psychiatrischen Klinik ...“ (S. 14)

Es wäre naiv zu entgegnen, daß nur ein winziger Bruchteil aller offen pathologischen Fälle heute therapeutisch behandelt werden kann und daß die Destruktion der Radikalen Gegengewalt, also eine Reaktion, ist und eine emanzipatorische Zielrichtung hat. Ammon weiß das auch!

Wie kommt er dann zu diesem wahnsinnigen „Erfolg“?

Er fordert nicht einmal Neurosenprophylaxe – Ammon verurteilt z.B. die antiautoritäre Erziehung in den Kinderläden –, sondern Steine für eine Klinik, damit ein Teil derer, die aus dem System autoritärer Ausbeutung und freiwilliger Knechtschaft ausgescheret sind, isoliert und wieder angepaßt werden können. Damit stabilisiert die Praxis die theoretisch erkannten Ursachen für das menschliche Leid. So zementiert auch der fortschrittlichste Psychotherapeut noch den Fortbestand der autoritär-kapitalistischen Gesellschaftsordnung, damit die destruktive Unterdrückung durch die staatlichen Bürokratien und den Profit der Unternehmer – nicht zuletzt natürlich seinen eigenen (der im Monat weit mehr als 10.000 DM betragen dürfte)!

Es ist bezeichnend, wie skrupellos ein „Seelenarzt“ die Schuldgefühle und den psychischen Druck ausbeutet, der auf den rebellierenden Jugendlichen lastet. Dieser Verrat an den ursprünglich bedingt emanzipatorischen Erkenntnissen der Psychoanalyse und der umwälzenden Praxis der Sex-Pol Bewegung muß von uns mit geeigneten direkten Aktionen beantwortet werden. Wir verbinden damit den Aufbau einer radikalen psychoanalytischen Praxis, die mit den politischen Kollektiven zusammenarbeitet und nicht auf privatem Profit basieren kann.

Denn jeder Steinwurf besagt nichts anderes, als daß individuelle Befreiung nur möglich ist im konsequenten Kampf gegen eine Gesellschaftsordnung, die uns von Kindheit an derart verkrüppelt hat!

Wenn es einen roten Faden durch die Geschichte unserer Analyseversuche gibt, dann den: Uns nicht auf Kosten der Massen individuell zu sanieren, sondern die psychoanalytische Praxis aus ihrer gegenwärtigen systemstabilisierenden Funktion zu befreien.

Beschreibung der ersten Gruppensitzungen

In der ersten Zeit haben wir keine Unterscheidung der verschiedenen Anlässe, über auftretende Probleme in der Gruppe zu sprechen, gekannt. In der Art und Weise, wie wir zusammen geredet haben,

machte es keinen Unterschied, ob wir über Schwierigkeiten in einem Verhältnis diskutierten oder über Aggressionen zwischen einzelnen Mitgliedern der Kommune oder unsere politischen Ziele als Gruppe.

Für uns alle waren die Erfahrungen, auch wenn sie ohne dauerhafte Konsequenzen blieben, in vielen Punkten positiv, weil wir zum erstenmal eine wirkliche Alternative für unser Verhalten entdeckten. Es gelang uns in diesen Diskussionen teilweise, unsere bürgerliche Isolation zu überwinden. Am Beispiel des folgenden subjektiven Berichtes von Jan zeigen sich diese ersten Erfahrungen:

„In der ersten Zeit hatte ich ziemliche Verhaltensschwierigkeiten in der Kommune. Für mich waren die ganzen Sachen und Möglichkeiten, die anderen Genossen, die ich jetzt privat kennenlernte, wie sie aussahen, wenn sie morgens verschlafen durch die Wohnung trottelten, neu. Vorher kannte ich sie nur aus Diskussionen im SDS, allenfalls von anschließenden Biertischdiskussionen, oder zufälligen Mensaeessen. Durch das Zusammenleben lernten wir uns aber vor allem auch kennen, wenn es uns schlecht ging. Und wir sahen bei einem anderen, was er machte, wie er sich verhielt, wenn es ihm schlecht ging. Einige waren dann verschlossen und müde, einige aggressiv, einige maulten rum.

Wenn einer z.B. erzählte, mit welchen Ängsten er sich in den ersten Uni-Semestern rumschlagen mußte: Schweißausbrüche etc., wenn die Autorität ihn ansprach, und ich merkte, daß mir das genauso ging, daß ich einfach nichts mehr machen konnte in solchen Situationen, völlig hilflos diesen Ausbrüchen ausgeliefert war, dann ermöglichte mir dieses Wiedererkennen zunächst eine größere Sicherheit: Wenn's anderen ähnlich geht wie mir, kann ich auch sagen, wie es mir geht. Ich liefere mich nicht aus, wenn ich Sachen erzähle, die ich, so lange ich sie mir bei behalte, immer nur als meine Schwächen begreifen kann. Wenn ich darüber reden kann, z.B. eine Situation beschreiben kann, in der ich vor Eike plötzlich genau diese Autoritätsangst habe, die er von sich selbst kennt, weil er sie früher auch gehabt hat, kann ich sicher sein, daß dieses Rauslassen, dieses Sagen-können nicht gegen mich verwendet wird. Und noch viel mehr: Ich kann diese von mir immer als Schwäche interpretierte Angst endlich handhaben, ich kann mit ihr umgehen. Indem ich darüber reden kann, komme ich

überhaupt erst zu einer richtigen Kenntnis meines Problems. So lange ich es bei mir behalten mußte, bestand meine einzige Möglichkeit, damit irgendwie fertig zu werden, darin, daß ich es wegschob, Beschäftigungstherapie betrieb, irgendwas anderes machte."

Über derartige Probleme versuchten wir zusammen zu sprechen. Diese Gespräche entwickelten sich typischerweise etwa so: einzelne oder die ganze Gruppe konnten es nicht mehr mit ansehen, wenn es einem von uns schlecht ging. Da sie nicht wußten, was passiert war, was den Betroffenen bedrückte, fragte entweder einer aus der Gruppe ihn, ob wir nicht zusammen darüber sprechen wollten, oder umgekehrt: derjenige, dem's schlecht ging, sagte selbst, daß er mit den anderen reden wolle.

Wir setzten uns dann meist abends nach dem Essen zusammen. Zu Beginn gab es dann lange Pausen, in denen niemand etwas sagte. Dann fing irgendjemand an zu fragen, ob der Betroffene nicht mal beschreiben könne, seit wann es denn schlecht gehe, ob es irgendetwas gäbe, woran es sich festmachen, konkretisieren lasse. Meistens entstand dann ein Gespräch, in dem der oder die Betroffene sich langsam trauen konnte, etwas von sich zu erzählen. So konnten wir anfangen, über unsere Ängste zu reden, konnten sie dadurch überhaupt erst erkennen.

Diese Möglichkeit war für uns alle ein realer Gewinn, der sich unmittelbar in einer wirklichen psychischen Entlastung und „Lösung“ ausdrückte, die wir häufig nach solchen Diskussionen verspürten. Die neue Erfahrung für uns bestand darin, daß wir beim Reden langsam die Angst abbauen konnten, zuviel von uns selbst preiszugeben und uns dadurch anderen Leuten auszuliefern. Und die Gruppe lernte die einzelnen gerade in ihren Schwächen kennen, darin, was sie alles nicht machen konnten, wovor sie Angst hatten, wobei sie Schwierigkeiten hatten. Wir konnten uns in den anderen wiedererkennen und merkten plötzlich, daß sie die gleichen Probleme hatten wie wir und daß sie sich bislang damit genauso vereinzelt herumgeschlagen hatten wie die anderen.

Diese Entlastungssituationen dauerten meist nur kurz an und manchmal trat nach einigen Tagen das gleiche Problem wieder auf. Aber in der

ersten Zeit interessierten uns Methodenprobleme deshalb nicht, weil wir in bestimmten Situationen zu einer praktischen Durchbrechung unseres bisherigen Individualismus gekommen waren.

Denn in unserer Erziehung hatten wir lernen müssen, mit unseren eigenen Problemen immer selbst fertig zu werden. In den Diskussionen konnten wir dieses Kontinuum erstmals praktisch durchbrechen, indem diese Probleme nicht mehr nur noch unsere eigenen waren.

Uns scheint nachträglich, daß in diesen ersten Erfahrungen die entscheidende Bedingung dafür zu sehen ist, daß sich aus unserer Gruppe von Individuen in Ansätzen ein Kollektiv bildete. Die gemeinsamen Erfahrungen aus den Diskussionen waren natürlich nicht die einzige Grundlage unseres sich langsam bildenden Kollektivs. Wichtig waren vor allem auch die in den vorhergehenden Kapiteln beschriebenen Gemeinsamkeiten in der Reproduktion und Alltagsorganisation und in der Kindererziehung.

Aber für die Kollektivbildung war eine Reihe von weiteren Voraussetzungen notwendig, die wir kurz zusammenfassen wollen. Die Zufälligkeit unserer Zusammensetzung war natürlich begrenzt: Wir kamen fast alle aus dem SDS und hatten dort ähnliche Erfahrungen gesammelt. Die Jungen hatten ungefähr die gleiche soziale Geschichte: bürgerliches – heute Mittelstand – Elternhaus und entsprechende Erziehung; Schule, Oberschule, Universität. Gemeinsam war uns als Studenten die überwiegend intellektuelle Weise der Realitätsbewältigung. Sie erklärt auch die ungeheure Bedeutung, die dem Reden-können zukam: Reden können war am Anfang überhaupt die Voraussetzung, sich anders verhalten zu können, selbst wenn es sich zunächst nur darum handelte, Rationalisierungen aussprechen zu können. Das war für die Mädchen, die zwar auch aus bürgerlichem Milieu stammten, denen aber nicht die akademische Karriere ermöglicht wurde, besonders schwer.

Aufgrund der Ähnlichkeiten in unserer Geschichte erklären sich die ähnlichen Probleme, die immer wieder auftauchten und die ja die Voraussetzung waren, uns selbst in den Problemen der anderen wiederzufinden und damit auch das Interesse an den anderen zu aktivieren. Solche immer wieder auftauchenden Probleme waren: unsere Arbeitsschwierigkeiten, wir konnten immer nur unter Leistungs-

druck arbeiten, wie wir in der Erziehung und der weiteren Sozialisation geprägt worden waren; unsere Autoritätsprobleme, die mit dem ersten eng zusammenhingen: Angst vor der Autorität, der man auch durch Anpassung an ihre Forderungen nur schlecht entgehen kann. Das Autoritätsproblem führte entweder zur Autoaggression, in der produktive Energien in der Aufrechterhaltung des Symptoms gebunden sind und zu einer schwachen, anpassungsorientierten und regressionsanfälligen Realitätsbewältigung führen, oder aber zu aggressivem Verhalten, das aber nicht zur Entlastung führte und produktiv war, sondern entweder nur masochistische Befriedigung ermöglichte oder mit einer rigiden Trennung zwischen Lust und Leistung erkauft werden mußte.

In den sexuellen Problemen erscheinen alle diese Verhaltensschwierigkeiten konzentriert: Unterdrückung der Sexualität bis hin zu Berührungssängsten; die Unfähigkeit, befriedigende Zweierverhältnisse einzugehen; Kastrationsängste, Identitätsprobleme; unaufgelöste Fixierungen etc.. Wir wollen diese hier nur abstrakt genannten Probleme in den folgenden Diskussionsbeispielen genauer beschreiben.

Dazu kam die im Kapitel V beschriebene Erfahrung aus unseren Versuchen, kollektiv zu arbeiten. Wir waren dabei immer wieder auf uns selbst und unsere individuellen Probleme zurückgeworfen worden und hatten daraus geschlossen, daß wir zuallererst an den Verbiegungen unserer eigenen Charakterstruktur ansetzen müssen. Ohne daß wir beschlossen hätten, den Anspruch kollektiver Arbeit aufzugeben, ergab sich aus diesen Erfahrungen die Notwendigkeit, uns mit den individuellen Schwierigkeiten intensiver zu beschäftigen als bislang.

In den folgenden Abschnitten dieses Kapitels wollen wir die beiden wichtigsten Gegenstände unserer Gruppengespräche an Beispielen darstellen. Der erste Abschnitt handelt über die Konflikte in einem Verhältnis und über ihre Auswirkungen auf die Gruppe.

Der zweite Abschnitt stellt die Schwierigkeiten dar, die ein einzelner in der Gruppe hatte. In beiden Abschnitten wollen wir das Schwergewicht auf die Erklärung und Entwicklung der Methoden legen, mit denen wir die auftretenden Schwierigkeiten bearbeiteten.

1. Abschnitt

Wie wirken sich Konflikte im Zweierverhältnis auf die Gruppe aus und wie hat sich die Kommune 2 damit beschäftigt?

Nach unserem Einzug in die neue Wohnung, Anfang August, bestand die Gruppe aus sieben Leuten, drei Frauen und vier Männern. Es gab zwei feste Verhältnisse zwischen Marion und Eberhard sowie zwischen Dagmar, die im September eingezogen war, und Klaus. Antje hatte eine feste Beziehung außerhalb der Gruppe, zu Rainer. Jan und Eike hatten zu dieser Zeit kein Verhältnis.

Nachträglich erscheint uns besonders wichtig, daß die Gruppe für Verhältnisse keine Normen aufgestellt hat. Es wurde nie gefragt, ob ein Verhältnis möglich und mit den Gruppeninteressen vereinbar ist. Die Entscheidung, ein Verhältnis einzugehen, wurde von den Beteiligten getroffen, nach ihren Gefühlen und Wünschen, nach ihren individuellen Vorstellungen. Die Gruppe akzeptierte die internen Zweierverhältnisse und begriff die sich aus den Verhältnissen ergebenden Konflikte innerhalb der Gruppe und Schwierigkeiten im Verhältnis, die dem zugrundelagen, als Angelegenheit der Gruppe und nicht nur der unmittelbar Beteiligten.

Aber von vornherein unterschieden sich die Verhältnisse von denen, die die einzelnen früher gehabt hatten: Die Zweierverhältnisse waren ziemlich weit ins Gruppenleben integriert, z.B. dadurch, daß die Organisation des Alltags vor ihnen nicht halt machte. Wer nach dem Organisationsplan an der Reihe war, die Kinder in den Kindergarten zu bringen und für das Frühstück zu sorgen, machte das, ohne auf aktuelle Bedürfnisse im Verhältnis Rücksicht nehmen zu können. Die Anforderungen der Gruppe gingen in dieser Beziehung den individuellen Bedürfnissen vor.

Das hier skizzierte Verhältnis von Zweierbeziehung und Gruppe war aber nicht nur eine Gruppennorm, sondern entsprach – zumindest teilweise – auch dem Bedürfnis der einzelnen.

Marion kam beispielsweise mit der Erfahrung zweier fester Verhältnisse in die Gruppe, aus denen sie die Konsequenz gezogen hatte, sich in

dieser Form nicht mehr an einen Mann zu binden. Sie hatte die Vorstellung, die Bedürfnisse und Interessen, die in einem Verhältnis auf eine Person konzentriert werden und gerade deshalb zu Konflikten führen, besser in einer Gruppe zu verwirklichen, in der sie auf verschiedene Personen verteilt werden können.

Aber diese Vorstellungen konnte sie in unserer Gruppe nicht verwirklichen, weil einige von uns bereits seit einem halben Jahr zusammengelebt und bestimmte Erfahrungen gesammelt hatten. Utopische Pläne für das Zusammenleben schienen dadurch widerlegt, wie z.B. der Anspruch, die private Existenz bruchlos in revolutionäre Praxis eingehen zu lassen. Daraus folgerte die Gruppe, daß kollektiv für jeden einzelnen die Möglichkeit geschaffen werden müsse, innerhalb und außerhalb aktiver arbeiten zu können. Dieser Konsensus wirkte sich in einer ablehnenden Haltung gegenüber Marions Vorstellungen und ihrer Person aus. Sie fing diese Ablehnung, die sicher auch noch andere Gründe hatte, auf, indem sie die notwendige Bestätigung und Sicherheit im Verhältnis mit Eberhard suchte und so zunächst entgegen ihren Vorstellungen und Wünschen immer mehr auf dieses Verhältnis zurückgeworfen wurde.

Dies galt nicht nur für Marion. Wir haben eine Wechselbeziehung zwischen Gruppe und Verhältnis festgestellt, die sich verallgemeinern läßt: im Verhältnis fand man Schutz vor der Verunsicherung durch die Gruppe, während in der Gruppe Frustrationen und Aggressionen aus den Verhältnissen abregiert und bearbeitet wurden. Die daraus entstehenden Konflikte waren während der ganzen Kommunezeit vorhanden. Sie lähmten häufig unser Zusammenleben, weil wichtige andere Diskussionen, etwa über gemeinsame Aktivitäten oder diese Aktivitäten selbst verschoben werden mußten.

Es war unmöglich, als Gruppe kollektiv die Konflikte in einem Verhältnis zu verdrängen und einfach zu sagen: „Das ist jetzt nicht so wichtig, kommt, da reden wir später darüber.“ Denn die Ablenkung von gemeinsamen Aktivitäten, die jede Beschäftigung mit einem individuellen Konflikt mit sich brachte, war notwendig, wenn wir überhaupt zusammen weiter leben und arbeiten wollten. Deshalb mußten wir gemeinsam versuchen, diese Schwierigkeiten zu bearbeiten.

Die folgende Diskussion soll zeigen, wie wir uns in der ersten Zeit mit einem solchen Konflikt typischerweise auseinandergesetzt hatten. Das Gespräch ist wörtlich vom Tonband abgeschrieben.

Eberhard und Marion, die schon seit Tagen heftige Auseinandersetzungen gehabt hatten und ziemlich bedrückt durch die Wohnung liefen, hatten den anderen gesagt, daß sie allein einfach nicht mehr weiter wüßten; deshalb wollten sie unbedingt mit allen gemeinsam darüber reden. Man verabredete einen Termin, an dem alle einige Stunden Zeit hatten.

Sitzungsprotokoll:

Wir diskutierten in dem großen Zimmer von Eberhard und Marion. Wir verteilten uns zum Liegen oder Sitzen auf den ganzen Raum; einer von uns erklärte sich nach längerem Hin und Her bereit, einen Tee zu kochen. Wir hatten beschlossen, uns nicht durch das Telefon oder die Türklingel stören zu lassen. Während der Diskussion haben wir ein Tonbandgerät eingestellt, weil wir ausnahmsweise beginnen wollten, obwohl Klaus noch nicht anwesend war. Er sollte sich den Beginn des Gesprächs nachträglich auf dem Band anhören können.

Das Tonbandprotokoll beginnt mit einer Rekonstruktion der Anlässe, die zu dem Konflikt im Verhältnis geführt hatten.

...

Eberhard: „Ja, das nächste kennt ihr zum Teil schon.“

Dagmar: „Nee.“

Eike: „Nee, ich hab's auch nicht mitgekriegt.“

Eberhard: „Ja, hier tauchen wieder zwei Visionen auf: also, ich war unheimlich müde, wie Jan seine Geschichte erzählt hatte und Marion und ich dann noch kurz darüber gesprochen hatten. Ich sagte also, daß ich wenig damit anfangen könnte, weil Jan die Situationen, die er geschildert hat, jedenfalls die konkreten, nur chronologisch aneinandergereiht hat und da sich nichts daraus ergab; also, die nicht irgendwie einsichtig für mich waren. Und auf der anderen Seite das, was er über Leistungszwang und so erzählt hat, mir einfach zu abstrakt war, weil's – so hab's ich gesagt gestern – auf jeden fast paßt, und du (Marion) dann sagtest:

'Find' ich gar nicht, find' ich sehr interessant.' Und dann – plötzlich quakten dann Grischa und Nasser los, nee Grischa. Dann ..."

Marion: „Grischa quakte los.“

Eberhard: „Grischa quakte los. Du fragtest: ‚Gehst du rüber?‘ Ich lag im Bett und hatte keine Lust und sagte, Eike und Jan sind dran. Und jetzt tauchen also die verschiedenen Versionen auf. Ich meine, daß du dann gesagt hast, als du dann raus gegangen bist – also ganz, ganz aggressiv: ‚Ja, dann muß ich eben gehen, auch wenn du mir dann hinterher den Vorwurf daraus machst, daß ich immer nachgebe, wenn Grischa schreit.‘ Und du dann rübergingst, wo beide dann schrien, aber dann sofort aufgehört hatten. Du kamst dann wieder. Ich fragte dann, was das sollte, diese vorwurfsvoll-beleidigte Frage oder Feststellung. Und dann das sich wieder eskalierte. Also zunächst Versuche, über den Anlaß zu reden; also ich versuchte dann auch zu sagen, warum ich der Meinung wäre, daß es nicht so wichtig ist, wenn man sofort hingehet. Aber ich weiß nicht – es ist wohl nicht wichtig – jedenfalls, also du sagtest, warum du es doch für wichtig hieltest. Und dann das so ausartete in: ‚ja, du weißt ja schon alles‘ und: ‚warum reden wir überhaupt darüber, für dich ist ja alles klar; wir brauchen gar nicht darüber zu reden, du gehst eben hin.‘ Und du dann sagtest: ‚Für dich ist ja auch alles klar, und du hast ja eben selbst gesagt, wir brauchen nicht darüber zu reden, warum fängst du wieder an? Ich habe jetzt keine Lust.‘ Und du dann rausgingst, und ich dann auch und es in der Küche weiterging. Ich habe dich dann gefragt, ob du überhaupt Lust hast, darüber zu reden. Na ja, das ganze war aber nicht so wichtig. Jetzt erzähl' du es. In der Küche haben wir uns dann ziemlich laut und aggressiv angebrüllt. Und ja – das Entscheidende war wohl, daß ich hier im Bett lag und schlafen wollte, und eben gesagt habe: ‚das hat gar keinen Zweck.‘ Also, wenn das so ist wie den Tag vorher, daß du sagst: ‚Ich hab' keine Lust!‘ Und dann in tiefen Schlaf fällst – ich dann also einschlafen wollte und dann aber merkte, wie das nicht ging, so Herzklopfen kriegte und also, ich weiß nicht, irgendeine Angst, die ich nicht konkretisieren kann. Aber, ja das ist dann wieder so – und in der Küche dann gleich gesagt hab': ‚können wir nicht darüber reden?‘ Und du dann: ‚Nee, ich hab keine Lust.‘ Und da hab' ich dann versucht, nochmal zu sagen, warum das für mich wichtig ist, es dem Eike und so erzähl.“

Diese Darstellung von Eberhard hört sich wie das Gestammel von jemand an, der nicht gewohnt ist zu formulieren. Es wird aber sehr deutlich, wie schwierig es ist, den anderen Ereignisse mitzuteilen, die einen tief verletzen.

Wir müssen unsere Affekte in die Form der Sprache bringen. Zwar ist die Sprache eine notwendige Form der Kommunikation. Aber der soziale Zusammenhang, in dem wir sie lernen mußten, reduziert sie zum Medium verdinglichter Auseinandersetzungen über Sachen. Ihr sinnliches und gefühlsmäßiges Moment läßt sich bestenfalls in längeren libidinösen Beziehungen wiedererleben. Wir merkten damals, daß in der Schwierigkeit, den anderen durch die Sprache unsere Ängste und Wünsche zu vermitteln, ein Teil unserer Verhaltensproblematik enthalten ist.

Erst im Laufe unserer analytischen Versuche gelang es uns, unsere Wahrnehmungsfähigkeit zu erweitern und auch in Sprache umzusetzen. Damit war gleichzeitig ein Teil unserer praktischen Verhaltensschwierigkeiten behoben.

In der hier wiedergegebenen Diskussion zeigt sich noch sehr deutlich, wie die Sprache die Funktion erfüllt, rationale Gründe für das eigene Verhalten zu finden, das in Wirklichkeit von anderen Motiven bestimmt wird.

Fortsetzung des Sitzungsprotokolls:

Marion: „Da war noch gestern nacht was, das ist am deutlichsten gewesen, das ich bei deinen meisten Sachen auch gesagt hab': ‚Ich habe keine Lust, j e t z t darüber zu reden‘; und das war etwas, was noch wichtig ist.“

Eberhard: „Ja, ja klar.“

Marion: „Wo du's immer so dargestellt hast – also jetzt in all deinen Schilderungen – daß ich überhaupt keine Lust hätte, darüber zu reden; was sich dann anhört, als hätte ich wirklich keine; was sich aber auf eine konkrete Situation bezieht, wo ich mich einfach aufgrund meiner Emotionen, die da raus kommen, im Moment nicht in der Lage sehen, nur einen Schritt weiter zu kommen; und über das gegenseitige Darstellen der Situation, wie man sie begreift, und Fakten auszutauschen, was meistens sehr aggressiv geschieht; wo ich dann merke, daß die Wahrnehmungen einfach zu verschieden sind.“

Eberhard: „Das stimmt.“

Marion: „Daß mir also solche Situationen nicht so fruchtbar erscheinen für eine etwas grundsätzlichere Auseinandersetzung.“

Eberhard: „Das stimmt teilweise: Du hast gesagt, entweder du hast jetzt keine Lust zu reden, oder du hältst es für wertlos, es jetzt zu machen. Nur das Entscheidende ist eben für mich, daß wir bis auf das eine Mal eigentlich nie richtig den Weg gefunden haben, miteinander zu reden; also seit Samstag oder Sonntag nie darüber geredet haben. Das ist einfach für mich immer unerträglicher geworden. Und dann das: ‚Ich hab’ jetzt keine Lust’ heißt: ich sehe es für sinnlos an.“

Marion: „Ja, ...“

Eberhard: „Also nicht, ich hab’ jetzt keine Lust, sondern grundsätzlich. Also umgekehrt, es ist ja so, daß du sagst: Du hast jetzt keine Lust, es aber mehr bedeutet, als daß du jetzt keine Lust hast.“

Marion: „Na ja, Eberhard, es ist ja auch so, daß auch von dir im nachhinein keine Initiative mehr kam, über irgendwelche Konfliktsituationen zu reden; also wenn, dann eben konkret in der Situation, wobei du das dann so darstellst, als wollte ich überhaupt nicht mehr darüber reden.“

Da spielt natürlich mein alter Mechanismus mit rein, der früher noch stärker ausgebildet war als jetzt – das Michzurückziehen nach einer irrationalen Auseinandersetzung – einer Auseinandersetzung darüber auszuweichen. Das ist klar, daß also mit reinspielt eine gewisse Resignation in bezug auf das, was man mit der ganzen Last von Emotionen und Gefühlen für den anderen oder gegen den anderen, die sich in so einem Verhältnis anstauen; daß ich keine Möglichkeit gesehen habe, ja – das irgendwie aufzulösen. Das bezieht sich nicht nur auf mein Verhältnis zu dir, sondern auf meine früheren auch, was also mit ein Grund war – also das führt jetzt alles zu weit...“

Eberhard: „Das ist schon richtig, nur daß es für mich dann immer so dasteht, daß du nicht wolltest; na ja, daß du’s konkret immer abwehrst, daß es überhaupt nicht dazu kommt, und wenn, dann nur so, daß ich dich unheimlich dränge, was dir dann wieder zur Last fällt.“

Dagmar: „Ja, ich würd noch gern wissen, wie’s denn nun konkret dazu gekommen ist, daß du rausgegangen bist.“

Marion: „Ja, das was Eberhard gerade erzählte, daß wir uns dann

gegenseitig angebrüllt haben...“

Dagmar: „Da bist du in die Küche gegangen...“

Marion: „Und dann bin ich also raus und – weil, wenn ich hiergeblieben wäre, wäre das weitergegangen – und hab also noch das Licht ausgemacht. Und da kam mir dann der Gedanke, daß ich nicht bei Eberhard schlafen wollte, weil ich mir nicht vorstellen konnte, daß sich das so schnell wieder löst.“

Eberhard: „Also jetzt nochmal: Was für mich entscheidend ist in diesen Situationen, die also so eskalieren durch Reaktionen von dir und von mir – entscheidend ist dabei nicht das Alleinsein, wenn ich es recht sehe, sondern daß das Alleinsein, also das Nichtmitmirzusammensein, gegen mich gerichtet ist; daß also ganz konkret es nicht stimmt, wenn du sagst: „Es ist mein Bedürfnis etwas zu tun“, sondern das Bedürfnis immer gerade das ist, von mir wegzugehen.“

Dagmar: „Das möchte ich ganz gern nochmal hören, weil mir der gleiche Vorwurf gemacht wird.“

Eike: „Aber das ist doch jetzt unsinnig, entscheidend ist doch zunächst mal, warum wir so eine starke Angst erleben.“

Klaus: „Ich wäre auch dagegen, jetzt auf kurzfristige Analysen mich einzulassen. Ich würde also wirklich bestimmte Fragestellungen entgegensetzen, gegen dieses immer nur Interpretieren von bestimmten Situationen. Aber ich finde es sehr wichtig, solche Fragen, wie ich sie also Dagmar manchmal stelle, zu untersuchen: daß man sich überlegt – das geht natürlich nur unter bestimmten Bedingungen – was denn nun konkret der andere für einen bedeutet. Also in der jetzigen Situation nicht durch Projektionen klärt, was man braucht, was man möchte, was er ist, sondern was er im Augenblick noch für einen bedeutet.“

(Anschließend reden alle durcheinander, man kann es vom Band nicht mehr rekonstruieren)

Eike: „Das ist irre. Ich meine, wir müssen einfach jetzt ein bißchen trennen. Sonst kriegen wir nämlich gar nichts raus. Und so, wie es in der letzten halben Stunde gewesen ist: Man schmeißt sich immer die Symptome gegenseitig zu, die gar keinen Anhaltspunkt mehr bieten.“

Und zwar ist doch folgendes entscheidend: einmal von deiner

Seite aus, daß offensichtlich ein Verhältnis, wie du es mit Marion eingegangen bist, für dich unheimlich viel mehr bedeutet als die früheren, und daß dadurch aber auch Ängste aktiviert werden, die du vielleicht früher bearbeitet hast oder besser bearbeitet hast..."

Klaus: „Die er nicht gehabt hat!“

Eike: „Ja, das möchte ich ja gern nochmal von ihm hören; das war mein Eindruck. Aber vielleicht habe ich mich dabei getäuscht. Und die andere Geschichte ist die, die Marion betrifft: warum sie also überhaupt so was hervorruft, warum ihre Reaktionen also genau geeignet sind, so was zu aktivieren usw., die ihre eigenen Schwierigkeiten ja auch vergrößert. Aber das setzt einfach eine gewisse Trennung des Vorgehens voraus. Das heißt nicht, daß Marion jetzt überflüssig wird, sondern sie ist ja gerade notwendig dafür, aber daß ihr nicht so sehr jetzt berichtet, was ihre Probleme sind, sondern daß wir uns zunächst darauf konzentrieren, was deine sind.“

In einem Verhältnis, in dem das subjektive Erleben einer Konfliktsituation ausschließt, den anderen und sein Verhalten mit einzubeziehen, führt eine Auseinandersetzung zu zweit zwangsläufig zu einem Punkt, in dem das subjektive Interesse, den Konflikt zu lösen, durch Emotionen völlig überlagert wird. Daraus ergeben sich dann so starre Verhaltensweisen wie gegenseitige Vorwürfe, Beharren auf der eigenen Darstellung, Anbrüllen des anderen, also ein völlig unkontrolliertes Verhalten von der Art wie die hier geschilderte Auseinandersetzung.

Die Bearbeitung in der Gruppe erfordert zunächst, den anderen den Inhalt und vor allem den affektiven Charakter eines Konfliktes nahezubringen. Dadurch wird man gezwungen, etwas überlegter zu reden und die Ebene der Unmittelbarkeit zu verlassen. Aber in den Schwierigkeiten zu reden, in den Pausen, die man macht, in dem Beharren auf richtiger Darstellung zeigt sich immer noch ein Rest der ursprünglichen tiefen Verletzung.

In der Diskussion deutet sich eine Unvereinbarkeit von individuellen Verarbeitungsformen an, die nicht nur für dieses spezielle Verhältnis symptomatisch sind:

Die von uns allen empfundene Notwendigkeit, die eigenen Bedürfnisse

und Interessen zu finden, verlangt eine gewisse Autonomie im Verhältnis. Andernfalls besteht die Gefahr, daß die Interessen, die man endlich meint herausgefunden zu haben, sich unter der Hand als gar nicht die eigenen, sondern die des anderen entpuppen. Aber diese Autonomiebestrebung kann auf dem Hintergrund der familiären Dreiecksbeziehung nur als Wiederholung des dort erfahrenen Verlustes und als Entzug der geliebten Person gesehen werden. Das subjektive Erleben – Alleinsein als gegen sich gerichtet auffassen zu müssen, was mit tiefen Ängsten verbunden ist, auch wenn sie erfolgreich verdrängt werden – hat die drängende Haltung zur Folge, den verzweifelten Versuch, den drohenden Verlust abzuwenden.

Diese verkürzte Darstellung des typischen Konflikts im Zweierverhältnis zeigt den Teufelskreis. Denn das Drängen des einen Partners bewirkt einen weiteren Rückzug des anderen, der – obwohl subjektiv nur als Bedrohung der erstrebten Autonomie verarbeitet – nichts mehr mit ihr zu tun hat.

Das Eingreifen der Gruppe

Bis zu diesem Punkt griff die Gruppe nicht wesentlich in die Diskussion zwischen Marion und Eberhard ein. Die verschiedenen Darstellungen in der Gruppe hatten lediglich die Funktion, den affektiven Charakter der Auseinandersetzung klarzumachen und zu neutralisieren.

Von nun an sind die anderen nicht mehr bereit, die Auseinandersetzung in dieser Form weitergehen zu lassen. Bislang bestand die Diskussion im Beharren auf dem jeweiligen Standpunkt. Die anderen, die nicht selbst unmittelbar beteiligt sind und deshalb eine größere Distanz zu dem Konflikt haben, können diese Starrheit als Widerstand erkennen. Der Widerstand soll verhindern, daß sich die Beteiligten über die tieferliegenden Ursachen des Konflikts klarwerden. Die Gruppe übernimmt daher die Aufgabe, den Widerstand, der eine fruchtbare Auseinandersetzung verhindert, zu durchbrechen.

Hier wird deutlich, daß die Diskussion über individuelle Konflikte in der Kommune die Beteiligten dazu zwingen kann, von den Banalitäten gegenseitiger Vorwürfe herunterzukommen. Es zeigt sich, daß ein

Gespräch in der Gruppe ein Mittel sein kann, die gegenseitigen Verstrickungen zu durchbrechen, was man im Zweierverhältnis gar nicht mehr könnte.

Das wirkt sich auch unmittelbar auf die Veränderung der individuellen Verhaltensweisen aus: Das Gespräch in der Gruppe kann ein Mittel sein, die irrationale gegenseitige Abhängigkeit etwas aufzuheben und größere Autonomie zu erreichen. Diese Autonomie ist bestimmt von dem Bedürfnis, sich über die eigenen Interesse klarzuwerden.

Die Diskussion über individuelle Konflikte kann diese Aufgabe unter bestimmten Bedingungen fördern, indem die unmittelbar Beteiligten von der Gruppe gezwungen werden, sich darüber Rechenschaft zu geben, welches Interesse sie an dem Partner haben. Dadurch werden eingefahrene Reaktionsweisen aufgebrochen. Die Gruppe zwingt jeden, zu Fragen Stellung zu nehmen, die im Rahmen der gegenseitigen affektiven Abhängigkeit regelmäßig nicht mehr gestellt werden; z.B. sich genau zu überlegen, was der andere ganz konkret für einen selbst bedeutet, was man von ihm in bestimmten Situationen erwartet, welche Bedürfnisse er befriedigen soll. Nur so können die Partner einer intensiven Zweierbeziehung gezwungen werden, sich mit den Projektionen und Idealvorstellungen von dem anderen auseinanderzusetzen, die sie aus der Zeit des ersten Verliebtseins meist noch mit sich herumschleppen.

Im Gespräch in der Gruppe kann sich jeder über seine eigenen Bedürfnisse und über sein Interesse an der Person dieses Partners bewußt werden und vor allem untersuchen, ob diese Bedürfnisse überhaupt mit der gewählten Person verwirklicht werden können.

Die Gruppe übernimmt die Aufgabe, das Gespräch auf solche Fragen und Probleme hinzulenken. In der Schwierigkeit der Beteiligten, darauf einzugehen, zeigt sich immer wieder, daß diese wichtigen Fragen im Verhältnis ausgeklammert sind. Das Durchbrechen der Abwehr und die Konzentration auf die wichtigsten Fragen ist der entscheidende Lernprozeß für die Beteiligten und die ganze Gruppe.

(Fortsetzung des Sitzungsprotokolls)

...

Eike: „Sonst schiebt ihr euch immer wieder die Schwierigkeiten gegenseitig zu und es kommt nichts raus.“

Eberhard: „Es könnte ja sein, daß es u n s e r e sind!“

Eike: „Ja, ja, natürlich sind das eure...“

Eberhard: „Und zwar notwendig dazu: Gerade wenn das der entscheidende Punkt ist – die Frage der jeweiligen Bedürfnisse – daß ich dazu allein nichts sagen kann; daß einfach dazu gehört, daß für mich eben das Entscheidende ist, daß diese Bedürfnisse immer auftauchen, wenn ... ja, was ich eben gesagt habe.“

Klaus: „Eberhard, du hast doch implizit eben die ganze Zeit gesagt, bloß jetzt eben mit den ganzen Erlebnissen verwoben – daß du derjenige bist, der immer die Gemeinsamkeit betont. Du warst immer derjenige, der, wenn Marion auf etwas Unabhängigem bestand, es notwendig als gegen dich gerichtet empfindet.“

Eberhard: „Ja, wenn Schwierigkeiten auftauchen.“

Klaus: „Ja, laß mich mal versuchen, so weit ich also was allgemeines daraus lesen konnte, das zusammenzufassen; du kannst es ja dann noch korrigieren.“

Dieses „die Gemeinsamkeit betonen“ bezieht sich gerade auch auf die Sexualität und ich nehme an, daß du das – daß du also Zärtlichkeit wahrscheinlich sehr stark versucht über das gemeinsame Handeln zu strukturieren. Daher auch deine Vorliebe für Sexualität – ich weiß es nicht – daß du also zu stark interpretierst. Ich habe versucht, das herauszulesen, als du vorhin über das gemeinsame Herstellen sprachst. Ich finde das also sehr schwierig, es mag aber auch mein Problem sein.“

Eike: „Wir müssen uns jetzt einigen, daß wir in erster Linie erst einmal mit Eberhard zusammen versuchen, darüber zu sprechen und... Das kann ohne Ende so weitergehn, wenn man nicht versucht, es ein bißchen zu konzentrieren.“

Klaus: „Dann müßte Eberhard jetzt sagen, was tatsächlich seine jetzige Beziehung zu Marion unterscheidet von seinen früheren Verhältnissen. Warum er jetzt in der Lage ist, ein solches Maximum von libidinösen Bedürfnissen auf eine Person zu konzentrieren, was er früher nicht konnte und was seine konkrete Abhängigkeit von Marion ausmacht; weshalb ja Marion durch Entzug so unglaubliche Macht auf ihn ausüben kann, was ja wohl eine der grundlegenden Ungleichberechtigkeiten in dem Verhältnis ist: daß Marions Entzug solche Macht ausüben kann, was er ja

nicht kann, und du bist immer gleich in der Rolle desjenigen, der repressiv auf Gemeinsamkeit beharrt.

Inwiefern ist das etwas Neues in deinem Verhältnis zu Marion gegenüber allen früheren? Deshalb vorhin meine Frage, was erwartet ihr genau konkret von euch? Wie du also in Marion ein solches Maximum an Bedürfnissen unterbringen konntest – was deine Schwierigkeiten ausmacht und gleichzeitig ja auch deine Sicherheit."

Eberhard: „Ja, wenn ihr meint, daß es so richtig ist, dann will ich es so machen.

Ich will nur noch kurz sagen, also wo meine Bedenken liegen: Einmal daß – ähnlich wie du das sagtest – also, natürlich an einem bestimmten Punkt genau die Frage reinkommt, was das für Reaktionen sind, wie die aussehen, auch inhaltlich, diese dagegenstehenden Bedürfnisse und daß ich deshalb es für richtig hielte, wenn man darüber mehr weiß."

Wenn es richtig ist, daß sich hinter diesen Widerständen der Zugang zu einem wichtigen Punkt verbirgt, müssen wir im weiteren Verlauf der Diskussion verfolgen, wie die Gruppe dieses Ziel angeht und ob in dem, was Eberhard berichtet, tatsächlich Ansätze dazu vorhanden sind.

(Eberhard berichtet im folgenden über seine früheren Verhältnisse, insbesondere über das erste, in dem er sich an eine ähnliche Angst erinnert: allein gelassen zu werden. Für das Mädchen bedeutete dieses Verhältnis weit weniger als für ihn; ihr schnelles Desinteresse aktivierte bei ihm die irrationale Angst, völlig verlassen zu sein.)

(Fortsetzung des Sitzungsprotokolls)

Eberhard: „In den ganzen Verhältnissen, die danach kamen, hatte ich also nie diese Angst, allein zu sein oder so was. Im Gegenteil, mir wurde also das nach kurzer Zeit meist irgendwie lästig und ich suchte immer nach Fluchtmöglichkeiten. Es war fast schon so, daß ich anfing, ein Buch zu lesen, wenn wir zusammen waren; und ich nicht mehr reden wollte und mit ihr dann nichts mehr anfangen konnte, keine Lust mehr hatte, irgendwo hinzugehen,

sondern sie alleine ließ. Und das war ganz konkret so, daß ich auch dann irgendwie Abneigung entwickelt hab gegen dies Mädchen und das mir irgendwie lästig wurde. Rationalisiert so über das Verhalten, daß in dem Augenblick, in dem sie mir durchschaubar waren, mir nichts besonderes mehr boten, ich also ganz konkret ihre Reaktionen vorhersehen konnte, so jedes Interesse verloren hab... Und ich dann immer einen unheimlichen Zwiespalt sah zwischen ihrem wirklichen Verhalten und dem, was sie sagten. Na ja, ich jedenfalls die Sache abgebrochen hab, wenn es sich nicht irgendwie aus der Situation ergab."

Die Erfahrungen in den ersten intensiveren Verhältnissen bestimmen die Form, in der sich die Verbiegungen aus der frühen Kindheit später beim Erwachsenen wiederholen. Ein relativ positiver Beginn der sexuellen Erfahrungen nach der Pubertät kann zwar die in der Kindheit angelegten Probleme nicht grundsätzlich aufheben, aber doch das Ausmaß verringern, in dem irrationale Ängste direkt oder durch Verdrängung verhaltenssteuernd werden. Wenn etwa der Abbruch eines solchen Verhältnisses von einem der Beteiligten nur passiv verarbeitet werden kann, durch Depressionen, Rückzug auf sich selbst usw., so strukturieren diese Erfahrungen mit ziemlicher Sicherheit die folgenden Verhältnisse.

Bei Eberhard aktivierte der Abbruch des ersten intensiven Verhältnisses diese Angst, verlassen zu werden. Er konnte es rational kaum verarbeiten, emotional schon gar nicht, sondern nur „ästhetisch verbrämen". In den folgenden Verhältnissen hat er sich selbst Angst entzogen, indem er das, was er befürchtete, selbst aktiv tat. Er bestrafte damit jedes Mädchen für eine Erfahrung aus der frühen Kindheit, die im ersten Verhältnis wiederholt wurde.

Mit diesem Mechanismus wollte er seine Angst überwinden, indem er sie aktiv an andere weitergab. Deshalb taucht sie in den folgenden Verhältnissen nicht mehr auf.

Wir begriffen damals diesen Zusammenhang allenfalls abstrakt und theoretisch, nicht aber praktisch, weil uns eine dazu notwendige Methode fehlte.

Die Analogie etwa zwischen dem ersten Verhältnis und dem aktuellen, die oberflächlich im plötzlichen Erleben der gleichen Angst bestand,

blieb als Hinweis auf eine spezielle Problematik von der Gruppe unerkannt und unausgenutzt. Die methodische Unsicherheit der Gruppe artikuliert sich nur im unguten Gefühl, so nicht weiterzukommen, bzw. in richtigen Fragestellungen, die aber aufgrund der unzureichend entwickelten Methode untergingen.

(Fortsetzung des Sitzungsprotokolls)

Klaus: „Ich weiß nicht, ob es den anderen auch so geht, aber mir fällt es sehr schwer, da zuzuhören, weil nicht mal ne Vermutung da ist, was es mit der jetzigen Situation zu tun hat, oder ob du gar keine hast und nur so erzählst.“

Eberhard: „Ja, das hab ich doch schon gesagt, vielleicht diese Angst, daß sie plötzlich weg war und kein Interesse an mir hat.“

Klaus: „Das war aber doch ne einmalige Situation. Nicht daß dein Verhältnis zu ihr ähnlich war: die Verletztheit war ähnlich, das Gefühl, das du jetzt, also das du jetzt immer wieder hast, wenn Marion sich zu entziehen droht, oder auch die Unsicherheit.“

Eberhard: „Das war völlig unbewußt, mein Zusammenbruch hinterher, ganz ästhetisch.“

Klaus: „Für zwei oder drei Monate.“

Eberhard: „Ja, ja.“

Klaus: „Ich will nicht dauernd fragen, aber ich halte es für empfehlenswert, weil wir sonst nicht weiterkommen.“

Eberhard: „Ja, ich wollte noch sagen, daß ich dann insofern von H. weggekommen bin, bilde ich mir ein, als ich hinterher noch einmal mit ihr zusammen war einen Tag und da auch mit ihr geschlafen hab und das bei mir nicht die Bedeutung hatte, daß ich da nun unheimlich viel investiere oder auch gar nicht mehr unbedingt das Bedürfnis hatte, da nun weiterzumachen oder irgendwas; es einfach sehr schön war.“

Klaus: „Dann hast du an so'n Bewältigungsmechanismus auch mal gedacht bei Marion, z.B. als sie nach München ging, daß du das individuell bewältigen könntest, wenn sie dablöbe.“

Eberhard: „Ja, München, das ist so'n Kapitel – ich hab da mit der K. geschlafen.“

Klaus: „Das ist doch entscheidend, das mußt du doch mal erzählen, auch den Unterschied zu der Situation, als du jeden Abend in den Eden Saloon (eine Tanzbar) gegangen bist und jetzt – was denn für deinen Gefühlshaushalt anders geworden ist eigentlich.“

Eberhard: „Ich bin ja nun gestern zum Eden-Saloon gegangen. Heut nacht war es mir irgendwie klar, daß ich dahin gehen muß; ich weiß nicht warum, wahrscheinlich eben weil ich mich ähnlich fühlte wie vorher.“

Klaus: „Und das, was du eigentlich nicht willst.“

Eberhard: „Ja klar, und es war auch ähnlich wie früher, also wie ich es früher auch empfunden hab, daß ich dort überhaupt nichts anfangen konnte, nur daß ich es früher eben ästhetisch verbrämt hab.“

Wir waren alle mehr oder weniger genau mit der psychoanalytischen Theorie vertraut, konnten aber dieses theoretische Wissen nicht zu einer praktischen Methode gebrauchen. Zur Zeit der damaligen Diskussionen war uns dieser Mangel durchaus bewußt, nur war unser Interesse, diesen Zustand durch praktische Erfahrung zu verändern, aus zwei Gründen eingeschränkt:

1. Objektiv durch die Tatsache, daß das theoretische Wissen nicht auch der direkte Weg zur Methode der analytischen Praxis ist. Vielmehr hängt die Möglichkeit, sie anzuwenden, gerade von Art, Intensität und Bearbeitungsstand der eigenen psychischen Problematik ab, d.h. eine eigene Analyse ist die Voraussetzung der Fähigkeit, andere zu analysieren.

Diese Tatsache läßt sich in der vorliegenden Diskussion deutlich ablesen (tauchte allerdings als grundsätzliches Problem auch in unseren späteren Analyseversuchen auf, wo sie jedoch durch die Gruppe bewußt kontrolliert werden konnte); sie ureißt gleichsam negativ einen Teil der damaligen Methode der Gruppe: Fast alle Fragen, Einwürfe und Stukturierungsvorschläge von Seiten der Gruppe sind nämlich subjektiv, in ihrer Abhängigkeit von der jeweiligen eigenen Problematik. Der Zugang zu den Problemen des anderen – also vom Standpunkt der analytischen Methode zu einem in erster Linie objektiven Problem – geht nur über die subjektive Erfahrung und Verarbeitung des gleichen Problems – und zwar teilweise mit einer Ausschließlichkeit, die jeden anderen Zugang unmöglich macht oder auf die theoretisch abstrakte Ebene beschränkt. In den Fragen der Gruppe taucht dieser Zusammenhang nicht nur direkt verbal auf, sondern auch indirekt in den scheinbar objektiven Formulierungen. Dadurch wird die Diskussion weitgehend von den verschiedenen Subjekten der Gruppe gesteuert und

nicht von der Problematik des Betroffenen. Von hier erklärt sich auch der teilweise konfuse Charakter der Diskussion.

Gleichzeitig ist aber dieser Subjektivismus die einzige Möglichkeit, wenn man über die analytische Methode nicht verfügt, an die psychischen Probleme anderer heranzukommen. Denn das Ausmaß der psychischen Verkrüppelung kannten wir neben der Theorie vor allem aus der Erfahrung unserer eigenen Ängste, sexuellen Schwierigkeiten, irrationalen Fixierungen usw.

Aber neben diesem objektiven Problem des Zusammenhangs zwischen der Verwendbarkeit analytischer Erkenntnisse und den eigenen Schwierigkeiten gab es ein weiteres, subjektives Hindernis, das eng mit dem politischen Anspruch der Gruppe zusammenhing.

2. In unserer politischen Arbeit hatten wir alle die Erfahrung gemacht, in welchem Ausmaß unsere bürgerliche Geschichte uns behindert. Die Kommune hatte deshalb den politischen Anspruch erhoben, die Veränderung der verfestigten Strukturen des bürgerlichen Individuums selbst als einen Teil der politischen Praxis zu begreifen. Damit sollte die falsche Trennung von politischer Existenz, Berufs- oder Ausbildungsbereich und Privatsphäre, die zum „Freizeitsozialismus“ geführt hatte, aufgehoben werden. Wir verstanden deshalb auch jetzt noch alle unsere Versuche, die Konflikte in Gruppengesprächen zu bearbeiten, in diesem funktionalen Sinne. Deshalb war auch die Energie, die wir darin investierten, begrenzt.

Durch diese Begrenzung unserer damaligen Methode konnten wir nicht an die tieferliegenden Ursachen der auftretenden Probleme herankommen, und wir waren uns dessen durchaus bewußt.

Der folgende letzte Abschnitt der Diskussion über das Verhältnis Marion/Eberhard wird diese Zusammenhänge noch einmal verdeutlichen.

(Fortsetzung des Sitzungsprotokolls)

Eike: „Ja, Eberhard, das Entscheidende ist doch folgendes: Warum bei all diesen früheren Mädchengeschichten, wo ja also doch bei denen, die ich kenne, ein paar darunter sind, die ich sehr hübsch finde und

auch sehr interessant – warum die alle so einen vorübergehenden Charakter gehabt haben. Was war das, was dich gehindert hat, ne längere Geschichte anzufangen?“

Eberhard: „Ja, das, was ich vorhin angedeutet habe, was bei Marion einfach anders ist. Daß ich das Gefühl hab – natürlich jetzt wieder sehr rationalisiert das Ganze – daß wir uns so verhalten können, also daß sie durchaus sicher, oder was weiß ich, nicht schüchtern oder scheu sich verhält oder auftritt. daß sie das nicht irgendwie überspielt, Dinge, wo sie Schwierigkeiten hat; daß die Grenzen rauskommen, daß sie nicht was vorspielt – wo ich bei fast allen anderen Mädchen immer diesen Bruch gesehen habe, daß durchgängig irgend so was von Sicherheit vorgespielt wurde.

Was sich im Verhalten zwischen uns so auswirkt, daß wir uns durchaus auf ganz verschiedenen Ebenen sehr gut und intensiv zueinander verhalten können, was ich sonst nicht erlebt hab; daß ich mit jemand reden kann über mich und über ihn in ner ernsthaften Weise, sogar über irgendwelche theoretischen oder sonstigen Dinge und gleichzeitig so irgendwelchen Quatsch machen und... Das ist jetzt wahrscheinlich alles nur ne Beschreibung.“

Eike: „Das Entscheidende ist, daß da ne sehr starke Abhängigkeit bei Eberhard vorliegt, daß Ängste auftreten, wenn auch nur ne Drohung kommt und daß andererseits da ständig schwere Konflikte auftreten, z.B. im Sexualverhalten und in diesen oft auftretenden, sehr stark affektiven Reaktionen.“

Marion: „Und daß schon in Situationen, die emotionsgeladen sind, die Angst entsteht, daß so ne Situation nicht aufzulösen ist, und daß schon allein durch solche Sachen das ganze Verhältnis in Frage steht, weil die Angst auftaucht, jetzt ist es aus oder jetzt könnte es aus sein.“

Eike: „Also mir ist das unklar.

Ich weiß es nur von mir, weil wir es hinterher herausgekriegt haben, was dieses Bedürfnis da war. Das war eben das ungeheure Bedürfnis der Sicherheit, der einigermaßen annehmbaren Verarbeitung der Kastrationsangst. Das ist ja auch sehr deutlich rausgekommen, warum ich also an dem Verhältnis so lange geklebt habe; aber jetzt bei dir ist mir das nicht einsichtig.“

Klaus: „Also um nochmal zu klären, ob es mit deinen Vorstellungen zusammenhängt: Die Aggressionen, von denen du redest, waren

jedenfalls welche, die nicht prinzipiell damit zu tun haben – mit der Angst, daß das Verhältnis zu Ende ist – sondern es waren Aggressionen, bei denen ambivalent wurde, ob das Verhältnis beendet wurde oder nicht. Deshalb vermute ich – da müßte Eberhard aber was zu sagen – ob es bei ihm Aggressionen im Verhältnis gibt, die er nicht letzten Endes in dem Satz zusammenfassen kann, daß er Angst hat, daß das Verhältnis eben durch ne bestimmte Verhaltensweise beendet wird vom anderen. Sind nicht alle Aggressionen, von denen du gesprochen hast und die du selbst gemacht hat, also die Vorwürfe, die du machst – letzten Endes so, daß es ne Verhaltensweise des anderen ist, die bedeutet, manifest, sinnlich wahrnehmbar, ausdrücklich: Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben? "

Eberhard: „Rational ist das natürlich nicht ganz so, und das ist nicht mehr so, wie du es beschrieben hast, daß dadurch das ganze Verhältnis... nur daß ich... daß die Aggressionen eben daher rühren, daß – jedenfalls bilde ich es mir ein – daß du dich dagegen sperrst, ja, formal zu sagen, was zu verändern; ja in solchen Situationen, in denen du sagst, du kannst nicht mehr, ich habe keine Lust mehr, geh doch weg!“

Klaus: „Hat eigentlich einer von euch schon mal gedroht in diesen Fällen, verbal offen: ‚das geht nicht so weiter, du mußt dich verändern!‘ Oder man kann nicht mehr?“

Eberhard: „Nee, nur ganz rational, eben. Wir haben uns überlegt, daß ich aus dem, was Marion da sagte von ihrer Unbefriedigtheit ... daß das Verhältnis nichts anderes ist als vorher usw.; daß ich dann sagte, dann ist überhaupt nicht einzusehen, was es für dich bedeutet, dann müßtest du daraus die Konsequenz ziehen, aufzuhören.“

Klaus: „Wer hat das gesagt?“

Eberhard: „Ich habe das gesagt, aber nicht als Drohung oder so. Ganz rational.“

Klaus: „Ja, rational oder nicht – mir kommt so was auch immer rational vor, wenn ich es sage.“

Eberhard: „Ja, und sonst: Aggressionen – ich weiß nicht. Vielleicht fällt dir etwas ein, wann ich aggressiv gegen dich bin; ja, eben diese Unterdrückungssache, von der ich sprach, wo dann rauskommt, wenn Marion irgendwelche Sachen macht und dann behauptet, das wäre von mir Manipulation, daß ich z.B. alles entscheide, oder so.“

Klaus: „Das ist ja die gleiche Sache. Du entscheidest ja darüber, was

gemeinsam ist usw.“

Eberhard: „Keine Aggressionen, bei denen das ganze Verhältnis auf dem Spiel steht, sondern bei denen Marion mir vorwirft, ich entscheide irgendwie über ihr Seelenheil.“

Klaus: „Ja, und daß sie nicht entschieden wird, bedeutet, daß sie nichts mit dir zu tun haben will.“

Eberhard: „Ja, aber das ist ja immer erst ihre Reaktion darauf.“

Eike: „Ja, jetzt kommen wir wieder in diese Scheißfragen. Ich sehe eigentlich nur zwei Anknüpfungspunkte. Das ist einmal der Versuch, etwas genauer zu analysieren, welches eigentlich bei der Störung des Sexualverhaltens das unbewußte Motiv dahinter ist. Und das andere wäre vielleicht dieser Traum, der damit wohl im Zusammenhang steht. Ja, und dazu müßtest du sagen, ob dir schon etwas eingefallen ist, was also in dem Moment diese physiologische Geschichte bedingt, ob da irgendwas Äußeres ist, was dir auffällt, ob da was ist, was dich stört. (bezieht sich auf vorzeitige Ejakulation)“

Eberhard: „Nee, wir haben uns darüber schon öfter unterhalten. Es ist eigentlich nichts, was mir als störend auffällt, sondern eher umgekehrt: daß mir bestimmte Sachen unheimlich lustvoll vorkommen, die dann eben – wie wir das rausgekriegt haben – eben mit der Mutterfixierung zusammenhängen; also Brust und solche Sachen, das Eindringen ... also nichts was mich störte.“

Das Tonband bricht hier ab. In unserer Erinnerung verlief das Gespräch nach einer Darstellung des gegenseitigen Sexualverhaltens noch einige Zeit in dieser Art weiter, ohne daß wir zu entscheidenden Punkten gekommen wären.

Diese Sitzung über die Konflikte in einem Zweierverhältnis ist beispielhaft für den damaligen Stand unserer Methode und für die Beziehung zwischen denen, die unmittelbar über ihr Problem sprachen, und der Gruppe. Das wird deutlich, wenn wir untersuchen, was die Beteiligten mehr oder minder bewußt aus derartigen Diskussionen heraushalten wollten. Zwar haben wir bis in alle Einzelheiten, z.B. über das sexuelle Verhalten, über spezielle Antipathien, sadistische Phantasien oder dergleichen gesprochen, soweit wir das konnten. Trotzdem gab es immer wieder Dinge, die die Beteiligten den anderen nicht mitteilen wollten. Diese Punkte sind bezeichnend für das Maß der Integration des einzelnen in die Gruppe und für das gegenseitige Vertrauen.

Hierfür ist die allgemeine Atmosphäre, in der diese Gespräche verlaufen sind, ganz entscheidend gewesen. Wir können sie nachträglich nur in Umrissen beschreiben: Das Diskussionszimmer war relativ groß, eine Tür zum Flur, rechts und links jeweils eine zu den Nebenzimmern, vorne mehrere große Fenster und eine Tür zum Balkon. In der Nähe des Fensters ein fast quadratisches niedriges Bett mit Schaumstoffmatratze, gegenüber Eikes ehemaliger Schreibtischsessel, inzwischen weiß angestrichen, aber immer noch ziemlich klobig. In der anderen Ecke des Zimmers ein kleines Matratzenlager. Bei dieser speziellen Sitzung saß Eberhard auf dem Bett, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, und erzählte. Marion saß auch auf dem Bett, wechselte aber häufig den Platz und die Stellung. Die anderen saßen oder lagen im ganzen Raum verteilt, machten Notizen oder malten auf ihrem Papier, dösten oder schiefen manchmal leicht ein, und versuchten dabei, mehr oder weniger konzentriert zuzuhören.

Wichtiger als die Atmosphäre sind besondere Ereignisse, die vom Tonbandprotokoll nicht erfaßt werden können, weil sie sich nicht – oder allenfalls in Form von Nebengeräuschen – festhalten lassen, wie z.B. Gesten, Mimik beim Reden, Pausen usw. Das alles wird nochmal gefiltert, wenn man vom Tonband abschreibt: Jetzt entfallen auch noch Betonung und Lautstärke, Husten, versprechen usw., eigentlich alles unmittelbar Lebendige und Affektive.

Beim ersten Abschreiben der Tonbandaufzeichnung dieser Sitzung hatten wir einen Abschnitt ausgelassen, der unserer Auffassung nach nichts mit der „Sache“ zu tun hatte. Inzwischen hat Eberhard darauf hingewiesen, daß in dieser kurzen Szene einer der oben beschriebenen wesentlichen Punkte enthalten ist. Wir wollen deshalb darauf etwas genauer eingehen.

Irgendjemand steht auf und will das Fenster aufmachen, um in dem völlig verrauchten Zimmer etwas für frische Luft zu sorgen. Bei offenem Fenster ist es allerdings fast unmöglich, das Gespräch auf Tonband aufzuzeichnen, weil von der Straße dauernd Geräusche hochkommen.

Das Tonband enthält an dieser Stelle folgenden Dialog zwischen Marion und Eberhard:

Marion: „Wir können dann nicht das Fenster aufmachen, mach doch die Kerze an!“

Sie steht nach einiger Zeit auf und zündet die Kerze selbst an. Es ist eine besondere Kerze, 20 cm hoch, etwa 10 cm dick, rot, sie steht auf einem Urnenständer mitten im Zimmer.

Eberhard: „Wir haben es doch bisher auch ausgehalten. Ist es so schlimm auf einmal?“

Marion: „Ja, Eberhard, es ist nicht ganz einzusehen, weshalb du was gegen die Kerze hast.“

Eberhard: „Doch, ich kanns dir genau sagen.“

Dagmar: „Ja? Dann sag doch!“

Eberhard: „Weil wir diese Kerze – gekauft haben.“

Marion: „Geklaut haben!“

Eberhard: „Ja, (lacht) geklaut haben, so sagen wir mal, für einen bestimmten Zweck, zu bestimmten Anlässen...“

Marion: „Also ich nicht.“

Eberhard: „Wir haben doch oft darüber gesprochen.“

Eike: „Was denn für Anlässe?“

Eberhard: „Ist dir nicht bewußt der Zusammenhang?“

Marion: „Ist mir schon bewußt – bloß daß ich die Kerze auch für andere Sachen als Rauchverzehrer und so...“

Eberhard: „Das andere ist unnütz?“

Marion: „Das ist nicht unnützlich... ja, ich würde sagen, daß du weiter erzählst. Es ist nämlich schon drei Uhr.“

Eike: „Das ist alles wahnsinnig verlaufen.“

Marion: „Ja, ich habe das Gefühl, daß wir nicht weitergekommen sind, ich habe da Schwierigkeiten.“

Eike: „Das Gefühl, du bist versetzt worden...“

In Eberhards Erinnerung stellt sich diese Szene ganz anders dar:

Subjektiver Bericht von Eberhard

Die Kerze hatten Marion und ich in einem Kerzen-Spezialgeschäft in irgendso einer euphorischen Situation mitgehen lassen. Sie hatte ihren festen Platz auf dem Urnenständer gefunden. Wir haben sie regelmäßig zu bestimmten Anlässen angezündet: Nachts, nach der gemeinsamen Diskussion, wenn wir aus der Küche vom Nachtmahl

zurück in unser Zimmer gingen. Das war meist so, daß ich mich schon ins Bett zurückgezogen hatte; Marion kam dann irgendwann nach, zündete sich eine Zigarette an, machte das Licht aus und zündete die Kerze an. Sie war deshalb für mich zum Symbol des intensiven Zusammenseins mit Marion ohne die anderen geworden.

Ich wollte nicht, daß Marion die Kerze während der Kommune-sitzung anzündete, weil ich sie dem Zusammensein mit ihr vorbehalten hatte, wenn wir über die Erlebnisse des Tages, unsere Wünsche und Schwierigkeiten sprachen, aktuelle Eindrücke über die Kinder oder die anderen aus der Gruppe austauschten, zärtlich zueinander waren und miteinander vögelten. Ich hatte das Gefühl, wenn Marion sie während der Sitzung anzündete, müßte sie zum Symbol unserer Schwierigkeiten im Verhältnis werden, die das Gespräch in keiner Weise angehen konnte. Ich verstand das damals so, als wollte sie diesen Zustand öffentlich manifestieren, als wollte sie den anderen zeigen, daß unsere Zärtlichkeit, unsere Konzentration aufeinander zuende sei, und das wollte ich durch meinen Einspruch verhindern.

In der dargestellten Sitzung wollte ich wohl die anderen nur an der Lösung der Schwierigkeiten in unserem Verhältnis beteiligen, nicht an seinen schönen lustvollen Momenten, von denen ich jetzt das Gefühl hatte, daß Marion sie beenden wollte. Die Kerze gehörte für mich in eine andere Atmosphäre. Das konnte ich aber den anderen nicht klarmachen, weil ich dann etwas preisgegeben hätte, was ich für mich bewahren wollte.

Die Auseinandersetzung mit verdeckten Karten bestärkte in mir das Grundgefühl von Passivität und Ohnmacht, das ich während des ganzen Gesprächs hatte. Da wollte ich nur etwas von meinem Elend, dem Leid, das mir besonders von Mädchen immer wieder zugefügt wurde, mitteilen, damit sie ihren Egoismus endlich aufgeben und mir helfen können. Das mußte ich versuchen, ohne Marion durch die Darstellung der Anlässe zu unserem Konflikt zu verletzen. Deshalb die Sprachlosigkeit, wenn ich gefragt wurde, wie ihr Verhalten auf mich gewirkt hat. Die anderen sollten mir nur objektiv bestätigen, wie dreckig es mir ohne meine Schuld in diesem Verhältnis ging und daß es an Marion sei, Anstrengungen zu unternehmen, wenn sie an mir noch interessiert wäre.

Bei allem, was die anderen nun zu uns sagten, hatte ich das Gefühl, sie wollten mir eigentlich immer nur ausreden, dieses Verhältnis mit Marion weiterzuführen. So verstand ich vor allem die Frage, daß ich erklären sollte, was mich denn an ihr so fessele, als wollte man mir nachweisen, wie irrational die ganze Beziehung von mir aus sei.

In der Kerzengeschichte wiederholte sich das auf einer Ebene, die von keinem recht begriffen werden konnte, obwohl klar war, daß hier etwas durchbrach, was vielleicht ungleich wichtiger war als die ganzen Erklärungsversuche. Meine trotzig-beleidigte Reaktion auf die Aktion von Marion („Wir haben es bisher doch auch ausgehalten“) wurde von ihr mit dem überlegenen Argument gekontert, es sei doch irrational, etwas gegen die Kerze als Rauchverzehrer zu haben. Bei dem Versuch, den anderen meine Aversionen gegen den Gebrauch der Kerze zu erklären, war mir bewußt, daß ich auf sentimentalen Gewohnheiten beharrte, deren objektive „Lächerlichkeit“ jeder kennt. Trotzdem konnte ich in dieser für mich beklemmenden Situation nicht einfach sagen, was für mich an Erlebnissen und Gefühlen mit der Kerze verbunden waren und was es daher bedeutete, wenn Marion sie jetzt anzündete. Deshalb mußte ich meine Erklärungen auf äußere Fakten beschränken.

Wichtig ist, daß ich auf Eikes Frage, die Anlässe zu schildern, nicht einging, sondern mich wieder an Marion wendete. („Ist Dir nicht bewußt der Zusammenhang?“). Das zeigt, wie ich die anderen nur als Instrumente benutzen konnte, um meine Darstellung des Konflikts bestätigen zu lassen. Ich wollte an der Gemeinsamkeit mit Marion, wie ich sie sah, nicht rütteln lassen. Die Einführung der Kerze in die Gruppensituation hätte eine Ausweitung des Verhältnisses bedeutet, zu der ich nicht fähig war. Ich hatte sogar Angst davor, aufgrund der Abwendung, die ich von Marion spürte, und die ich in jeder ihrer Äußerungen, wie Wegsetzen, Wegdrehen, Schnaufen an bestimmten Stellen, scheinbares Nicht-Zuhören usw. bestätigt sah. Ich wollte im Grunde nur mit ihr die Situation klären, brauchte dazu aber die ganze Gruppe, weil die Situation so völlig verfahren war.

So bestätigte die Kerzengeschichte mein Gefühl, daß Marion keine Rücksicht auf meine Verzweiflung nehmen konnte, und ich war sauer, daß ich sie nicht einmal über diese „intimen“ Sachen dazu

bringen konnte und daß mir die anderen dabei offenbar überhaupt nicht helfen konnten. Der wiederholte Hinweis der anderen, daß sie mich nicht verstehen, hat mich zusätzlich ungeheuer verunsichert, weil ich von diesem Gespräch gerade das Gegenteil erwartete.

Man kann anhand des Tonbandprotokolles nachträglich sehr genau studieren, daß es notwendig gewesen wäre, auf die beiden Grundgefühle – Marions Kaltschnüzigkeit ausgeliefert zu sein; von den anderen in meiner Beziehung zu Marion überhaupt nicht verstanden zu werden – zuerst einzugehen. Diese Gefühle hätten die meine Situation in diesem Verhältnis verstanden und ihre objektive Unrichtigkeit herausgearbeitet werden müssen, bevor man an die zugrundeliegenden charakterlichen Reaktionsweisen und die objektiven Verständnisfragen herangehen konnte.

Dieser subjektive Bericht zeigt nachträglich, was in unseren damaligen Gesprächen über Konflikte in der Gruppe unausgesprochen blieb und aus der Wahrnehmung aller Teilnehmer herausfiel. Die scheinbare Unterbrechung der Diskussion durch die Frage, ob die Kerze angemacht werden soll, sagte mehr über die aktuellen Schwierigkeiten im Verhältnis von Marion und Eberhard aus, als die ganze übrige Diskussion. Für die Gruppe hätte hier die Möglichkeit bestanden, an einer aktuellen Situation anzusetzen, die sich – exemplarisch für den Konflikt – gerade abspielte.

Wir konnten im damaligen Stadium nur über die ausdrückliche sprachliche Darstellung versuchen, an die Ursachen eines Konflikts heranzukommen. Der ganze Bereich vor- und nebensprachlicher Kommunikation blieb unbeachtet. Die Gruppe konnte zum Beispiel nicht begreifen, was in der Auseinandersetzung über das Anzünden der Kerze an Wirklichkeit des Verhältnisses einging. Nachdem Marion sagte, daß Eberhard weiter erzählen solle, wurde darüber gesprochen, wieviel Zeit noch sei, und daß die Diskussion „wahnsinnig“ verlaufen sei. Und danach erzählte Eberhard weiter.

Das Gespräch über die Kerze sagt also zwischen den Zeilen etwas über die Grenze zwischen Zweierverhältnis und Kommune aus: Einen bestimmten affektiven Bereich will Eberhard aus der Diskussion heraushalten, deshalb kann er den anderen nicht klarmachen, warum er

dagegen ist, die Kerze anzuzünden. Solche Erfahrungen mußten wir in dieser Zeit in derartigen Sitzung häufig machen. Wir konnten zwar rational über uns reden, mußten aber Gefühle – selbst, wenn sie uns teilweise bewußt waren – herauslassen. Darin liegt ein wichtiger Grund, weshalb die gemeinsamen Gespräche immer nur zu einer vorübergehenden Veränderung in unserem Verhalten führten. Gleichzeitig war das auch ein Schutzmechanismus gegen die Gruppe, aus Angst und Mißtrauen zuviel von sich selbst freizulegen.

Da der subjektive Bericht von Eberhard scheinbar der These von der Entlastungsfunktion darartiger Gruppengespräche widerspricht, müssen wir noch einmal darauf hinweisen, daß wir hier vor allem das Problembewußtsein zur Methode schärfen wollten. Für die damalige Zeit kann man die Entlastung solcher Gespräche auf zwei Ebenen verallgemeinern:

1. Jeder ernste Konflikt in einem Verhältnis, der nicht durch eine praktische Veränderung aus der Welt geschafft wird, sondern sich aufgrund der eingeschliffenen Reaktionsweisen immer weiter hochschraubt, erzeugt beim Einzelnen einen starken Affektstau. Dieser kann in Auseinandersetzungen zu zweit nicht gelöst werden, da jede Aggression meist durch eine eskalierte Gegenreaktion beantwortet wird. Die Diskussion in der Gruppe bietet zwar nicht die Möglichkeit, die Affekte völlig herauszulassen. Aber indem man, ohne die unmittelbaren Reaktionen des anderen befürchten zu müssen, darüber redet, „sich etwas vom Halse reden kann“, können beide nacheinander in dieser vermittelten Form ihre Affekte teilweise – wenn auch nur in Form von Gestammel – loswerden.
2. Für die unmittelbar Beteiligten ist der übrige Teil der Gruppe während des Gesprächs zumindest neutraler als der Partner. Die anderen können also einen Weg aus dem Teufelskreis des typischen Konflikts in Zweierbeziehungen aufzeigen, indem sie durch die Trennung zu einer Konzentration auf die wirklichen Interessen hinwirken. Dadurch erfahren sie eine Entlastung, die sich im gegenseitigen Verhalten auswirken kann. Zwar werden nicht die Reaktionsweisen grundsätzlich geändert, wohl aber die Einstellung bei beiden dazu. Verunsicherung, die man durch das Verhalten des Partners erfährt,

kann man auch nach der Gruppensitzung mit dem anderen besprechen.

Die aktuellen Konflikte in einem Zweierverhältnis wirkten sich besonders stark auf die ganze Gruppe aus. Es stellte sich heraus, daß es immer viel drängender war, diese zu bearbeiten, als Konflikte, die ein Einzelner mit einem anderen oder mit der ganzen Gruppe hatte. Denn diesen Schwierigkeiten konnte man im Zusammenleben besser ausweichen. Wenn der Betroffene die Gruppe nicht dazu zwang, sich damit zu beschäftigen, passierte das häufig gar nicht, weil es immer so viele andere dringlichere Sachen gab.

Wir wollen im nächsten Abschnitt dazu ein Beispiel bringen, das uns gleichzeitig zu einem wichtigen Wendepunkt in unserer Methode führt.

2. Abschnitt

Welche Konflikte entstanden zwischen den Alleinstehenden und der Gruppe, und wie wurden sie bearbeitet?

Vielmehr als in jeder anderen Gruppe bestimmt die individuelle psychische Struktur die Situation des Einzelnen in der Kommune. Wer innerhalb der Gruppe in einem festen Verhältnis lebt, konzentriert seine Affekte und Gefühle in erster Linie auf den Partner. Die Beziehungen zu den anderen sind vermittelt über das Zweier-Verhältnis und er ist ihnen nicht so stark ausgeliefert. Wer in der Kommune als Alleinstehender lebt, ist viel mehr gezwungen, sein eingeschliffenes Verhalten anderen Menschen gegenüber neu zu strukturieren. Durch die relativ große Konzentration auf die anderen Mitglieder erhalten diese allmählich eine spezielle Funktion. Die Beziehungen zu ihnen entwickeln sich ungewollt, je nach der psychischen Struktur des Individuums. Danach werden die anderen zurecht gerückt: Sie erhalten die Aufgabe, Repräsentanten der ungelösten und verdrängten Konflikte und Wünsche des Betroffenen aus früheren Objektbeziehungen zu werden.

Da die Intensität des Zusammenlebens in unserer Kommune den Ausschnitt erheblich erweiterte, in dem wir gewöhnlich einen anderen

Menschen wahrnehmen — gewöhnlich: Man lernt nur ein Stück einer Person kennen, während einer Diskussion, in der Kneipe, auf der Demonstration, auf der Straße usw. — entstanden von beiden Seiten Konflikte. Die individuellen Projektionen gelingen nur gebrochen, denn der andere, der Repräsentant für ein bestimmtes Problem sein soll, ließ sich im intensiven Zusammenleben auf diese Funktion nicht reduzieren. Er hat in Wirklichkeit ganz andere Reaktionsweisen und Charaktereigenschaften als die so verzerrt wahrgenommenen und wird von den verschiedenen Mitgliedern der Kommune immer wieder auf diese verschiedenartigen Projektionen gestoßen.

Bei dem „Repräsentanten“, dem Objekt der Projektion, gibt es grundsätzlich zwei Verarbeitungsmöglichkeiten: Entweder stellt die Rolle, in die er gedrängt wird, eine Bestätigung seiner Identität dar, dann wird er seine entsprechenden Verhaltensweisen verstärken, auch wenn sie nicht seinen Bedürfnissen entsprechen; oder er sieht sich in eine Rolle gezwängt, die er selbst gar nicht einnehmen will. Dann wird er dem auf Projektion basierenden Verhalten des anderen Widerstand entgegenzusetzen. In der Kommune überwog die zweite Möglichkeit. Wir wollten in der individuellen Kontinuität unserer Rolle nicht ständig bestätigt werden, sondern diese Kontinuität endlich durchbrechen.

Wir demonstrieren diese Problematik im nächsten Abschnitt am Beispiel von Autoritätskonflikten. Diese können grundsätzlich zwei Erscheinungsformen haben. Entweder unterwirft man sich den Forderungen der Autorität mit den Begleiterscheinungen — Autoaggression, Passivität und Realitätsschwäche. Oder man wird selbst zur Autorität mit den Begleiterscheinungen Starrheit und übermäßiger Leistungszwang, sowie Trennung von Lust und Leistung.

Zunächst aber sollen diese theoretischen Gedanken in einer These zusammengefaßt und konkretisiert werden. Wir haben sie aus unseren gemeinsamen Erfahrungen abgeleitet und können daran noch einmal den Unterschied in den Konflikten zwischen Zweierbeziehung und Gruppe und Alleinstehendem und Gruppe herausarbeiten.

Die Beziehungen, die der Einzelne in der Kommune zu den anderen herstellt, sind eine Wiederholung der Beziehungen, die er in seiner Familie zu den Bezugspersonen ausgebildet hat. Das Verhältnis vom Individuum zur Gruppe reaktiviert die infantile Beziehung zwischen Kind und Eltern (Großeltern, Geschwister).

Die in der Kommune auftretenden Konflikte lassen sich leicht auf ihre frühkindlichen Ursachen zurückführen und als deren Wiederholung erkennen. Im intensiven Zweierverhältnis werden gewöhnlich fast alle infantilen Strebungen auf den Partner konzentriert, auch wenn sie sich widersprechen. Sie sind daher im aktuellen Verhalten nur schwer auseinanderzuhalten. Der Alleinstehende dagegen verteilt die verschiedenen Beziehungen, die er zu Vater, Mutter, Geschwistern usw. entwickelt hat, auf die einzelnen Gruppenmitglieder.

Für uns alle enthielten Gruppensituationen eine deutliche Wiederholung der Familienbeziehungen, aber, wie wir meinen, gleichzeitig deren Negation, soweit es gelang, diesen Wiederholungscharakter bewußt zu erfassen und die Beziehungen in eine neue Richtung zu lenken. Als Beleg für diese These wollen wir vorweg eine Notiz aus Jans Tagebuch wiedergeben, die er im Juni 1968 aufschrieb, also lange bevor wir diese These aufstellten:

„... Wahrscheinlich traf für mich die Familiengeschichte am ehesten zu. Die anderen suchten sicherlich auch die Familie und deren Schutz, fanden sie aber nicht in der reinen Form wieder, bei fünf bis sieben Leuten und zwei Kindern, wie ich: Für mich entsprach die Vielzahl der Leute, zu denen ich irgendwelche Beziehungen aufnahm und dann hatte, genau der Situation zuhaus: Mutter, zwei Schwestern, drei Tanten, zwei Onkels und ein Haufen anderer im Dunstkreis...“

Das typische Beispiel eines Autoritätskonflikts

Konflikte, die sich zwischen Alleinstehenden und Gruppe ergeben, sowie typische Autoritätskonflikte und die Art, wie wir sie im damaligen Stadium bearbeitet haben (Herbst 67), lassen sich am besten an der Entwicklung der Situation von Jan darstellen.

Jan war während der ganzen ersten Zeit ziemlich zurückhaltend gewesen. Er beteiligte sich kaum an gemeinsamen Diskussionen und versuchte, Konflikten und Aggressionen in der Gruppe auszuweichen. Antje war zu diesem Zeitpunkt schon in die Kommune 1 gezogen, Klaus hatte sich zurückgezogen und arbeitete an einem Referat für ein

Seminar an der Universität; er hatte damals schon beschlossen, auszuziehen, begann auch bald mit der Wohnungssuche. Er suchte Leute und fragte Jan, ob er mit ihm woanders hinziehen würde, bzw. was ihn eigentlich noch in der Kommune hielt. Jan hatte während der ersten Monate nie ausführlicher über sich erzählt. Sein Hauptmotiv, in die Kommune miteinzuziehen, war sein Interesse an gemeinsamer Arbeit gewesen, wovon er sich im Zusammenhang mit dem Studium eine bessere subjektive Ausbildung erhoffte. Im Laufe der Zeit hatte sich diese Situation etwas geändert, aber nach wie vor war es so, daß die anderen in der Kommune relativ wenig über ihn wußten. Sie zeigten zwar ein Interesse an Jan, kannten ihn und seine Reaktionen aber noch zu wenig, um dieses Interesse produktiv zu machen.

In seiner eigenen Erinnerung sieht diese Zeit so aus:

(Subjektiver Bericht über die Situation von Jan während der ersten vier Monate Kommune)

Für mich waren die ersten vier Monate in der Kommune eine Zeit des Einlebens.

So wie ich mich in der Schule in die letzte Reihe setzte, um alle vor mir zu haben, nicht irgendwie von hinten angegriffen werden zu können, alle erst in mein Bezugssystem einbauen mußte, bevor ich selbst was von mir rauslassen konnte, genügend Sicherheit hatte – so ähnlich war's in der Kommune: Meine Wünsche, Ängste und Aggressionen durfte ich nicht zeigen, mußte sie verbergen, gegen mich kehren, mit ihnen selbst fertig werden.

Da war die unaufgelöste Geschichte mit Antje, die hier in der Wohnung war, und an der ich immer noch irre hing, was aber nicht rauskam. Ich mußte das bei mir verarbeiten und war schon glücklich, wenn sie mich mal in den Arm nahm oder mit mir redete oder mit mir ein Bier trinken ging. Ich wußte, daß das mindestens genauso stark ihr Problem war. Aber sie konnte auch nur sehr schwer über ihre Probleme reden und versteckte sie meist hinter Fassaden von Lustigkeit und Muffeln.

Die wichtigste Bezugsperson daneben war Klaus, mit dem ich nur nicht richtig darüber reden konnte. Ich weiß nur, daß ich meine

Sicherheit in der Gruppe wesentlich über ihn bezog. Dahinter stand wahrscheinlich eine Identifikation, die auf der Sicherheit beruhte, nicht verletzt zu werden. Dagmar mochte ich gern. Ich hatte ihr gegenüber keine Schwierigkeiten und fand es gut, daß sie zu uns zog. Als ich aus London zurückkam, hatten Dagmar und Klaus ein Verhältnis begonnen, womit ich anfangs nicht ganz zurechtkam, was aber wohl mehr mein Verhältnis zu Klaus betraf. Marion war mir am Anfang ziemlich gleichgültig, ich konnte ziemlich wenig mit ihr anfangen. Ich hatte aber keine Abwehr gegen sie, war ihr gegenüber ziemlich neutral.

Vor Eike hatte ich Angst, richtige Autoritätsangst, konnte ihn nicht ansehen.

Die erste Zeit, in der – wie wir behauptet haben – die alte Rolle zusammenbricht, erscheint mir nachträglich so, als hätte ich in ihr meine eigene Rolle zurechtgerückt und die anderen Personen darin eingebaut. Ich war oft sprachlos, wenn wir zusammen reden mußten oder sonst was zusammen anfangen. Dahinter stand oft irre Aggression, die ich aber nicht rauslassen konnte, die ich sorgfältig unterdrücken mußte.

Eberhard weiß ich nicht mehr genau, fand ihn irgendwie ganz lustig; glaube aber, daß er mich nur als Anhängsel von Klaus empfand, mit mir nichts anfangen konnte.

Ich hielt mich aus den Diskussionen weitgehend raus, sagte wenig und beobachtete viel. Ich durchlief damals einen Prozeß, in dem ich, wenn die anderen von sich erzählten, plötzlich meine eigenen Probleme – vor allem meine Arbeitsschwierigkeiten und meine Schwierigkeiten mit Mädchen, die ich bislang immer weggeschoben hatte – wiedererkannte und an mich ranlassen konnte.

Mitte November kam mir das erste Mal die Idee, wie es eigentlich wäre, wenn ich mal ausführlicher über mich erzählen würde. Das erstmal, als es mir einfiel, bekam ich einen ziemlichen Schreck. Ich wußte gleich, daß ich eine Menge nicht erzählen könnte, vor allem über meine Verhaltensschwierigkeiten mit Mädchen. Aber in der folgenden Zeit dachte ich immer wieder daran und es war dann ambivalent: einerseits wollte ich erzählen, wollte, daß die anderen sich auch mit mir beschäftigen müssen, andererseits hatte ich Angst.

Als Antje dann in die K 1 gezogen war, wurde dieser Druck geringer und ich sagte, daß ich ganz gerne erzählen würde. Die anderen waren dafür.

Die Diskussion mit Jan zog sich über drei Abende hin. Leider sind davon keine Tonbandaufnahmen vorhanden, so daß wir die wichtigsten Teile aus diesen Sitzungen – vor allem über Probleme, die man verallgemeinern kann – mit Hilfe der teilweise sehr unvollständigen Notizen rekonstruieren müssen.

Jan schilderte am ersten Abend die aktuellen Schwierigkeiten, die er in der Gruppe hatte; er entwickelte seine Vorstellungen von Kommune, was er von ihr erwartet und was sich in den ersten Monaten für ihn gezeigt hatte:

(Rekonstruktion der ersten Sitzung über Jans Beziehungen zur Kommune)

Die Entscheidung, in die Kommune 2 einzuziehen, hing zusammen mit Jans Verhältnis zur Kommune und mit den Erfahrungen, die er im letzten Winter im SDS-Vorstand gemacht hatte.

Diese Erfahrungen waren eindeutig negativ: Was er sich erhofft hatte – eine Veränderung der Autoritäts- und Arbeitsschwierigkeiten, eine Durchbrechung der frustrierenden Konsumentenhaltung, eine Erleichterung im Umgang mit anderen Leuten – das war alles nicht eingetreten, oder es hatte sich nach einiger Zeit wieder auf der alten Ebene eingependelt. Ein paar Monate nach dieser SDS-Zeit kam es ihm so vor, als hätte er das alles gar nicht gemacht, bzw. er merkte, daß er mit seinen Schwierigkeiten dort nur Bürokratenfunktionen erfüllen konnte.

Wahrscheinlich wurden seine ursprünglichen Vorbehalte gegen Kommune durch diese Erfahrungen unwichtiger.

Jan meinte, die Kommune als Gruppe könnte eine Schutzfunktion übernehmen, die es ermöglichen würde, einige Abwehrmechanismen abzubauen, die ihm bewußt geworden waren. Sein praktisches Interesse lag in der Vorstellung, gemeinsam zu arbeiten, was er mit seinem Studium vereinbaren zu können glaubte. Aber in den Monaten, die er in der Kommune lebte, hatte sich in dieser Richtung nichts verbessert; im Gegenteil, er konnte noch schlechter arbeiten

als früher, hatte sich an der Justizbroschüre kaum beteiligt und nur unter ziemlichen Schwierigkeiten an den Schulaktionen.

Mit diesen Schilderungen konnte die Gruppe nichts anfangen. Alle hörten ziemlich unbeteiligt zu, schließlich unterbrach einer und meinte, daß es so nicht weitergehe. Daran schloß sich eine ziemlich theoretische Unterhaltung über Leistungszwang, Arbeitsschwierigkeiten, kollektive Arbeit, Sublimierung, Triebverzicht und dergleichen an. Sie hing überhaupt nicht mehr mit Jans Erzählung zusammen.

Später wurde vorgeschlagen, daß Jan seine Lebensgeschichte etwas genauer erzählen sollte, um von dort an die aktuellen Schwierigkeiten heranzukommen.

Das zog sich über die zwei folgenden Abende hin; am ersten erzählte er über Kindheit, Familie und Schule, am zweiten ausführlicher über sein Verhältnis zu Frauen. Daran schloß sich ein sehr intensiver Dialog zwischen Jan und Eike an, in dem ein Teil der verborgenen Probleme behandelt wurde. Wir wollen diesen Dialog, soweit er für das Thema dieses Kapitels – Methoden der Bearbeitung von Gruppenkonflikten, hier die Beziehung von Alleinstehenden zur Gruppe, speziell unter dem Gesichtspunkt der Autoritätsproblematik – wichtig ist, in Auszügen wiedergeben. Vorher müssen wir die wichtigsten Daten aus Jans Lebensgeschichte bringen, die zum Verständnis des folgenden Abschnitts notwendig sind.

(Zweite Sitzung: Die wichtigsten Daten aus Jans Lebensgeschichte)

Bürgerliches Elternhaus, Gärtnereibetrieb in Ostberlin; aufgewachsen in dazugehörendem Zweifamilienhaus. Zwei Schwestern, Mutter, drei Tanten, Großmutter. Vater früh gestorben (vor der Geburt). Zwei Onkel sorgen für den Lebensunterhalt der ganzen Familie. Ansonsten keine männlichen Bezugspersonen. Die Mutter ist häufig krank, in dieser Zeit übernimmt eine Tante die Erziehungsfunktion. Die zieht später zu ihrem Mann nach Westberlin, wo Jan später – von 1961 bis zu seinem Einzug in die Kommune – lebt. Die Krankheit der Mutter kann er nur auf der Basis von schlechtem Gewissen und Angst verarbeiten. Die Familie ist groß, Spielgefährten sind die etwa gleichaltrigen Cousinen und Cousins und zwei Mädchen, Zwillinge von nebenan. Die Erwachsenen sind alle relativ alt, auch die beiden Schwestern (drei und acht Jahre älter). Im

Garten und in der Gärtnerei große Spielmöglichkeiten, häufig völlig unbeaufsichtigt.

Erst relativ spät Kontakt zu fremden Leuten, Kindern, Straße; setzt erst mit der Schulzeit ein, verbunden mit starken Repressionen wegen des bürgerlichen Elternhauses.

Frühe Sexualspiele, Arztspiele, vor allem mit den Zwillingen. Die Spiele stehen ebenso unter Verbotsdruck wie die früh einsetzende Onanie. Bei den an sich unproblematischen Schularbeiten schon früh Konzentrationschwierigkeiten; leicht ablenkbar, Neigung zum Träumen und Phantasieren.

Oberschule seit 1958 in Westberlin, seit 61 Zimmer bei Tante und Onkel dort.

Nie irgendeine Form von sexueller Aufklärung.

Kontakt zu Mädchen wird schwieriger, Enttäuschungen und Ertapptwerden sind wiederholt Erfahrungen. Unterdrückung des Wunsches nach intensiverem Kontakt zu Mädchen, Arbeit als Kompensation, durchgehend Onanie, die mit starken Schuldgefühlen verbunden ist.

Zwei Semester Chemiestudium, Abbruch, dann Soziologie. Kontaktschwierigkeiten und Autoritätsangst: Schweißausbrüche und Magenschmerzen, plötzliche Sprechhemmungen. Erst sehr spät sexuelle Erfahrungen und auch diese unter Ängsten. Ausweichen, wegrennen, wenn irgendein Anspruch auftaucht. Angst vor Ansprüchen, die nur passiv abgewehrt werden können. Die Schwierigkeiten im ersten Verhältnis sind symptomatisch für die folgenden. Das Mädchen gehörte zu einem weiblichen Typ, der bis dahin immer abgewehrt worden war. Das Zusammenschlafen hatte den Charakter, überrumpelt zu werden, es löste bei Jan das Gefühl aus, benutzt zu werden, ohne überhaupt zu wissen, was passiert, wie es passiert. Weggehen, sich Entziehen wird in diesem Verhältnis die einzige Form aktiven Verhaltens. Es reduziert sich weitgehend auf das Zusammenschlafen. Es besteht eine strikte Trennung zwischen Verhältnis und den anderen Lebensbereichen: SDS, Uni, Zuhause. Das ungenügende Wissen und die mangelnde sexuelle Erfahrung lassen als einzigen aktiven Ausweg nur den Abbruch des Verhältnisses offen. Das Verhältnis wird beendet durch eine längere Krankheit, die aber nicht organische, sondern eindeutig psychische Ursachen hat.

In den folgenden Verhältnissen sind die negativen Erfahrungen als Rationalisierungen verarbeitet: Die Mädchen sind jungenhaft, haben selbst mit ihrer Rolle als Frau Schwierigkeiten. Erwartungslosigkeit und Unverbindlichkeit sind die bewußten Normen, die ein vorübergehendes Verschwinden der Verhaltensschwierigkeiten und Ängste zur Folge haben und eine scheinbare Leichtigkeit ermöglichen. Über die Beziehung selbst wird wenig geredet; alle folgenden Verhältnisse – die gewünschten und die realisierten – nehmen früher oder später Dreiecksformen an, was auf der Basis von Erwartungslosigkeit und Unverbindlichkeit akzeptiert werden kann; zeitweise ermöglicht der Dritte sogar die gewünschte Entlastung und Leichtigkeit. Aber in dieser Konstellation eines Verhältnisses ist die später immer folgende Frustration und Enttäuschung von Anfang an enthalten: Die Dreiecksverhältnisse endeten immer damit, daß Jan schließlich allein war und zusehen konnte, wie er damit fertig wurde.

Nachdem Jan erzählt hatte, entwickelte sich zwischen ihm und Eike ein intensives Gespräch, das zum erstenmal die Züge einer analytischen Situation trug. Eike hatte für Jan die Funktion des Analytikers angenommen und die Beziehung zwischen beiden erhielt während des Gesprächs mehr und mehr den Charakter der Übertragung: Auf die Fragen von Eike fielen Jan spontan sehr viele und deutliche Ereignisse und Bilder aus seiner Kindheit ein. Aber es war mehr als bloßes Wiedererinnern von der relativ bedeutungslosen Art, in der einem manchmal Ereignisse aus der Kindheit einfallen. Dieses Erinnern war mit physischen Erschütterungen verbunden, ähnlich der Art, in der man manchmal eine plötzliche Angst im ganzen Körper spürt.

Wir geben jetzt einen zusammenhängenden Abschnitt aus diesem analytischen Gespräch wieder. Es handelt sich um eine wörtliche Wiedergabe aus Eikes Notizen. (Sie ist teilweise unverständlich; trotzdem wollen wir sie so veröffentlichen, weil eine nachträgliche Korrektur der Notizen die Sitzung zu sehr in die Richtung späterer Interpretationen verändern würde.)

(3. Sitzung, analytisches Gespräch Jan – Eike)

Zu „Onanie“:

Jan: „Bei den Verwandten immer sehr darauf geachtet, daß die Tür zugeschlossen war. Sichtbar, ob die Tür zu oder nicht ... Zuhause nicht durch Sehen feststellbar.“

Eike: „Wer sollte nicht reinkommen?“

Jan: „Meine Mutter oder meine Schwester ... wahrscheinlich meine Schwester, sie ist immer viel im Hause rumgerannt.“

Zu „Bestrafung“:

Jan: „Nie physisch bestraft. Dagegen einmal meine ältere Schwester von meiner Mutter verdroschen, überm Badewannenrand. Meine Tante war zeitweise, wenn meine Mutter im Krankenhaus war, bei uns zuhaus. Sie ist immer schemenhaft im Hintergrund, wenn mir jetzt meine Mutter oder meine Schwester einfällt ... schemenhaft in Erinnerung beim Arztspiel. Wahrscheinlich muß ich stärker verdrängen, weil ich bei ihr lange gewohnt habe ... Mit meiner Schwester im Badezimmer: Nackt ... Ich bin einmal zur Strafe in die dunkle Geschirrkammer eingesperrt worden. Weiß nicht, ob von meiner Tante oder von meiner Mutter, weiß nicht warum.“

Frage, ob Schwester häufig nackt gesehen.

Jan: „Meine jüngere, ja, meine ältere nicht. Einfall, daß man durchs Badezimmer-Schlüsselloch sehen konnte. Da habe ich mal meine jüngere Schwester nackt gesehen.“

Einfall zu Onaniesituation

Jan: „Durchs Schlüsselloch hat man am Ende doch etwas gesehen. Angst vorm Reinkommen beim Koitus wahrscheinlich die Angst davor, nackt gesehen zu werden, wenn man die Bettdecke wegschlägt.“

Erzählung von einer Szene bei B. im Bett, aber fürchterlicher Schreck als jemand hereinkam. „Kann sein, daß ich früher mal im Bett onaniert habe, ohne Decke.“

Vermutung von mir (Eike): Angst vorm Wegnehmen der Bettdecke beim Onanieren durch die Mutter.

Jan: „Liege im Bett, auf dem Bauch, die Hände am Penis, Decke bis zum Hals. Meine Mutter sitzt auf dem Bettrand und zieht die Decke halb herunter. Habe nicht auf sie reagiert ... Sehe jetzt das Bild von vorhin viel genauer: So, als wenn ein dritter beobachtet; nicht, daß ich sie sehe, sondern aus der Perspektive eines Dritten.“

Bei genauerem Nachfragen nach dem Verhalten der Schwester:

Jan: „Noch deutlicher; Szene mit Mutter im Bett. Kopf unter der Bettdecke, mein Kopf in der Bauchhöhle, vielleicht irgendetwas mit den Händen gemacht, worauf sie mich weggeschoben hat. Eingefallen, als ich mich an den nackten Kinderpo erinnerte. Meine Tante einmal durchs Schlüsselloch gesehen, als sie sich wusch.“

Eike: „Ist das Wegschieben die Bestrafung?“

Jan: „Glaube nicht.

Daß ich das produziert habe, um ins Bett meiner Mutter zu kommen, die Angstträume.“

(Eingefallener Traum) „Angsttraum Rasensprenger. Sprenger in der Gärtnerei auf drei Beinen, mit ziemlich langem Hals. Man konnte sie nicht untersuchen, ohne naß zu werden. Unten Schlauch, genau aus den drei Beinen hervor, wie son Schwanz. Sprenger treten figürlich auf. Drei Beine, wo der komische rote Gummischlauch rauskommt. Haben sich wahrscheinlich irgendwie bewegt. Oben der Kopf, der irgendwie gezackt ist.

Bei Angstträumen gebrüllt. Wahrscheinlich kam dann meine Mutter. Jetzt fällt mir ein, daß gar keine roten Schläuche vorhanden sind in der Gärtnerei, sondern nur schwarze.“

Eike: „Was bedeutet es, daß man sie nicht untersuchen kann, ohne naß zu werden?“

Jan: „Samenerguß. Im Zusammenhang mit Onanie, weil mir das unangenehm war, wenn ich dabei nasse Finger bekam.“

Deutung: Assoziation zum Traum (vielleicht vier oder fünf Jahre alt).

Jan: „Salamander-Hefte. Aufrechte Salamander. Schwanz der Rasensprenger. Mich immer gewundert, daß da vorne nichts ist. Sprenger sahen im Traum wie diese Salamander aus.“

Deutung: Frage, ob das die Angst im Traum, daß da nichts ist.

Jan: „Situation zu dritt in der Badewanne mit meiner kleinen Cousine. Darüber gesprochen, daß die Mädchen keinen Penis haben. Vorher eingefallen: Kastration, aber gleichzeitig, daß das nicht stimmt.“

Einwurf von Klaus: Worum geht es? – Autorität?

Zum Autoritätsproblem:

Jan: „Tante, die gehbehindert ist, die aber eine Frau ist, gleichzeitig Frau und Autorität.“

(Einfall zum Schild: Jan, konzentriere dich!)

Elternaufteilung: „Daß meine Tante die Vaterrolle übernommen hat und meine Mutter die Mutterrolle.“

Frage: Warum Angst bei Autoritäten?

Jan: GSG-Arbeitskreis mit Eike: „Angst davor, etwas sagen zu müssen, wenn ich nicht darauf eingestellt bin. Kindheit schemenhaft, daß ich irgendetwas mal habe sagen müssen, was ich da mit meinem Penis mache. Angst vor Autoritäten die gleiche, wie beim Koitus erwischt zu werden.“

Frau, die gleichzeitig Autorität: Jan: „Bei Professorin, wegen Gutachten. Wahnsinnige Angst, konnte nur stottern. Erinnerungen immer dann plastisch, wenn meine Mutter dabei. Daß ich mich möglicherweise selbst mal verletzt habe am Genital. Zunge im Mundwinkel, schmutziger Rand um den Mund. Onkel hat sich aufgeregt, daher dauernd den Mund abgewischt. Zunge abschneiden. Wahnsinnige Angst vorm Friseur. Eingefallen beim Onkel. Erinnerung, daß meine Tante beim Haarschneiden dabei war. Angst vorm Zahnarzt. An Dagmar und an Eike Pullover verliehen. An Eike einen Pullover zu verleihen hatte ich Widerstände. Dachte: Kastration, wobei es entscheidend ist, von wem man kastriert wird. Ich hörte nebenbei, daß Eike den Pullover in der Grotte liegengelassen hat. Hab mich geärgert, aber nichts gesagt, auch nicht nachgefragt. Neulich abend beim Erzählen der Autoritätsgeschichte ist es mir nicht eingefallen, erst danach.“

Das Gespräch geht noch einige Zeit weiter, wird aber flacher und unzusammenhängender. Irgendwann in der Nacht brechen wir dann ab. Alle sind ziemlich müde, wir haben ungefähr fünf Stunden im großen Zimmer gegessen und geredet. Wir beschließen, das Gespräch am nächsten Abend fortzusetzen.

Aber was war eigentlich passiert?

Jan hatte zum erstenmal eindeutig das Bedürfnis geäußert, über sich zu reden und das auch gegenüber der Gruppe durchgesetzt. Die anderen waren darauf eingegangen und es entwickelte sich eine Diskussion, denen ähnlich, die wir häufig führten. Aber diese Diskussion nahm dann einen Verlauf, der in dieser Art für uns völlig neu war. Zwischen Jan und Eike entstand eine intensive Beziehung, die es ausschloß, daß sich ein Dritter beteiligte. Jans Einfälle hatten teilweise den Charakter freier Assoziationen, teilweise kamen die Erinnerungen von sehr weit her. Ihr Wiederauftauchen hatte physischen Charakter, der sich in plötzlichen Bewegungen: sich mit der Hand an die Stirn fahren, ein plötzliches Zurücklehnen an die Stuhllehne oder eine plötzliche Unterbrechung mitten im Satz – ausdrückte. Eike ging mit seinen Fragen auf das ein, was Jan einfiel.

Wenn wir das Gespräch zwischen Jan und Eike mit der im ersten Teil beschriebenen Diskussion über das Verhältnis zwischen Marion und Eberhard vergleichen, die zeitlich nur kurz zurücklag, wird deutlich, was in diesem Gespräch so anders war: Damals hatten fast alle Fragen von Seiten der Gruppe einen deutlich subjektiven Charakter. Zudem sprachen sie nur die rationale Instanz an. (z.B.: „also mir ist das unklar, ich weiß nur von mir..., aber jetzt bei Dir ist mir das nicht einsichtig.“) In dem Gespräch zwischen Jan und Eike sind die subjektiven Elemente nur noch sehr indirekt enthalten. Es fehlt vor allem der Zwang, rational zu argumentieren, wie es zur Rechtfertigung der verschiedenen Darstellungen des Konflikts im Verhältnis notwendig war. Jan kann ziemlich frei reden, erzählen, was ihm gerade einfällt. Der einzige Druck, unter dem er steht, sind die affektiven Erschütterungen, die das Wiederauftauchen verschütteter und verdrängter Verletzungen aus der Kindheit begleiten. Die aus früheren Diskussionen bekannte Angst, etwas von sich preiszugeben und dadurch verletzbar zu sein, ist in dieser Situation für Jan verschwunden. Der Grund dafür kann nur in der besonderen Beziehung zwischen Eike und Jan liegen, die an diesem Abend offenbar eine neue Qualität erlangt hat. Wie wir aus der Darstellung von Jan wissen, war Eike für ihn eine Autorität, vor der er in bestimmten Situationen auch jene typische Angst entwickelte und gegen die er insgeheim häufig Aggressionen hatte. Während des Gesprächs muß sich nun diese von Angst und Aggression geprägte Beziehung verändert haben. Das Gefühl der Angst ist einer Sicherheit gewichen, die die emotionale Grundlage dafür war, daß Jan Bilder und sehr unangenehme Erinnerungen aus sich herauslassen konnte, die er weit weggeschoben hatte. Er konnte diese Ereignisse an sich heranlassen, weil er das sichere Gefühl hatte, damit nicht mehr alleine fertig werden zu müssen. Es war die Sicherheit, sich einer „Autorität“ völlig anvertrauen zu können.

Diese neue Beziehung war sicher genauso ambivalent wie ihr infantiles Vorbild: die Beziehung zu einer Vaterfigur. Daß während der Sitzung die emotionale Sicherheit die Angst vor dem „Vater“ überwog, hatte eine wichtige Voraussetzung: Die Anwesenheit der ganzen Gruppe. Nur so läßt sich der plötzliche Umschlag von Ausweichen in völliges Vertrauen erklären. Dieser Umstand läßt sich durch eine Episode am Rande gut nachweisen: Irgendwann im Laufe des Abends ging Klaus in sein Zimmer, weil er mit der Richtung, in die Eikes Fragen gingen, nicht

einverstanden war. Nach einiger Zeit suchte Jan ihn auf und fragte, ob er nicht zurückkommen wolle, weil es für ihn ungeheuer wichtig sei, daß Klaus mitmache. Jan erinnert sich:

„Ich konnte das überhaupt nicht begründen. Ich war unruhig und wollte einfach, daß Klaus zurückkommt. Dabei war mir klar, daß ich gar nicht wollte, daß Klaus an mich Fragen stellt. Irgendwie war mir klar, daß Eike fragen würde, und daß das auch ganz richtig ist. Aber ich wollte, daß Klaus zurückkommt, was er dann auch auf mein Drängen hin mehr oder weniger widerstrebend tat.“

Der angedeutete Zusammenhang wurde uns erst viel später in seiner vollen Bedeutung bewußt. Zwar hatten wir auch bisher grundsätzlich Kommunediskussionen nur geführt, wenn alle dabei waren; aber uns war dabei nicht klar, daß darin eine wichtige Bedingung für den Erfolg dieser Diskussionen lag. In dem Gespräch zwischen Jan und Eike wurde das erstmals klar, weil die anderen sich fast gar nicht beteiligten, sondern nur zuhörten. Die Gruppe war nur in Jans Gefühl – noch völlig unbewußt – die Kontrollinstanz und die Bedingung dafür, daß jene Sicherheit sich überhaupt einstellen konnte.

In diesem Zusammenhang können wir auf unsere Anfangsthese zurückgreifen. Die Gruppe ist nicht nur neutralisierende „Kontrollinstanz“ dafür, daß man sich nicht einem einzelnen ausliefert. Sie bietet außerdem eine Atmosphäre der Sicherheit, die nach unseren Erfahrungen Voraussetzung dafür ist, daß die infantilen Ursachen für die aktuelle Problematik überhaupt so schnell und leicht wieder auftauchen.

Konnten wir die aufgetauchten Probleme methodisch weiter verarbeiten?

Unser Beschluß, das Gespräch am nächsten Abend fortzusetzen, ließ sich nicht verwirklichen. Wir wissen nicht mehr genau, was dazwischenkam; auf jeden Fall setzten wir uns erst drei oder vier Tage später wieder zusammen. Die Atmosphäre war bedrückt, alle saßen ziemlich lustlos rum und schwiegen. In der Zwischenzeit war eigentlich nichts besonderes passiert, nur hatte sich die Stimmung seit dem zweiten Abend ziemlich verändert: Jan ging Eike möglichst aus dem Weg; offenbar hatte sich die frühere Beziehung zwischen ihnen wieder

hergestellt. Irgendwie waren wir uns einig darüber, daß wir das Gespräch von der letzten Sitzung nicht auf der gleichen Ebene weiterführen könnten, aber keiner sagte das deutlich.

Nach einiger Zeit entstand dann eine Diskussion darüber, was eigentlich passiert war und warum wir denn nicht weitermachen könnten. Wir versuchten noch einmal, das Gespräch vom zweiten Abend zu rekonstruieren, und dabei wurden uns dann die Gefahren jener Sitzung deutlich.

Eike erzählte, daß er ursprünglich gar nicht die Absicht gehabt hatte, die Rolle des „Analytikers“ einzunehmen; erst nach und nach, als sich zeigte, daß bei Jan so viel aufbrach, hätte er der Situation nachgegeben. Nachträglich erschien es ihm, als sei er der Verlockung erlegen, eine Rolle anzunehmen, in der er sich gut fand und gefiel. In den nächsten Tagen, als er sich das ganze noch einmal durch den Kopf hatte gehen lassen, seien dann wegen dieser Überheblichkeit ziemlich starke Schuldgefühle aufgetreten.

Im Verlauf der Diskussion wurde uns dann klar, daß während des analytischen Gesprächs zwischen Jan und Eike nicht nur eine intensive Beziehung von Jan zu Eike entstanden war, sondern auch umgekehrt. Wir fanden nämlich heraus, daß Eike in dem Gespräch ziemlich intensiv seine eigene Problematik auf Jan übertragen hatte. Erstmals wurde uns an diesem Punkt das Phänomen der Übertragung, wie es die Psychoanalyse kennt, in Ansätzen bewußt. Das Übertragen der eigenen Problematik läßt sich zeigen in der Richtung der Fragen, die in Eikes Notizen leider nur vereinzelt und nicht wörtlich enthalten sind. Fast alle Fragen sind nämlich ausgerichtet auf einen Punkt: die Bestrafung der kindlichen Sexualität durch einen Erwachsenen. Diese Ausrichtung enthält unausgesprochen die Vermutung, daß in der durch Verbot und Bestrafung sexueller Betätigungen entstandenen Kastrationsangst die entscheidende Ursache der aktuellen Verhaltensschwierigkeiten zu suchen sei. Mag das in dieser Allgemeinheit auch stimmen, so ist eine derart eindeutige Verfolgung dieses Ziels doch erst dann möglich, wenn sehr viele konkrete Anhaltspunkte für diesen Zusammenhang vorliegen. Das war aber nicht der Fall. Wir waren in eine „analytische Situation“ gesprungen, und Eike hatte seine eigene Problematik – Überwindung und Verarbeitung der Kastrationsangst – ungewollt auf Jan übertragen.

Mit der Menge des zu Tage getretenen Erinnerungsmaterials konnten wir nichts systematisches anfangen. Wir sahen damals vor allem keinen Weg, wie wir ausschließen konnten, daß der „Analytiker“ (Eike) seine Probleme auf den „Analysanden“ (Jan) projiziert. Der Weg, auf dem wir ganz allmählich dahingekommen wären, in der Kommune analytische Methoden zu entwickeln, war uns als Gruppe verstellt, denn wir hatten nicht am ersten Abend, als Jan über seine a k t u e l l e Situation in der Kommune erzählt hatte, angesetzt, sondern waren bei der nächsten Sitzung spontan in eine analytische Situation geraten. Deshalb konnten wir an diesem Abend nur zu dem Schluß kommen, daß wir als Gruppe unmöglich selbst eine ernsthafte Analyse versuchen können.

Wie hat Jan subjektiv die Sitzung verarbeitet?

„Ich fing am ersten Abend mit einer Schilderung meiner Situation in der Kommune an. Ich wollte erzählen, wie es mir in der Kommune ging, was meine Probleme waren, wo ich besondere Schwierigkeiten hatte und wo nicht. Und in der ersten Zeit waren es vor allem die Schwierigkeiten, daß ich nicht mehr so arbeiten und leben konnte, wie früher, sondern merkte, daß es immer unmöglicher wurde. Ich ließ mich von technischen Sachen ablenken, konnte aber die Leistungsansprüche nicht aufgeben, vor allem deshalb, weil ich bemerkte, daß die anderen beides zusammenbringen konnten.

Sicherlich war das, was ich erzählte, sehr stark rationalisiert, aber für mich war es genau in dieser Form auch das Problem. Als die anderen damit nichts anfangen konnten, war ich etwas sauer, sagte aber nicht viel dazu, weil es einhellige Meinung war. Und ihre Position war sicher teilweise berechtigt. Denn sie wußten einfach zu wenig über mich, um das, was ich erzählte, richtig einordnen zu können. Ich begann also damit, meine Geschichte zu erzählen und weiß noch, wie ich versuchte, das in ner möglichst nicht langweiligen Weise zu tun. Während des Redens bekam ich auch Spaß dran und mir fielen auch einige Sachen ein, an die ich sonst nicht gedacht habe.

Ich weiß nicht mehr genau, wie dann das Gespräch mit Eike entstanden war. Auf jeden Fall merkte ich schon beim Erzählen, wie die Situation immer konzentrierter, gespannter und intensiver wurde. Und ich merkte, daß ich viel mehr erzählen konnte, als ich

vorher gedacht hatte. Irgendwie waren die Ängste, was rauszulassen, gewichen; ich wußte gar nicht, was sich verändert hatte. Mir fielen ungeheuer viele Bilder und Ereignisse aus der Kindheit ein, und das Erinnern war manchmal von richtigen Erschütterungen begleitet.

Als wir aufhörten, war ich ausgehöhlt und leer. Aber anfangs war dieses Gefühl noch von Erleichterung begleitet. Irgendwie war ich auch ganz zufrieden. Am nächsten und den folgenden Tagen änderte sich das. Ich hatte Schwierigkeiten – vor allem gegenüber Eike – wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte. Plötzlich war wieder die Alltagssituation da, die völlig anders war als die jenes Abends. Ich mußte wieder die gleichen Sachen machen wie vorher, in der Gruppe gab es die gleichen Konflikte, es war so, als hätte sich gar nichts verändert. Dabei versuchte ich gar nicht, eine Erklärung dafür zu finden, weil ich ganz und gar damit beschäftigt war, diesen Abend in meinem Verhalten zu verarbeiten.

Als dann einige Tage später klar wurde, daß wir das begonnene Gespräch nicht würden fortsetzen können, war ich wahnsinnig enttäuscht. In der Zwischenzeit hatte ich immer noch gehofft, daß es weitergehen würde, jetzt war das alles ziemlich abgeschnitten, in meinen Erwartungen war ich enttäuscht worden. Ich war aggressiv, konnte aber diese Aggressionen wieder nicht auslassen, mußte sie wieder gegen mich richten, was mich lähmte und bewegungsunfähig machte. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, die ganze Geschichte wieder von mir wegzuschieben und mich auf mich selbst zurückzuziehen.

Meine Einstellung gegenüber Kommune hat da ihren ersten Knacks bekommen. Ich fühlte mich leer, hatte was von mir weggegeben, ohne etwas erhalten zu haben. Mir gings schlecht, den andern gings nicht schlecht, es hatte sich nichts verändert. Aber es war nicht die Situation, daß ich sagen konnte: Kommune geht nicht, also Schluß damit. Denn gleichzeitig merkte ich, daß ich gegenüber psychischen Prozessen viel sensibler wurde, mich besser beobachten konnte als vorher. Ich meinte, daß ich noch lange nicht genug Erfahrungen gesammelt hätte, daß ich noch viel nachholen müßte.

In den Wochen danach wurde diese Einstellung noch intensiviert. Mitte Dezember schrieb ich in mein Notizbuch: „Was mich aber aktuell am meisten fertigmacht, ist halt die ziemlich große Skepsis, Erwartungslosigkeit gegenüber Kommune. Letztlich reduziert auf eine bessere Möglichkeit des Zusammenlebens. Neulich abends habe ich meine Erwartungen gegenüber Kommune ziemlich reduziert: die intellektuellen Erwartungen, gemeinsames Projekt, kollektive Arbeit, dahingehend, daß das Projekt wohl ein Phantom ist. Bei der Alternative, der eigenen Anstrengung, stellt sich nur die Frage, ob die Kommune dafür die besten äußeren Bedingungen bietet. (Zumal dann, wenn in der Kommune die Arbeitsschwierigkeiten der Individuen nicht bearbeitet werden können.)...

Die „psychischen“ Erwartungen: eine „Lösung“, Veränderung Bearbeitung der Probleme ist exemplarisch bei mir gescheitert. Die Alternative, eigene Anstrengung, geht nicht, wenn man alleine ist (das habe ich ja lange genug versucht), aber vielleicht in der Kommune. Auf jeden Fall bietet die Kommune die günstigsten äußeren Bedingungen dafür. Kommune kann wahrscheinlich nicht mehr leisten, als das Problembewußtsein und die Sensibilität für psychische Prozesse bei ihren Mitgliedern erhöhen. Und wenn sie das schafft, ist schon eine ganze Menge.

Diese formale Aufteilung des Problems in einen psychischen und einen rationalen Teil drückte meine ganze Resignation aus. Ich meinte damals, die psychischen Schwierigkeiten und ihre Fortsetzungen in meinem Verhalten könne ich nicht allein lösen, wußte aber, daß ich sie unbedingt irgendwie bearbeiten muß, weil ich sonst nicht weiterkommen würde. Und die Kommune würde die besten äußeren Bedingungen dafür schaffen. Und daher meinte ich, müsse ich halt die anderen Sachen in Kauf nehmen: Daß wir als Gruppe nicht arbeiten können, daß ich nach wie vor unfähig war, ein Verhältnis einzugehen usw...

Ich habe mich in dieser Zeit nach diesem formalen Schema zu verhalten versucht. D.h. versucht, mich selbst zu beobachten, also irgendwie an meine Probleme näher ranzukommen und gleichzeitig dabei nicht völlig zu regredieren, sondern noch irgendwelche Sachen nach außen, Studium, politische Arbeit usw. zu machen. Aber es wurde immer schwieriger.“

Die Auswirkungen des Dilemmas

Die Kritik, die in der Diskussion am dritten Abend deutlich wurde, ist an methodischen Maßstäben gemessen natürlich richtig. Die positiven Elemente, die das Gespräch zwischen Jan und Eike enthielt, werden durch die negativen mindestens aufgehoben, wenn wir als Kriterium Erfolg und Vorwärtskommen in der Bearbeitung unserer individuellen Schwierigkeiten zugrunde legen. Dieses Kriterium war für uns das einzig Mögliche. Und daran gemessen war das Gespräch zwischen Jan und Eike der Punkt, an dem wir unmöglich in der alten Art und Weise weitermachen konnten. Das war uns klarer denn je.

Für die Kommune war das ein ziemlicher Rückschlag. Anders als vorher in ähnlichen Situationen war ein Fehlschlag nicht verbunden mit vorantreibenden Lernprozessen für die ganze Gruppe. Wir hatten den Fehler gemacht, uns auf ein Gebiet zu begeben, das wir nicht beherrschten, und waren jetzt resigniert. Uns war bewußt, daß dieser Punkt sich notwendig aus der vorherigen Entwicklung ergab und konnten eigentlich nicht vorwärts und nicht zurück: vorwärts hätte bedeutet, daß wir mit Analysen innerhalb der Gruppe beginnen müßten; zurück hätte bedeutet, in einer Weise weiter zu diskutieren, von der wir wußten, daß sie uns nicht weiterhelfen würde.

Nicht zufällig kam uns in dieser Zeit der Gedanke, ob es nicht eine Möglichkeit sei, einen ausgebildeten Psychoanalytiker zu finden, der mit uns zusammenarbeiten könnte. Dieser nicht aufzutreibende fiktive Analytiker nahm in unseren Vorstellungen zeitweise die Form eines deus ex machina an und war ein herrliches Projektionsobjekt für unser Dilemma.

Während des ganzen folgenden Monats, bis Anfang Januar 1968, hingen wir ziemlich in der Luft. Wir unternahmen keine weiteren Versuche dieser Art, sondern lebten in den Tag hinein. Die Wohnung befand sich in einem desolaten Zustand, niemand tat etwas; das Kassenbuch wies erheblich höhere Ausgaben auf als vorher, die vor allem von gemeinsamen Kneipen- und Kinobesuchen herrührten. In dieser Zeit unternahmen wir plötzlich alle zusammen etwas außerhalb der Kommunewohnung. Es waren allerdings Dinge, von denen wir uns nicht viel erhofften, wie gemeinsames Tanzen, Besuch irgendwelcher

halblicker Feste und auch das erstmalig zusammen Haschisch rauchen. Ansonsten gingen wir unseren verschiedenen Interessen nach: SDS, Studium usw.

Wieder einmal schien unser Experiment an eine Grenze gelangt, die wir nicht zu überschreiten wagten. Wir sahen nur einen Weg, ohne radikalen Bruch mit unserer Geschichte Kommune weiterzumachen: irgendeine Form systematischer Psychoanalyse. Und der schien uns damals aus den genannten Gründen ungangbar.

Rückblickend können wir sagen, daß unsere Methode, uns in die Gruppe zu integrieren und die auftretenden Konflikte zu lösen, sehr beschränkt war. Auch hier dominierte der intellektuelle Leistungsanspruch, der vor allem von den Männern vertreten wurde, wie wir es schon für die erste Phase der Kindererziehung beschrieben haben. Dadurch wurde als einzige Methode, an die Probleme heranzugehen, die wissenschaftliche Psychoanalyse akzeptiert – selbst die noch in einem theoretisch abstrakten Destillat, wie uns später klar wurde.

Die Situation war bestimmt durch starre, eingefrorene Beziehungen, gegenseitiges Ausweichen und Stagnation auf allen Gebieten. Zu ihrer Überwindung hätte es wahrscheinlich helfen können, andere, (nicht sprachlich-intellektuelle) Formen der Kommunikation zu entwickeln. Erst später haben wir erfahren, daß man solche Verhärtungen anders angehen, sich anders aufeinander zubewegen kann. Wir denken etwa an gemeinsames Spielen, Musik hören und selber machen oder gemeinsam bewußtseinerweiternde Drogen einzunehmen. Das hätte uns helfen können, wieder ein spontaneres und freieres Verhältnis zueinander zu gewinnen.

Die Versuche, in Gruppen mit derartigen Drogen zu arbeiten, stehen bei uns am Anfang. Sicher ist, daß durch sie eine vorsprachliche Kommunikation auf einer breiteren affektiven Ebene erreicht werden kann, die normalerweise längst verschüttet ist. Die Erfahrung über die genaue Gefühlslage anderer und das bewußte Miterleben der eigenen affektiven Reaktionen kann ein wichtiger Schritt zum Durchbrechen des Rollenverhaltens und zur Sensibilisierung und Individualisierung menschlicher Beziehungen sein. Auf der anderen Seite sind Gruppen, die regelmäßig Halluzinogene und Opiate nehmen, in der Gefahr, den

Bezug zur gesellschaftlichen Realität allmählich verlieren, vor allem wenn sie nicht gezwungen sind, regelmäßig zu arbeiten. Nach unseren Beobachtungen an anderen westberliner Gruppen müssen wir deshalb daran zweifeln, daß diese Form kollektiver Regression therapeutische Wirkung hat, wenn die Gemeinsamkeit auf die Dauer nur in dieser Lebensform besteht. Auf das Märchen, daß Haschischrauchen und Trips nehmen politisiere, brauchen wir hier nicht einzugehen. Wer vorher unpolitisch ist, wird durch diese Bewußtseinerweiterung nicht politisch. Daß Brutalität und Ausbeutung bei den sogenannten Hasch-Rebellen nicht abgeschafft sind, zeigen die oft fehlende Solidarität (wenn einer nicht vom Trip runterkommt oder im Knast sitzt) und das Schmaroztertum der Dealer!

Wir haben damals keine anderen Kommunikationsformen entwickelt, sondern uns nur im Bewußtsein unserer Grenzen müde dahingeschleppt. Nach einigen spontanen Diskussionen darüber, wie wir das Weihnachtsfest feiern sollten (vgl. das Kapitel über Kindererziehung), setzten wir unsere Kommunesitzungen erst Anfang Januar fort.

VII.AUSWEG IN DIE GRUPPENANALYSE

1. Beginn der Reihenanalyse

Anfang Januar hatte die beschriebene Entwicklung dazu geführt, daß wir alle verschiedenen Tätigkeiten außerhalb der Kommune nachgingen: Eike in einer SDS-Projektgruppe und im SDS-Beirat, Eberhard in der Justizkampagne, Marion plante, für 14 Tage nach München zu fahren, um ihre unterbrochene Analyse fortzusetzen, die übrigen studierten wieder intensiver; Klaus und Dagmar hatten inzwischen eine Wohnung gemietet und bereiteten ihren Auszug vor.

Wir setzten uns noch einmal zusammen, um grundsätzlich über die Situation in der Kommune, unsere Vorstellungen und weiteren Pläne zu diskutieren. Die Diskussion kreiste vor allem um die folgenden Fragen: Welche Erfahrungen hatten wir in diesem Monat gesammelt? Waren wir individuell in dieser Zeit weiter gekommen als vorher im Kollektiv? Hatte sich nach einem halben Jahr intensiven Zusammenlebens für uns etwas verändert? Hatten wir uns verändert?

Wir saßen im hinteren Zimmer, sahen die Grenzen, die unsrem Versuch gesteckt waren, von allen Seiten bestätigt, und waren deshalb völlig ratlos. Wir hatten keine Idee, wie wir weiter machen sollten, wir wußten nur, was wir vermeiden wollten – eine intensive, quasi-analytische Situation zwischen einzelnen, wie wir es bei Jan und Eike erlebt hatten.

Das Gespräch war von dem Widerspruch gekennzeichnet, der zwischen unserem Wunsch nach einer weitgehenden Veränderung der individuellen Isolation und den immer wieder bestätigten Grenzen unserer Möglichkeiten bestand. Denn wir waren uns schnell darüber einig: Je mehr wir unsere Interessen außerhalb der Kommune individuell zu verwirklichen suchten, desto mehr hemmten uns die alten Schwierigkeiten wieder, die uns veranlaßt hatten, unsere Probleme im Kollektiv aufzulösen.

Im Laufe des Abends gingen wir noch einmal die früheren Erfahrungen durch, die wir mit den allgemeinen Gruppengesprächen über bestimmte Konflikte gemacht hatten. Diese Diskussionen waren nicht so tief ins

Unbewußte des Betroffenen eingedrungen, hatten aber doch eine vorübergehende Erleichterung gebracht. Diese Möglichkeit erschien uns schließlich immer noch besser als die Alternative, kollektive Bearbeitungsversuche völlig aufzugeben. Marion schlug deshalb vor, feste Sitzungsabende zu institutionalisieren, an denen jeder von uns der Reihe nach eine Stunde über seine Probleme in der Gruppe sprechen konnte. Sie zog eine Parallele zu ihren Erfahrungen aus den Analysesitzungen in München, die zeitlich begrenzt gewesen waren, dafür aber regelmäßig stattgefunden hatten. Mit diesem Vorschlag wurde vor allem eine strukturelle Schwierigkeit beseitigt, die bei unseren früheren Versuchen immer wieder aufgetreten war und die sich als ungeheuer hemmend erwiesen hatte. Einmal war der Anlaß immer ein aktuell ausgebrochener Konflikt. Dadurch wurde ein autoritärer Gruppenmechanismus gefördert, immer über die Probleme der gleichen Personen zu sprechen; das waren meist die, die ihre Vorstellungen gegenüber der Gruppe sowieso besser durchsetzen konnten, weil sie Aggressionen äußern und nicht so sehr gegen sich richten mußten. Durch die feste Einrichtung abwechselnder Sitzungen konnte diese Bevorzugung bestimmter Leute verhindert werden. Die endlosen Sitzungen über aktuelle Konflikte waren ja auch unausgesprochen von der Erwartung getragen, diesen Konflikt jetzt ein für alle Mal zu lösen. Seit wir den Zusammenhang zwischen den aktuellen Konflikten, der Charakterstruktur und den frühkindlichen Erziehungseinflüssen immer klarer erkannt hatten, lernten wir, mit anderen Zeiträumen zu rechnen und beschäftigten uns mit dem Problem einer langfristigen Methode für eine Bearbeitung der Ursachen der aktuellen Konflikte in der psychischen Struktur des einzelnen. Auch von daher war es konsequent, die Gespräche fest einzurichten.

Mit Marions Vorschlag, den wir alle sehr gut fanden, konnten wir die strukturellen Schwierigkeiten vermeiden. Außerdem konnte man die Gruppenabende so einrichten, daß sie die individuellen Aktivitäten nach außen nicht einschränkten. Wir beschlossen, künftig Dienstag- und Freitagabend für diese Gruppengespräche freizuhalten, und begannen noch am gleichen Abend.

Schon diese erste Sitzung nahm einen erstaunlichen Verlauf. Denn nach anfänglichen oberflächlichen Tageserinnerungen tauchten bei Eike ziemlich schnell reiche Erinnerungen aus der Kindheit auf, plötzliche

Einfälle und Assoziationen, ähnlich wie wir es bei dem analytischen Gespräch zwischen Eike und Jan erlebt hatten, ohne daß allerdings eine besondere Beziehung zu einem aus der Gruppe sichtbar wurde oder daß durch gezielte Fragen auf Kindheitserinnerungen hingelenkt worden wäre. Die Gruppe stellte sich auf das produzierte Material ein und begann im weiteren Verlauf der Sitzung, Eike gezielter zu fragen. Das Ziel dieser Fragen war unbestimmt.

Genauso unklar und manchmal konfus war der Verlauf der weiteren Sitzungen. Denn die Gruppe arbeitete ohne irgendeine analytische Technik oder auch nur ein methodisches Gerüst. Meistens stellte einer von uns über einen längeren Zeitabschnitt hinweg Fragen. Oft trat aufgrund falscher oder schlecht gestellter Fragen oder durch Widerstände bei dem Betroffenen an irgendeinem Punkt eine Sperre ein. Dann fragte ein anderer weiter. Da er meist auch an einer ganz anderen Stelle mit anderen Vorstellungen einsetzte, gab es keine personale oder inhaltliche Kontinuität in den ersten Reihenanalysen. Wir haben in der ersten Zeit auch kaum über den Verlauf geredet.

Der äußere Ablauf der Reihenanalyse sah so aus: Im Laufe eines Abends waren drei oder vier von uns hintereinander an der Reihe, Dienstags die Frauen, Freitags die Männer. Während der ersten beiden Abende hatten wir keine besondere Sitzordnung. Zu Beginn nahm sich jeder irgendeine Sitzgelegenheit, und dann gab's meist eine längere Pause, bis derjenige, der dran war, zu reden anfang. Es gab keine feste Gesprächsform. Die Sitzungen begannen gewöhnlich mit Berichten über Tagesereignisse und ihre psychische Verarbeitung. Anlässe gab es genug, man hatte sich geärgert, war frustriert, oder zu bestimmten Ereignissen waren Erinnerungen aufgetaucht. Die Gruppe verhielt sich insgesamt betrachtet zurückhaltend, was aber keiner besonderen Erkenntnis entstammte, sondern eher auf Unsicherheit zurückzuführen war.

Am zweiten oder dritten Abend legte Eberhard eine Schaumstoffmatratze auf den Boden neben das Bett, dazu ein altes Sofakissen für den Kopf. Er hat sich dann auch während seiner Sitzung auf die Matratze gelegt, die andern folgten seinem Beispiel teilweise. Es gab keine Diskussionen über die Installation dieser „Analysecouch“. Wir haben es jedem überlassen, ob er sich hinlegen wollte oder nicht. Aber schon nach kurzer Zeit war das Hinlegen eine unausgesprochene

Bedingung für die Sitzungen geworden. An diesem scheinbar belanglosen Problem knüpfte sich eine Auseinandersetzung zwischen Eike und Eberhard an, die für den weiteren Verlauf unserer Reihenanalyse sehr wichtig geworden ist.

Wir wollen diese Auseinandersetzung, die sich an einer Sitzung mit Eike entzündete, aus unseren Notizen rekonstruieren.

Reihenanalyse: Rekonstruktion unserer dritten Sitzung mit Eike. 30.1.68

*Auseinandersetzung mit Eike über die falsche Integration der Gruppe durch die Analyse. Verdrängen des gemeinsamen Projekts. Sein Gefühl, „irre“ zu sein. (Aggressionen gegen Rudi).
Eike bleibt sitzen.*

Eike: „Neuer Schub von Autoritätsproblematik. Widerstand. Kommune als Bruderschaft um Weihnachten. Die Brüdergemeinschaft ist notwendig, um nicht selbst der Vater zu werden. Jede Vereinzelnung droht, die Vaterrolle wiederherzustellen. Wollen ins Ruhegebiet fahren. Bei Vater schlafen und von ihm Material haben. Man könnte irgendwie mitmachen.“

Eberhard fragt, warum nicht auf die Analyse-couch?

*Eike: „Vielleicht wegen Christel, daß sie nicht sehen soll, daß ich hilflos bin.
Hingestreckte Lage: Symbol für Hilflosigkeit.“*

Frage: Warum?

Eike: „Ihr kommt nicht ohne den Vater aus, wenn ihr hilflos seid, holt ihr euch Papa Eike. Schlaf – hilflos, Säugling – hilflos; wenn man mit jemandem schläft – hilflos; Tier, was unten liegt – ergeben, hilflos.“

Frage: Du siehst doch gar nicht aus wie'n Vater, alt, biederer Familienvater?

Eike: „Mir fällt gerade ein, daß ich euch alle als meine Feinde ansehe (lacht dabei), die mich in die Rolle des Vaters reinbringen wollen.“

Eberhard fragt: Warum dann Widerstand gegen das Hinlegen?

Eike: „Christel, schwierig, wenn du was sagst. Impuls hinzugehen und zu streicheln. Ihr wollt mich nur aufs Bett bringen, um mich hinterher umso besser wieder aufrichten zu können.

Gefühl: mir sind alle meine Reaktionen unheimlich, auch jetzt.

Gefühl: ich bin irre, daß sei alles unreal, meine Beziehungen zu Menschen.

Gefühl, daß ich orientierungslos bin.

Irresein = ohne Realitätsgehalt.“

Frage: Was passiert, wenn du diese Orientierungslosigkeit zugibst?

Eike: „Wenn ich mich fallenlasse, Angst, daß ihr mir doch nicht helfen könnte, ich also hilflos und auf mich gestellt bin. Hoffte, ich würde krank.

kranksein – sozial anerkannt.

Will wahrscheinlich nicht, daß mir geholfen wird. Helfenlassen, Ausdruck der Machtlosigkeit.

Aggressiv, ohne auf jemanden einzugehen. Etwas übers Knie zu brechen. Dieses Verhalten erinnert mich etwas an die letzte Zeit mit Agathe, da war ich aber noch nicht orientierungslos. Alles so diffus, mit Ausnahme von Christel: Aggressionen ziellos gegen die Umwelt.“

Eberhard weigert sich weiterzumachen, wenn Eike sich nicht hinlegt.

Eike: „Nicht fair, war nicht ausgemacht.“

Frage: Aggressionen gegen männliche Autoritäten?

Eike: „Nicht so sehr, auch gegen Mädchen, ziellos, diffus.

Entweder Abschaffung des Vaters im Kollektiv, oder Identifikation mit dem Vater.“

Allgemeine Diskussion über die Sitzung.

Eike: „Unsere Situation erlaubt es nicht, daß Ich auszuschalten. Habe die Idee, daß ich mit euch nur weitermachen kann, wenn ich das

Verhältnis mit Christel aufgebe. D.h., wenn sie hier ist, es nicht gehen könnte dann meinen Affekten, meinen Aggressionen freieren La., lassen.

Verhältnis von Marion zu Hans-Werner und zu Eberhard.

Verhältniskonzept letztes Mal so irre, weil Angst vor ähnlicher Fixierung.

Komisch, mich völlig gehen zu lassen und dann nachher, wenn Christel dabei war, mich liebevoll zu ihr zu verhalten.

Ich erwarte Hilfe von euch in der Ich-Stärke, weil ich mein Es nicht durchlassen kann, nur schubweise, vom Ich kontrolliert.“

Eberhard sagt, da mache er nicht mehr mit (wenn Eike sich nicht hinlege);

Eike steht auf, aggressiv: „Prima, habe sowieso keine Lust, hören wir auf.“

Geht ins Arbeitszimmer und knallt die Tür zu. Diskussion: Eigenartiger Widerspruch bei Eike: heute kommen ihm plötzlich die grundsätzlichen Bedenken.

Es fragt sich, warum er, wenn Christel dabei ist, keine Aggressionen zeigen kann, nicht hilflos sein kann, nichts von seiner Über-Ich-Forderung aufgeben kann, nur vom Ich kontrollierte Bestandteile des Es herauszulassen, wo er doch andererseits in seinen Beziehungen zu Christel laufend etwas davon eingehen läßt. Seine Abwehr gegen das Hinlegen wahrscheinlich auch deshalb, weil ihm dabei viel einfallen würde. (Im Zusammenhang zu dem, was in den beiden ersten Sitzungen herauskam). Widerstand genau dort, wo wir das letzte Mal aufhörten, weiterzumachen.

Nach ein paar Minuten kam Eike wieder ins Zimmer und legte sich auf die Matratze. Die Sitzung geht weiter, bzw. beginnt wie gewöhnlich.

Eike: „Rausgelaufen, weil keine Lust;

Wir können nicht Analyse/Verhältnis aufs Spiel setzen.

Widerstand, weil ich da nicht weitermachen wollte, wo letztes Mal..“

Frage: Erinnerungen an den Vater?

Eike: „Nur mein eigener Vater, und daß er'n Idiot ist.

Immer wahnsinnig gewehrt, wenn er mich schlagen wollte. Szene, in der ich ihn wegen A. verprügeln wollte. Dreckiger Spießer. Eheschlafzimmer später widerlich; mal gesehen, wie sie zusammen geschlafen haben. (14, 15 J.) Kann mich nicht an Affekte erinnern. Fahrt nach B. (große Stadt usw.) Erlebnis der Kumpanei. (Kino) Jack London Seewolf. (12, 13 J.)

...bei Wettkämpfen waren wir gleichberechtigt.

In Wirklichkeit jemand, vor dem ich dauernd Angst hatte.

Affekthandlungen wie Ohrfeige nur einmal mit Bedacht. (Gefälschte Unterschrift)

Auch, wenn nicht geschlagen: Drohendes, Gewalttätiges.

Bei Schularbeiten – Fehler, was zu Bestrafendes.

Man hatte immer den Eindruck physischer Bedrohung.

Mischung zwischen Choleriker und Sanguiniker.

Frauengeschichten, nahm sie in den Arm und küßte sie ab. Jedes Wochenende Feier.

Mutter blaß in der Erinnerung. Entscheidend, daß sie mir in entscheidenden Konflikten nicht geholfen hat.“

Erinnerung, daß sie ihn ein paarmal unterstützt hat.

„Betrübte und leidende Miene. Später Auseinandersetzungen, wie man sich Kindern gegenüber verhalten soll.

Badegeschichte: daß ich nicht zu meiner Mutter flüchten kann.

Schwester und ich: warum trennst du dich nicht von ihm?

Widerstand nicht dagegen, frühere Sache weiterzumachen. Wollte nicht rauslassen, daß Christel ähnlich wie Agathe Mutteraffekte auslöst und daß Eberhard in dieser Situation wie ein Ersatzvater.“

Zunächst müssen wir auf einige formale Probleme hinweisen. Das Protokoll dieser Sitzung ist äußerst lückenhaft. Es ist aus den subjektiven Notizen von Jan und Eberhard zusammengeschrieben. Was sie darin von der Sitzung und der Diskussion zwischendurch festgehalten haben, schien ihnen damals bedeutsam. Das Protokoll ist in dieser Form an einigen Punkten unverständlich. Wir werden die wichtigsten Zusammenhänge, die den Widerstand gegen diese Form der Analyse bei Eike untermauert haben, im folgenden erklären.

Die Mangelhaftigkeit des Protokolls verwischt die Beziehung zwischen den Fragen und Stellungnahmen aus der Gruppe und dem, was Eike

sagt: Bis zur Auseinandersetzung, in deren Verlauf Eike wütend das Zimmer verläßt, fragt Eberhard immer wieder, warum Eike sich nicht auf die Analyse Couch legen will. Beim ersten Mal geht Eike noch ausführlich darauf ein. (Sequenz: „Hingestreckte Lage – Symbol für Hilflosigkeit“; Erinnerungen an seinen Vater; er selbst in dieser Rolle).

Im Zusammenhang damit wiederholt Eberhard etwas später seine Frage. Beim dritten Mal fragt Eberhard nicht mehr, sondern sagt, daß er sich weigere, weiterzumachen, wenn Eike sich nicht hinlege. Eike sagt: „Nicht fair, war nicht ausgemacht.“ Aber die Auseinandersetzung beginnt noch nicht, denn Eberhard wird unterbrochen – wahrscheinlich war die Gruppe nicht seiner Auffassung – und ein anderer fragt Eike weiter, ob seine Aggressionen sich hauptsächlich gegen männliche Autoritäten richteten. An dieser Stelle verdeutlicht sich die mangelnde Kontinuität unserer damaligen Sitzungen. Denn durch die ablenkende Frage kann Eike dem Konflikt ausweichen. Da jeder von uns fragen konnte, wenn er es für richtig hielt, und das Kriterium für die Angemessenheit der Fragen einzig die Reaktion des Analysanden Eike war, konnte Eberhard nur abwarten und bei der nächsten Gelegenheit seine Auffassung wiederholen. Als er das einige Zeit später tat, kam es zu der sich schon vorher andeutenden Auseinandersetzung zwischen ihm und Eike: der rannte wütend aus dem Zimmer, kam aber nach ein paar Minuten zurück und legte sich auf die „Couch“. Die Sitzung konnte weitergehen. Die Fragen der Gruppe konzentrierten sich jetzt aber nicht darauf, warum Eike sich nicht hinlegen wollte, welche Ängste dadurch mobilisiert wurden, sondern auf die Erinnerung an Vater und Mutter. Der eigentliche affektiv besetzte Konflikt ist im letzten Teil der Sitzung nur scheinbar verschwunden. Ganz zum Schluß erwähnt Eike selbst den Grund, den er in seinem Bewußtsein als Grund für den Widerstand angeben konnte: Gegen Ende der Sitzung konnte er das aussprechen, weil er sicher war, daß darauf nicht mehr eingegangen werden würde.

Wie sind die Brüche und Widersprüche in dieser Sitzung zu klären? In den beiden ersten Sitzungen hatte Eike sich an sehr viele Ereignisse seiner Kindheit erinnert. Gegen Ende der zweiten Sitzung äußerte er selbst die Vermutung, das Verbot, zu onanieren (und die dadurch aktivierte Kastrationsangst) könne möglicherweise von seiner Mutter und nicht von seinem Vater ausgesprochen sein.

Seit der zweiten Sitzung hatte sich aber zusätzlich einiges verändert. Christel war endgültig eingezogen. Das intensive Verhältnis zwischen Eike und Christel aktivierte frühere Schwierigkeiten. Eike hatte über ein halbes Jahr allein gelebt und war jetzt plötzlich wieder vor Probleme gestellt, die er in diesem halben Jahr weggeschoben hatte. Plötzlich aufbrechende Ängste im Verhältnis, das Bedürfnis sich fallenzulassen, sich im Verhältnis geborgen zu fühlen und die rationalisierte Abwehr dieses Bedürfnisses. Die Analyse mußte ihm in diesem Augenblick als Bedrohung erscheinen, die durch das Verhältnis intensivierten Affekte zu veröffentlichen: Eike will sich nicht hinlegen, will nicht hilflos passiv sein. Sich hinlegen würde bedeuten, die Rolle aufzugeben, die ihm in dieser Situation noch Sicherheit bietet. Und diese Rolle ist die „Vaterrolle“. Auf dem Hintergrund seiner individuellen Geschichte steht sie für: Sicherheit und nicht Hilflosigkeit – Orientierungsmöglichkeit und nicht Orientierungslosigkeit – für Macht, Realität und Ich-Stärke. Aber in dem Wunsch krank zu werden, deutet sich an, daß Eike die Form von Realitätsbezogenheit, Ich-Stärke etc., die die Vaterrolle gewährt, endlich aufgeben will. Denn sie ist immer mit Leistung, Versagung und Unlust gekoppelt.

Der Wunsch, diese Rolle aufgeben zu können, der sich schon in den ersten beiden Sitzungen mit Eike andeutete, war ein Ergebnis unserer gemeinsamen Erfahrungen. Im ersten halben Jahr hatten wir zumindest in Ansätzen gemerkt, daß wir auch in einer lustvollen Weise politisch arbeiten können. Zwar waren letztlich die Erfahrungen immer enttäuschend gewesen, weil sie uns auf unsere individuellen Probleme zurückwarfen, dennoch wurden sie zu einem Ziel unserer Bemühungen. Wir hatten die utopische Vorstellung eines neuen Leistungsprinzips, das nicht mehr auf Unterdrückung sexueller Bedürfnisse und Energien beruht, sondern durch deren Integration selbst einen erotischen Charakter gewinnen kann. Der Weg, der nun zur Veränderung und Aufgabe der alten Rolle führen konnte, mußte aber in der Analyse abgewehrt werden: „Wenn ich mich fallen lasse, habe ich Angst, daß ihr mir doch nicht helfen könnt, ich also hilflos und auf mich gestellt bin.“ Diese Angst, die sich im Widerstand gegen das Hinlegen äußert, ist nicht nur irrational, sondern zum Teil auch rational begründet, denn sie basiert ebenfalls auf gemeinsamen Erfahrungen. (Jans Geschichte etc.) Daß zudem die Analyse erfolgreich sein könnte, war in keinem Augenblick sichergestellt. Aber der zentrale Zusammenhang zeigt sich,

wenn Eike auf die Analyse bezogen sagt: „Unsere Situation erlaubt es nicht, das Ich auszuschalten. Habe die Idee, daß ich mit euch nur weitermachen kann, wenn ich das Verhältnis mit Christel aufgebe. D.h. wenn sie hier ist, es nicht geht. Könnte dann meinen Affekten, meinen Aggressionen freieren Lauf lassen.“

Was wir oben schon beschrieben, ist also viel wichtiger: Eike meint, die Analyse bedrohe das Verhältnis. Das Ich, also die Realitätsinstanz auszuschalten, sich fallenzulassen, seinen Affekten freien Lauf lassen zu können, die Vaterrolle aktuell wirklich aufgeben zu können, all das aktiviert vor allem die Angst, auch im Verhältnis hilflos zu sein. Eikes Widerstand, sich hinzulegen, bezieht sich also gar nicht so sehr auf die rationale Befürchtung, die Analyse könnte scheitern. Vielmehr befürchtet er, die Erinnerungen, die in der Analyse wieder hochkommen, könnten anders als Erinnerungen wieder auftreten, beispielsweise, indem Erinnerungen an die Mutter im Verhältnis mit Christel die von früher gekannte Fixierung und Abhängigkeit wieder aufrichten. Eike sagt ja auch: „Verhältniskonzept letztes Mal so irre, weil Angst vor ähnlicher Fixierung.“

Angesichts dieser Befürchtung kann er nicht das Ich ausschalten, im Gegenteil: „Ich erwarte Hilfe von Euch in der Ich-Stärke, weil ich mein Es nicht durchlassen kann nur schubweise, vom Ich kontrolliert.“ Nach der Auseinandersetzung sind die Widerstände scheinbar verschwunden. Eike legt sich hin. Die Gruppe geht jetzt aber nicht auf seine vorherigen Widerstände ein, erst ganz zum Schluß der Sitzung benennt sie Eike selbst: „Wollte nicht rauslassen, daß Christel ähnlich wie Agathe Mutteraffekte auslöste und daß Eberhard in dieser Situation wie ein Ersatzvater.“

Wir meinen, am Beispiel dieser Sitzung sehr genau die methodischen Schwächen in der damaligen Phase unserer Analyseversuche zeigen zu können. Abstrakt kann man sagen, daß wir weder das Problem der Übertragung noch das der Widerstandsanalyse praktisch begriffen haben. Eikes Widerstände waren nach der Auseinandersetzung mit Eberhard verschwunden, weil die vorher und in den ersten Sitzungen langsam entstandene Übertragung abgebrochen war. Angst und Widerstand lassen sich in der Analyse nur in Verbindung mit der Übertragung sinnvoll bearbeiten. Eberhard hatte mit seiner letzten Weigerung selbst die analytische Situation durchbrochen.

Angesichts dessen konnte Eike die Widerstände aufgeben, sich auch wieder viel aus der Kindheit einfallen zu lassen, weil die in der Übertragungssituation liegende Bedrohung seiner aktuellen Situation zumindest im Augenblick unterbrochen war.

2. Die Bedeutung der Reihenanalyse für Gruppenkonflikte – das Problem der Gruppenautoritäten

Die ausführliche Darstellung dieser Sitzung zeigt ganz deutlich die Schwäche unserer damaligen Analyseversuche: Auf der einen Seite stehen starke Konflikte, (z.B. Autoritätsproblem, Zweierverhältnis), die auch große Emotionen hervorbringen und die aktuelle Situation bestimmen; sie äußern sich vor allem als Widerstände gegen die Analyse, die hier in der Form einer Diskussion behandelt wird, d.h. sie werden einfach gebrochen. Auf der anderen Seite gibt es Erinnerungen aus der Kindheit, die frei assoziiert werden. Beide Ebenen haben zwar offensichtlich etwas miteinander zu tun, sie werden aber völlig getrennt voneinander behandelt. Der wesentliche Bezug von den aus der aktuellen Situation entspringenden Affekten zu den Kindheits-erinnerungen fehlt völlig. Man hat fast den Eindruck, als würden die Assoziationen als intellektuelle Leistung produziert. Erst später haben wir gelernt, daß die Bearbeitung des Widerstandes nur in dem bewußt gemachten Mittel der psychoanalytischen Übertragung erfolgen kann.

Bevor wir die nächsten Schritte in unsere Gruppenanalyse beschreiben, wollen wir noch kurz auf einen wichtigen inhaltlichen Punkt der dargestellten Sitzung hinweisen: Im ersten Analysekapitel (Gruppenkonflikte und Lösungsversuche“) haben wir zwei Probleme der Kommune mit der dazugehörigen Methode behandelt: die Konflikte, die sich aus Zweierverhältnissen ergeben und die aus der Beziehung von Alleinstehenden zur Gruppe. Bei letzterem stand das Autoritätsverhältnis im Mittelpunkt. In diesem Kapitel haben wir das Autoritätsproblem von der anderen Seite her aufgerollt: Die Konflikte einer Autorität, deren Stellung von den anderen Mitgliedern der Gruppe genauso bestimmt wird wie von seinen eigenen Wünschen.

Auch diese Kehrseite des Autoritätsverhältnisses ist typisch und kann verallgemeinert werden. In bürgerlichen Lebensverhältnissen funktioniert diese Rollenübernahme vom autoritär Unterdrückten zum autoritativen Unterdrücker scheinbar reibungslos. Der Heranwachsende übernimmt durch Identifikation im Beruf und vor allem als Familienvater die Stellung einer patriarchalischen Autorität. Aber auch in den arbeitenden Gruppen der Linken findet sich fast durchgehend eine ähnliche Konstellation: Einer oder einige erhalten meist aufgrund von größerer Sachkenntnis und Erfahrung im politischen Kampf eine Führungsrolle, die sehr bald von allen Seiten irrationale Züge annimmt. Denn dem infantilen Sichverlassen auf den Vater, was bei den meisten zur Unselbständigkeit führt, entspricht auf der Seite der Autoritäten eine Verhaltensweise, die zur Monopolisierung von persönlichen Kontakten und öffentlichen Auftritten, von Informationen und wichtigen Arbeiten führt. Das Ergebnis ist eine Arbeitsteilung und eine gegenseitige Abhängigkeit, wodurch vor allem die autoritären stark unterdrückt werden.

Diese Kehrseite des Autoritätsverhältnisses wurde damals in der linken Bewegung noch weniger erkannt als die Unterdrückung der meisten Genossen in der repressiven Arbeitskreisform. Methoden zur Veränderung dieser Situation waren überhaupt nicht sichtbar. Erst Anfang 1969 ist dieses Problem in der Phase des Übergangs zu Praxisbereichen außerhalb der Universität in Frankfurt auf breiter Ebene behandelt worden.

Es ist also kein Zufall, daß die Autoritätsstruktur unserer Gruppe von dieser Seite erst im fortgeschrittenen Stadium des Versuchs, Konflikte methodisch zu bearbeiten, angegangen werden konnte. Die psychischen Hemmungen, diesen Konflikt zu behandeln, haben wir erst in dem Maße überwunden, in dem wir konsequent von der repressiveren Diskussionsform weg zur institutionalisierten Gruppenanalyse übergingen. Das entspricht einer Erfahrung, die man heute noch in vielen linken Gruppen machen kann, in denen hauptsächlich in der Form allgemeiner Diskussion gearbeitet wird. Dort ist hilflose antiautoritäre Auflehnung noch genauso häufig wie ihre Kehrseite, die zynische Unterdrückung und Manipulation der Bedürfnisse durch etablierte Autoritäten.

Eine wirkliche Veränderung dieser Situation setzt voraus, daß auch die Autoritäten in kleinem Kreise ihre Schwächen und individuellen Bedürfnisse den anderen anvertrauen können. Wie sich die Autoritätsstruktur durch die gegenwärtige Praxis der arbeitenden sozialistischen Gruppen in Berlin zu verändern beginnt, werden wir im letzten Kapitel behandeln. Für unsere gemeinsame Praxis, Konflikte unter verschiedener Charakterstruktur zu bearbeiten, war jedenfalls die Reihenanalyse eine Bedingung dafür, durch die Mitteilung der Bedürfnisse, die die scheinbar festgelegte Vaterrolle trugen, die Einstellungen von beiden Seiten sichtbar werden zu lassen.

3. Die methodischen Probleme der Reihenanalyse

Nach diesem Modell der Gruppenanalyse haben wir drei bis vier Wochen gearbeitet. Die wichtigsten methodischen Probleme, die zu einer Weiterentwicklung dieser Analyseform drängten, lassen sich in zwei Punkten zusammenfassen:

1. Weil keine feste Beziehung zwischen Analytiker und Analysand bestand, konnte in den Sitzungen keine inhaltliche und personale Kontinuität entwickelt werden.
2. Ausgangspunkt und wichtigstes Material unserer Sitzungen waren Träume. Wir versuchten, mit dem Mittel der freien Assoziation, die dahinterstehenden Konfliktsituationen aus der frühen Kindheit aufzuspüren. Dieses Vorgehen hatte einige Mängel. Jeder von uns stand unter dem Druck, möglichst viel Material aus Träumen und Kindheitserinnerungen zu produzieren. Wenn beispielsweise einer von uns während der Sitzung lange schwieg, nahm die Gruppe dieses Schweigen nicht als Ausdruck einer bestimmten Gefühlslage wahr. Meist fragte nach kurzer Zeit einer, was denn los sei, warum er nichts sage usw. Wir konnten damals das Schweigen nur als Verstoß gegen die unausgesprochene Gruppennorm verstehen, sich kooperativ zu verhalten. Wegen dieses Anspruchs versuchte jeder, den anderen irgend etwas anzubieten. Aber hinter dem meist recht flüssigen Material blieben die Affekte verborgen.

Marion war die erste, die nach etwa drei Wochen ihr Unbehagen an dieser Form der Analyse äußerte. Ihr wurden die Mängel am deutlichsten bewußt, weil sie unsere Analyse vergleichen konnte mit ihrer eigenen, die sie in München begonnen hatte. Das kommt in der folgenden Sitzung klar zum Ausdruck.

Reihenanalyse Marion, 3. Sitzung (10.2.68)

Marion erzählt einen Traum, macht dann eine Pause; Eberhard, der sie während der ganzen Sitzung am meisten gefragt hatte, unterbricht ihr Schweigen.

Eberhard: „Woran denkst du?“

Marion: „Hatte gerade die Idee, daß mich stört, daß du dich beteiligst, Eberhard, und der Eike rumkritzelt.“

Marion erzählt noch eine Erinnerung, Eberhard fragt sie erneut:

Eberhard: „Hat das was zu tun mit der Insel im Traum?“

Marion: „Die Insel sah völlig anders aus!“ (Mit deutlichem Ärger über Eberhards Frage dreht sie sich von ihm weg)

Eberhard: „Warum hast du den Traum nicht aufgeschrieben?“

Marion: „Ich weiß nicht mehr. (Unwillig) Mich stört primär, daß du mich fragst.“

Eberhard: „Warum?“

Marion: „Weils mich stört, daß du primär zu meinem Hauptanalytiker wirst.“

Eberhard: „Was stört dich konkret?“

Marion: „Weiß nicht. (sie stöhnt) Ich hab gemerkt, daß, wenn du dran bist (Eberhard von den anderen analysiert wird), ich die Fragen, die mir auf der Zunge liegen, nicht so frei rauslassen kann, weil ich

befürchte, daß zu sehr meine eigenen Sachen mit reingehen. Etwas Ähnliches befürchte ich bei dir auch.“

Bei ihrem Aufenthalt in München hat Marion mit ihrem Analytiker, dem Genossen Hans-Werner Saß, verabredet, daß er nach Berlin kommen sollte, um mit uns über unseren Analyseversuch zu diskutieren. Bevor Marion nach München gefahren war, hatte es eine scharfe Auseinandersetzung gegeben, weil Hans-Werner nicht nur Marions Analytiker war, sondern sie mit ihm auch gleichzeitig ein Verhältnis hatte. Die ganze Problematik unseres Analyseversuchs auf dem Weg zur Charakteranalyse läßt sich am anschaulichsten vermitteln, wenn wir die beiden wichtigsten Diskussionen, die wir mit Hans-Werner geführt haben, hier wiedergeben. Wir besitzen ein ausführliches Tonbandprotokoll davon.

Diskussionen über eine Methode zur Veränderung des bürgerlichen Individuums in Kommunen auf psychoanalytischer Grundlage.

a) Die Praxis der Psychoanalyse – politische Arbeit – Kommune

Hans-Werner berichtet über die Praxis in München.

Hans-Werner: „Ich möchte gleich sagen, daß unser Anspruch in dieser Praxis nicht außerhalb der sonstigen politischen Praxis verstanden wird, sondern sogar als eine Voraussetzung für politische Tätigkeit. Theoretisch ausgedrückt geht es also um das Aufbrechen von verfestigten Strukturen, sowohl gesellschaftlich als auch individuell. Wir halten also das Aufbrechen von verhärteten individuellen Strukturen, Autoritätsstrukturen, für eine sehr wichtige Voraussetzung dafür, daß man überhaupt in der Lage ist, dieser äußeren Unfreiheit in der Gesellschaft gegenüberzutreten, daß man Energie dafür bekommt, indem man die innere Unfreiheit abbaut.“

Hans-Werner berichtet über sein Verhältnis mit Marion. Er ist der Auffassung, daß sich Liebhaber- und Analytiker-Funktion nicht ausschließen; er hält die sporadische Bearbeitung der Probleme, seit Marion in der Kommune lebt und nur selten nach München kommt, für besser als gar keine. Er sieht seine Funktion als Analytiker so:

Hans-Werner: „... daß ich nicht bloß, wie es in der bürgerlichen Analyse der Fall ist, eine weiße Projektionsleinwand als Analytiker bin, sondern gleichzeitig auch von mir her gesehen eine tiefgehende menschliche Beziehung habe, die ebenfalls durchaus libidinös besetzt ist, so daß also, wenn sie nach München kommt, ich mich nicht bloß als Analytiker darüber freue, sondern auch als der Hans-Werner in bezug zu Marion; wobei ich mir durchaus darüber klar bin, daß das eine das andere ausschließen kann, aber nicht ausschließen muß.

*...
Ich habe bei ihrem ersten Besuch, also im Oktober, die Erfahrung gemacht – wo ich selber in eine Problemlage hineinging, die sich für mich verstärkte, als ein Übertragungsobjekt auftauchte, als sie kam – daß das der analytischen Bearbeitung ihrer Probleme geschadet hat. Und ich habe jetzt genau das Gegenteil erfahren, bei ihrem letzten Besuch, nämlich daß die menschliche libidinöse Beziehung, die ich zu ihr hatte und habe, fruchtbar ist, und ich glaube sogar eine gewisse Vorbedingung ist, für die Bearbeitung einer ganz bestimmten Problemlage, in der sie mir im Augenblick zu stecken scheint. Ich muß dazu noch sagen, daß unsere Praxis – und damit auch unsere Theorie inzwischen weit hinausgegangen ist über jede Art von Psychoanalyse, wie sie bei uns von bürgerlichen Analytikern praktiziert wird. Wobei nicht uninteressant ist, zu erwähnen, daß einige von uns, wie z.B. Rolf, selber 300 bis 400 Stunden abgeschlossene Analyse, eine normale bürgerliche Analyse, hinter sich haben, und daß sich jetzt zeigt, daß die wirklich tiefliegenden Probleme, also die eigentlichen Probleme, nie behandelt worden sind. Das heißt, daß sich hier die Begrenztheit aller bisherigen Analyse zeigt, die lediglich an Symptomen herumoperiert, ohne wirklich tiefzugehen.*

Was theoretisch vorhanden ist – ich würde Wilhelm Reich nennen mit seiner Charakteranalyse, der als erster wohl aufgezeigt hat, worum es geht, nämlich um die Veränderung tiefgehender, in der Kindheit geformter Charakterstrukturen, die eine gesellschaftliche Entsprechung haben. Reich hat daraus eine Methode abgeleitet, auf die er nach meiner Meinung gerade als erster gekommen ist, weil er – wie mir scheint – ein überaus mißtrauischer Mensch gewesen ist, der aus seiner eigenen Problematik heraus die Bedeutung der hinter Höflichkeitsformeln, Konventionen, Freundlichkeit versteckten

negativen Übertragungen als erster wirklich beachtet hat. Und von daher konnte er das, was er Charakterpanzer nennt, das, was wir alle irgendwie in der Kindheit entwickeln mußten, um uns gegen innen und außen zu schützen, aufbrechen und damit die darin verarbeiteten Energien wieder freisetzen, fruchtbar machen für neue Betätigungen, neuen Lustgewinn.

...
Ich wollte zurückkommen auf die über die bisherige Analyse hinausgehenden Erkenntnisse – jedenfalls einige – was die Methoden betrifft, die wir gemacht haben. Das eine ist, ... daß sich hinter allen verbalen Äußerungen, dem sogenannten Material, für mich etwas verbarg, was ich rein intuitiv erfaßte und darauf reagierte.

Das war auch für mich vor einigen Wochen etwas Neues, als Marion da war und ich mit ihr Analyse machte. Ganz rundheraus möchte ich es als eine ambivalente Mutterübertragung bezeichnen, die also bei mir plötzlich mit einer entsprechenden Gegenübertragung beantwortet wurde. Das heißt, ich entdeckte plötzlich in mir Gefühle, die in unserer Kultur im allgemeinen als mütterlich bezeichnet werden, ohne daß ich mich – und das ist das wichtige – in irgendeiner Weise in meiner männlichen Identität beeinträchtigt gefühlt habe.

...
Eine konsequente Praktizierung der Reichschen Charakteranalyse schien mir plötzlich nicht mehr ausreichend und dank der Diskussion – wie gesagt, wir besprechen unsere Schwierigkeiten, auch Schwierigkeiten in der Analyse jeweils immer miteinander, so daß jeweils eine Kontrolle da ist – stellte sich dann heraus, daß also hier etwas Neues passierte, was es in der bürgerlichen Analyse nicht gab, wenn wir mal von Ferenczi absehen, der eine weitgehende libidinöse Beziehung des Analytikers zum Analysanden als Voraussetzung für das Gelingen von Analyse bezeichnete und auch praktizierte. Daß also hier als eine weitere Vorbedingung von Analyse mir heute erscheint – nicht bloß Bearbeitung von Material, was also Reich schon verworfen hat, aber auch nicht bloß die Bearbeitung von Charaktermechanismen, auf die es Reich abgesehen hat, sondern darüberhinaus eine Art menschliche Beziehung da sein muß zwischen beiden – daß hier von demjenigen, der auf der Couch liegt, tatsächlich Alternativerfahren gemacht werden können. Alternativerfahren, die konträr sind zu den Erfahrungen der Kindheit,

so daß es ihm überhaupt möglich wird, diese Verkrampfung, dieses Mißtrauen zu lösen, das eben in diesem Charakterpanzer als Schutzmechanismus usw. verankert ist ... “

Hans-Werner stellt die Hypothese auf, daß ein Grund für das Tabu heterosexueller Beziehungen zwischen Analytiker und Analysand in der bürgerlichen Psychoanalyse die Klassenlage des Analytikers und sein daher rührendes bürgerliches Vorurteil sei.

Hans-Werner: „Der andere Grund scheint mir zu sein, daß hier – und das stelle ich immer wieder fest, sowohl wenn ich Literatur lese als auch von Analysanden, die in Behandlung sind – daß diese lieben Analytiker selber alle bloß ziemlich dürftig analysiert sind. Ferenczi regte sich damals darüber auf, daß zum Schluß – wie er’s schrieb – der Analysand besser analysiert sei als der Analytiker, was er darauf zurückführte, daß eben damals die Lehrausbildung noch sehr kurz war. Inzwischen ist sie sehr viel länger geworden und zieht sich über drei bis vier Jahre hin. Nur ist es so, daß die Form, die Methode der Analyse so ist, daß sie eigentlich immer wieder nur über den I n t e l l e k t läuft, daß sie kaum eine eigentlich a f f e k t i v e B e w ä l t i g u n g auslöst, und damit zwar Analytiker ihre Grundprobleme schließlich intellektuell kennenlernen, aber ohne sie los zu sein. Von daher machen sie in der gleichen Weise auch wieder Analyse und schrecken natürlich davor zurück, weiter zu gehen als das, d.h. sich gegenüber dem Analysanden menschlich zu verhalten, sich so zu zeigen, wie sie sind, weil sie da fürchten, die Übersicht zu verlieren. Darum dieses Ideal – es ist inzwischen nicht mehr, Gott sei dank, nicht mehr das allein vertretene, aber eine weitgehende Schule, gerade der Freudschen Richtung basiert immer noch darauf – einer w e i ß e n P r o j e k t i o n s l e i n w a n d, die der Analytiker für den Analysanden bilden muß: Es darf keinerlei persönlicher Kontakt stattfinden. Die Ausstattung des Raumes, in dem die Analyse stattfindet, darf keinerlei Rückschlüsse zulassen auf die Person des Analytikers, seine Vorlieben, seine Vorurteile, seine Probleme usw. Dabei wird völlig verkannt, daß er natürlich trotzdem keine weiße Projektionsleinwand ist, selbst wenn er das mal für anstrebbär hielte, was ich nicht tue: Immer, allein durch Stimmelage, durch Gestik, durch das, was er sagt, wie er angezogen ist, seine Körperform, immer kommt in irgendeiner Weise bei ihm eine ganz spezifische Persönlichkeit zum Ausdruck, die dann auch intuitiv irgendwie erfaßt wird.“

Es folgt eine allgemeine Diskussion über diese Thesen.

Eike: „Der prinzipielle Einwand, den ich hätte ist folgender: Das, was du als bürgerliche Analyse bezeichnet hast, hatte eine bestimmte Absicht, die darin bestand, das, was man mal als Ich bezeichnet hat oder bezeichnen könnte, so weit zu stärken, daß der Analytierte fähig ist, sich außerhalb der Analysesituation einigermaßen zu bewegen; d.h., die Realität nicht allzusehr verzerren zu müssen aufgrund seiner infantilen Festlegung.

Was du als Gegenmodell mehr angedeutet als entwickelt hast, sieht nun eigentlich so aus, daß statt als Hauptziel – Fähigkeiten zu einer Ich-Stärkung – erscheint: eine größere Fähigkeit zur Triebbefriedigung, eine größere Fähigkeit zur nicht verdrängten Affektbeziehung. Aber diese Fähigkeit ist von vornherein – so scheint mir – eingeschränkt auf den Kreis der Beteiligten. D.h. es wird kaum etwas gewonnen an Fähigkeiten, sich in anderen Situationen besser zu bewegen. Was du entwickelt hast, scheint mir eine Möglichkeit zu sein, für eine sozusagen emotional sich selbst versorgende Gruppe, die das einzelne Individuum immer in ihrem Schutz behalten muß, weil, sobald sie das Individuum daraus entläßt, die früheren Bewältigungsformen wieder zurückkehren. Das stimmt nach meinem Dafürhalten überein mit der Theorie der allgemeinen Ich-Veränderung der Individuen, die also nicht mehr durch Identifizierung mit Vaterfiguren die Möglichkeit haben, einen Teil der daraus hergeleiteten Stärke gegen die feindliche Umwelt zu wenden, um damit auch als relativ isolierte Individuen bestehen zu können, sondern die darauf angewiesen sind, in Gruppen von der Art der Mutterhöhle Schutz zu suchen vor den völlig übermächtig gewordenen gesellschaftlichen Gewalten.

Daraus ließe sich eine ganze revolutionäre Theorie ableiten. Daran habe ich jetzt kein Interesse, sondern die ganze Frage, die für uns jetzt hier entscheidend geworden ist, ist die: nehmen wir einmal an, daß dieses zweite Modell einen gewissen Realitätsgehalt hätte – daß also derartige kleine Gruppe als Träger eines umwälzenden Prozesses fungieren können – dann setzt es aber schon voraus, daß deren Mitglieder daraus nicht einzeln entfernt werden. Wenn das passiert, dann wird sich dieses Individuum immer wieder dorthin

zurückziehen, zur ursprünglichen Einheit, die geradezu als Mutterschoß erscheint; alles andere erscheint als feindlich, als aggressiv, als eine Realität, mit der es nicht fertig werden kann. So etwa – mit dieser modellhaften Übersteigerung – ist uns die Reaktion von Marion erschienen, als sie nicht mehr fähig war, unsere rationalen Einwände dagegen, daß sie nach München fuhr in einer Konfliktsituation hier, irgend noch zu akzeptieren, und nur noch herauskam: ich will aber, ich will, ich will.“

Hans-Werner: „Ich muß zunächst mal sagen, daß du gegen eine Modellvorstellung argumentierst, die deine eigene ist, nicht meine. D.h. meiner Meinung nach geht es nicht darum – ich würde das zurückweisen – hier eine Art Mutterschoß, die Gruppe als Mutterschoß zu entwickeln, die also gleichzeitig so etwas wie eine Geborgenheitsfunktion, etwa eine Grundlage, die natürlich Abhängigkeit bedingt, hervorbringt, sondern genau das Gegenteil ist der Fall.

Wenn du davon sprichst, daß in der bürgerlichen Analyse die Ich-Funktion gestärkt werden soll, so müssen wir das zunächst mal etwas näher untersuchen. Was hier wirklich versucht und theoretisch ausgewiesen wird, ist immer wieder die Aufhebung von Verdrängungen und damit die Freisetzung von in den Verdrängungen gebundenen psychischen Energien, wobei dann aber auch – gesetzt den Fall, daß das erreicht wird – die Frage steht, worauf lenkt nun der Betroffene diese neu gewonnenen freigesetzten Energien? Dabei kommt also wiederum die Anpassungsfunktion der bürgerlichen Analyse heraus, die also diese triebhaften, bisher bloß aus dem Unbewußten, aus der Verdrängung heraus in verzerrter Form wirkenden Triebe nun wieder in eine ganz bestimmte Realität, mit der Realität der bürgerlichen Gesellschaft besser in Einklang bringt. Das heißt Stärkung der Ich-Funktion für die bürgerliche Analyse! Das sieht beispielsweise so aus, daß ein Krimineller, der dazu neigt, aus einer neurotischen Rebellion gegen die Gesellschaft und gleichzeitigem Schuldgefühl, sprich Strafbedürfnis, heraus, immer wieder rückfällig wird, daß den ein Analytiker in die Hände kriegt und versuchen wird, diese Verdrängung aufzuheben, diese Strebung irgendwie in Einklang zu bringen mit der bürgerlichen Gesellschaft.

Was du jetzt im Auge hattest und was deine Kritik, dein Vorwurf war, ist wahrscheinlich, daß also hier eine Urhöhle geschaffen werden soll für Angehörige dieser Gruppe, die dadurch eine größere libidinöse Erfahrung machen, aber außerhalb dieser Gruppe völlig der alten Realität ausgesetzt sind und mit ihr nicht zu Rande kommen. Genau das Entgegengesetzte ist der Fall: es geht darum, wirklich die tiefgreifenden Verdrängungen aus der Kindheit aufzuheben, und was ich vorhin entwickelte, mit Alternativerfahren, ist bloß eine methodische Angelegenheit auf dem Wege dorthin, wirklich an die tief verdrängten bitteren Erfahrungen der Kindheit zu kommen, aus denen heraus sich eben dieser Panzer mit all seinen Mechanismen entwickelt hat, also im Grunde das Ich; daß also dies hier eine Methode ist und kein Ziel. Ein Ziel natürlich im Sinne einer menschlicheren Gesellschaft – das ist klar –, aber eine Methode in dem Sinne, was die Analyse betrifft und was also darauf hinauslaufen soll und auch hinausläuft, daß der Betreffende fähiger wird, fähiger im Sinne von mehr innere Freiheit gewinnen, als er bisher hatte, um jetzt auch mit der äußeren Realität fertig zu werden.

Und wenn du hier Marion anführst – ja vielleicht müßte sie selber mal was darüber sagen – über ihre Situation, bevor sie nach Berlin ging – dann muß man noch darauf hinweisen, daß ihre Analyse noch lange nicht abgeschlossen ist. Ich glaube aber, daß sie bereits jetzt bessere Möglichkeiten und Fähigkeiten der Realitätsbewältigung gefunden hat, als ihr damals zur Verfügung standen. Das ist meine Beobachtung. Wovon du sprichst, ist natürlich die nicht aufgehobene Übertragung, d.h. es ist immer noch nötig, daß in Konfliktfällen der Analytiker als eine Hilfsperson immer noch im Hintergrund bleibt, so lange eben – und das ist das Entscheidende – so lange bis wirklich durch die Bewältigung der grundlegenden Problematik der Mensch fähig ist, sich davon abzulösen und tatsächlich fähig ist, sich selber zu bestimmen, frei zu bewegen, ohne einen anderen dazu nötig zu haben. Das ist meine Modellvorstellung, und ich glaube auch, daß wir darauf hinarbeiten.“

Eberhard: „Für mich besteht das Bedenken darin, daß je nach dem Stadium der Analyse ja überhaupt nicht raus ist, ob das ne Alternativerfahrung ist. Es werden ja gerade, bevor die kindliche

Konfliktsituation aufgelöst ist, Dinge mit Lust besetzt, die gerade unter irgendwelchen Verdrängungen usw. zustandegekommen sind. D.h. also, daß gerade versucht wird, in der Beziehung das weiter aufrecht zu erhalten ... sie auf dem Stand zu halten, auf dem sie ist, und daß dabei entscheidend auch die sexuelle Seite mit zu beiträgt. Dem entspricht auf der anderen Seite das Verhältnis zu Marion. Wenn ich das jetzt von dem Modell her sage, das du hier entwickelt hast: Daß der Analytiker also von seiner Situation her auch mit bestimmten, nicht nur emotionalen, sondern auch sicher irrationalen Wünschen, die Sache aufrecht zu erhalten, beteiligt ist, nämlich dann, wenn sie ihm in seiner Beziehung – du hast sowas angedeutet, Mutterproblematik und so, Befriedigung verschafft. Dann kann man es also fast von irgendwelchen äußeren Faktoren abhängig machen – Kontrollfunktion, Selbstanalyse – ob man diese irrationalen Sachen aufbricht und weiterkommt.“

Hans-Werner: „Ich hatte das ehrlich gesagt nicht ganz verstanden, wogegen du dich wendest.“

Eberhard: „Ja, also:

Daß die Erfahrung des Analytikers, die sicher auch von irrationalen Komponenten geprägt ist, eine Seite hat, die er aufrecht erhalten will; eine Seite, die zwar voluntaristisch davon ausgeht, ich will das beste für den Analysanden usw., aber die eben selbst durch irgendwelche unbewußten psychischen Mechanismen daran gehindert wird. Und es ist ja ziemlich eindeutig und ziemlich klar, daß gerade sexuelle Seiten solche Mechanismen sehr leicht nach sich ziehen und sehr starke Wirkungen, sehr starke emotionale und irrationale Grundlagen haben – nach allem, was wir wissen.“

Die folgende Diskussion über die Bedeutung der Sexualität kann im 5. Kapitel nachgelesen werden. Anschließend geht es noch einmal um die emotionale Beteiligung des Analytikers als Person, das Problem der Gegenübertragung.

Hans-Werner: „Alternativerfahren – um damit anzufangen – gibt es natürlich in jeder Analyse, wenn auch nur in sehr reduzierter Form. Es ist nämlich eine sehr notwendige Alternativerfahrung, daß man beispielsweise den Analytiker beschimpfen kann, ohne daß man

dafür bestraft wird, im Gegensatz zur Kindheitssituation. Nur, was ich meinte, war eben eine Ausdehnung jenes alternativen Erlebens im Sinne einer Beziehung, die die Situation ein bißchen, sagen wir mal, demokratischer, macht – mir fällt jetzt kein anderer Ausdruck dafür ein – weil sich in jeder Analyse das Problem stellt, daß sich der Analysand unterlegen fühlt gegenüber dem Analytiker. Damit wird eine notwendige Regression verhindert. Was ich meine, daß sich hier der Analytiker ebenfalls als Person, als Mensch zeigen muß, das wird also von den Hauptrichtungen der bürgerlichen Analyse lebhaft abgelehnt. Den offensichtlichen Grund dafür hatte ich schon genannt: die Angst davor, nicht mehr auseinanderhalten zu können, was ist das Problem des Analysanden, was ist mein Problem. Die Angst vor der chaotischen Situation schließt auch ein, daß der Personenkreis ganz notwendig beschränkt wird, der von bürgerlichen Analytikern überhaupt für analysefähig gehalten wird. Es gibt z.B. nur ganz wenig Analytiker, die sich mit Schizophrenen beschäftigen. Und das hat einen ganz spezifischen Grund: der amerikanische Analytiker *S e a r l e s* bringt in einem Artikel die Bedingung für die Therapie von Schizophrenen. Das kann glaube ich hier als Extrembeispiel für jede Analyse – also auch bei Nicht-Psychotikern – fruchtbar gemacht werden.

Der Zustand, den der Analytiker in Schizophrenen antrifft, ist eine völlige Abgeschlossenheit gegenüber der Umwelt, eine völlige Apathie. Er lebt in seinem wahnhaften Innenraum, hat also kaum einen Bezug zur äußeren Realität. *S.* nennt das die objektlose Phase, in der keinerlei Kommunikation stattfindet. Und er geht da so vor, daß er nichts tut, als sich dort hinzusetzen, sich irgendwie selber zu beschäftigen mit dem, was ihn gerade interessiert und zu versuchen, angstfrei die Reaktionen abzuwarten. Das führt nach einer gewissen Zeit, die sich über Monate hinziehen kann, dazu, daß der Betreffende anfängt, den Analytiker zu beschimpfen, weil er ja irgendwie einen Anspruch hat, daß ihm geholfen wird, und dieser Typ ihm nicht hilft. So kommt also da eine Kommunikation zustande, die darauf hinausläuft, daß der Therapeut selber verwickelt wird; seine eigene Übertragung, seine eigenen Gefühle und die Beziehung zwischen Analysand und Analytiker haben hier die umgekehrte Reihenfolge wie die ursprüngliche libidinöse Entwicklung des Betreffenden, wenn wir in der frühen Mutter-Kind-Beziehung zunächst eine symbiotische Beziehung haben. . . Man spricht in der Analyse von symbiotischer

Beziehung, der Ausdruck ist – glaub ich – von *Rene Spitz* – in der eben das Kind die Mutter braucht, die Mutter nur als ein Teil von sich selber erlebt, und die Mutter das Kind braucht, um ihre eigenen mütterlichen Gefühle zu befriedigen. In der Therapie von Schizophrenen, wie *S.* sie aufzeigt, wird eben auf eine solche symbiotische Beziehung hingearbeitet, da sie in der Kindheit des Betreffenden nicht geklappt hat wegen der eigenen Unfähigkeit, der Krankheit der Mutter. Das geht aber zunächst so vor sich, daß eine Beziehung entsteht, in der – wie *S.* sich ausdrückt – eine ambivalente Symbiose entsteht, nämlich eine Beziehung von Haßliebe; und zwar eine Haßliebe, die nicht auf den Analysanden beschränkt ist, sondern die genauso den Analytiker mit einbezieht. Und er beschreibt hier die ganze tiefgehende Gefühlsbeteiligung des Therapeuten in dieser und in den nächsten Phasen, bis es eben dazu kommt, daß diese Ambivalenz aufgehoben wird und eine für beide Teile befriedigende symbiotische Beziehung hergestellt wird, die tatsächlich etwas nachholt, was in der Kindheit des Betreffenden nicht vorhanden gewesen ist, weshalb er überhaupt seine libidinösen Interessen von der Umwelt abzieht und in eine Wahnwelt flüchten mußte, um sie dort zu befriedigen.

Nachdem diese symbiotische Beziehung hergestellt ist und eine zeitlang andauert, wird dann eine Phase kommen, in der einer der Beteiligten aus dieser Symbiose ausbricht, um sich zu emanzipieren. Nach *S.* ist es manchmal der Analysand, manchmal der Analytiker, der den ersten Schritt dazu macht. Wobei also auch hier die unbewußten Kräfte des Analytikers im Spiel sind, die ihn intuitiv dazu bringen, zu erkennen, daß jetzt eigentlich der Moment gekommen ist, wo der Kranke ihn nicht mehr in der alten Weise braucht und hier eine Ablösung stattfinden muß, die für den anderen, der diesen Schritt noch nicht vollzogen hat, etwas schmerzhafter ist.

Diese symbiotische Beziehung muß natürlich aufgehoben werden, und sie wird auch aufgehoben, wenn sie wirklich befriedigend war, denn – wie *S.* schreibt – der Mensch denkt praktisch oder fühlt praktisch. Keiner wird jemals eine omnipotente, allmächtige Mutter- oder Vaterfigur aufgeben, solange er nicht die Möglichkeit und die Notwendigkeit spürt, sich selbst zu bestimmen. D.h., es wird hier

etwas nachgeholt, eine Reifung, die dann notwendigerweise auch zur Ablösung führt. Das führt dazu, daß dann die alten Kindheitskonflikte, die ja tief verdrängt waren, wieder aufbrechen und jetzt einer wirklichen Bearbeitung zugänglich werden. D.h. die ursprüngliche Psychose verwandelt sich in eine Neurose und kann jetzt auch analytisch bearbeitet werden.

Diese ganze Therapierung zieht sich natürlich über Jahre hin, acht, neun Jahre. Aber was ich damit darstellen wollte, war, daß hier der Analytiker als ganzer Mensch gefordert wird, nicht bloß mit einem Teil seines Menschseins, sei es des Intellekts oder sonst wie; er wird hier völlig einbezogen, muß die aufbrechenden Gefühle des Schizophrenen in einer entsprechenden Weise beantworten und er beantwortet sie auch mit all den Konflikten, die darin vorhanden sind; dabei kommt es eben – wie er an einer Stelle schreibt – auf das Kind in beiden an, wohlgemerkt: auf das Kind in beiden, nicht auf den Erwachsenen, ob diese Analyse gelingt. Ich habe gerade zu diesem Beispiel gegriffen, weil es für mich wunderbar anschaulich darstellt, was eigentlich die Voraussetzung ist für bestimmte Fälle, in denen beispielsweise eine starke Redehemmung besteht, ein tiefes Mißtrauen, das in die Frühphase hineingeht, usw.. Diese Probleme sind in der normalen Analyse, die eben immer bloß den Erwachsenen ansprechen, nicht zu lösen. . . Normalerweise wird der Betreffende, wenn Affekte auftauchen, immer gleich beruhigt. Man sagt: 'Sie erleben jetzt etwas aus Ihrer Kindheit, aber Sie sind ja jetzt erwachsen, und deshalb sind Sie nicht mehr der gleiche, und Sie haben jetzt Ihr Ich zur Verfügung, um das zu beobachten und zu kontrollieren; jetzt schauen wir einmal, was es damit auf sich hat.' Es findet also hier keine affektive Abreaktion statt, sondern lediglich eine intellektuelle Bearbeitung. Auf diese Weise wird selbstverständlich einiges gelöst, aber nur in Richtung der besseren Anpassung an die bestehende bürgerliche Gesellschaft. Alternativerfahrung ist etwas, was weit darüber hinausgeht. Es setzt eine affektive Beteiligung auf beiden Seiten voraus. (zu Eberhard) Jetzt kommen wir auf dein Mißtrauen; du sprichst davon, daß der Analytiker das Interesse haben könnte, den anderen in einer gewissen Abhängigkeit zu halten und ihn nicht daraus freizulassen, weil er eben daraus Lust bezieht. Das wäre ein Problem, wenn tatsächlich die Analyse hier lediglich ein Kompensationsversuch wäre für Strebungen, die auf

andere Weise nicht zu erreichen sind. Das würde allerdings auch für meine Begriffe ausschließen, daß die Analyse klappt. Anders herum gesagt glaube ich, daß jeder Analytiker, und hier schließe ich mich ein, allein daraus schon seine größte libidinöse Befriedigung zieht, daß er hier mit einem anderen Menschen arbeitet und Erfolg hat; wobei alle anderen Fragen, alle anderen Interessen, die durchaus vorhanden sein können, irgendwie zweitrangigen Charakter kriegen. .

Ist dir in etwa einsichtig geworden, was ich mit Alternativerfahrung meine? "

Eberhard: Es ist schon einsichtig, nur zu den entscheidenden Bedenken, meine ich, hast du nicht viel gesagt. . . Das Entscheidende wäre eben nach dem Modell, daß mir nicht klar ist, wie es zu dieser negativen Übertragung über den Widerstand hinaus kommen kann, wenn gleichzeitig eine permanente sexuelle Befriedigung vorliegt, die ja gerade das entscheidende Moment ist, das in der Kindheit nicht geschehen ist. Wo doch genau die Konflikte ansetzen, und wo genau die Verbote ansetzen und was weiß ich, was alles, wo also die ganze Verbiegung ihren Ursprung hat.

Und dann zu dem anderen Bedenken; daß beim Analytiker selbst irrationale Wünsche eingehen: ich meine zu dem negativen Beispiel, das du gebracht hast, kann man nur wenig sagen, weil du ja nur gesagt hast: 'da war keine menschliche Beziehung, und deshalb ging es nicht.' Was du aber darauf gesagt hast – nämlich das Interesse des Analytikers, oder sein primäres Bedürfnis ist, Erfolg zu haben. . . – das ist für mich keine befriedigende Antwort. Das sagt ja nur, daß ein Analytiker sich um Erfolg bemühen muß, und das sagt nicht, inwieweit gerade die Analysesituation ne Kompensation sein kann für Strebungen, die anderweitig nicht erfüllt werden können. . . Ob du andere Erfahrungen von einer erfolgreichen Analyse hast, von einem Mädchen, mit dem du gleichzeitig ein Verhältnis hattest."

Hans-Werner: „Nein, hier ist Marion die einzige. Aber ich sprach ja von R., dessen Frau auch Analysen macht, und zwar primär bei ihm, wobei ich lediglich als Kontrolle fungiere.

Um auf die erste Frage zurückzukommen – also Widerstand und Übertragung: ein Mensch, der in die Analyse geht, hat ja von seinem bewußten Ich her den Willen, seine Schwierigkeiten in der Analyse zu bewältigen. Sein Unbewußtes reagiert notwendigerweise zunächst einmal negativ. Der Analytiker wird erfahren als eine Bedrohung, was eine Wiederholungssituation aus der Kindheit ist, d.h. als bedrohende Person, in die alle Bedrohungen, die also jemals vorhanden gewesen sind, einfließen. Unbewußt wehrt er – der Analysand – sich, weil dieses Eindringen oder dieses Aufgebemüssen von bisherigen Haltungen und Charaktermechanismen eine Bedrohung des narzistischen Ichs bedeuten. Das bezeichne ich als negative Übertragung. Und zwar ist es eine negative Übertragung, die sich zunächst einmal gegen die Analyse insgesamt richtet. Erst wenn sie zum Platzen kommt, erst wenn sie hier überwunden wird, indem sie zum Platzen kommt, kann die eigentliche Analyse einsetzen. Sie braucht ein gewisses Anvertrauen an die analytische Situation, ein gewisses Anvertrauen an den Analytiker, wobei negative Dinge dadurch nicht aufgehoben sind; sie braucht das Vertrauen darauf, daß man negative Dinge laufen lassen kann. D.h. Widerstände treten in jeder Phase der Analyse auf, und der Widerstand ist gerade dann am stärksten, wenn ein Problem dicht vor seiner Lösung, d.h. eine Verdrängung dicht vor ihrer Aufhebung steht.

Die zweite Frage: Ja, das war also hier Sexualität, die du für meine Begriffe überbewertest, weit überbewertest. Wenn hier – ja du lachst. . .

Eike: „Einfach deswegen, weil du dich vorhin auf Reich bezogen hast, dessen „Funktion des Orgasmus“ genau das macht, was du jetzt auf einmal umdrehst.“

Hans-Werner: „Nee, Moment mal, ich wende mich ja nicht gegen die Bedeutung der Sexualität, sondern hier dreht es sich um Methode, und die ist in „Funktion des Orgasmus“ nicht behandelt. . .“

Man hat bei der Analyse immer von den vorhandenen Bedürfnissen auszugehen, nicht von denen des Analytikers, sondern von denen des Analysanden. . .

Es gehört mit zur Alternativerfahrung, daß man keine Verbote ausspricht (im Gegensatz zu Freud, der jeden sexuellen Verkehr verbot, damit die entstehende Libidostauung ausgenutzt werden konnte.)“

Die Diskussion dreht sich noch um sexuelle Beziehungen in der Analyse und Marions Situation in der Kommune. Anschließend kehren wir zur Kernfrage zurück: Welche Bedeutung hat die Analyse für eine gesellschaftsverändernde Praxis?

Jan: „Für mich ist die Frage, was das Ergebnis der Analyse ist für das Individuum. Was ist das für ein Mensch? Ich frage deshalb, weil es mir so vorkommt – nach dem, was du gesagt hast, ohne daß ich es jetzt theoretisch begründen könnte – daß das Individuum, das herauskommt, mit Fähigkeiten für eine neue Gesellschaft ausgestattet ist; daß es aber – verflucht nochmal! – wirklich steht in dieser beschissenen Umwelt.“

Hans-Werner: „Ich verstehe deine Frage. Ich verstehe sie sehr gut. Ich glaube, man kann das grundsätzlich sagen, daß ein analysierter Mensch fähig ist, auf jeden Fall fähiger als ein anderer, die Probleme, die sich in der Realität für ihn stellen, zu lösen. Denn was wir alle erleben, in mehr oder weniger starker Weise, sind irrationale Ängste, d.h. also eine nicht unbedingt dem Objekt entsprechende Furcht; sondern die Übertragung von Ängsten Problemen gegenüber, die die Lösung von Problemen dann sogar unmöglich machen.“

Jan: „Damit du meine Frage richtig verstehst: Sie bezieht sich nicht so sehr auf das, was ein Individuum kann, sondern in Absetzung von der bürgerlichen Analyse, deren Funktion sicher die anale Anpassung ist, auf die Ziele dieser Methode als Alternative. Welche Unterschiede in Bezug auf das Individuum, das analysiert worden ist, springen dabei heraus?“

Interessanterweise kommt als Antwort hierauf immer wieder nur der Hinweis auf die bürgerliche Analyse, in der die tiefsitzenden Affektbindungen nicht gelöst werden können. Jans Frage, die Marion später wiederholt (s.u.), mag gemein sein, weil sie viel eher an die

bürgerliche Analyse zu stellen ist. Trotzdem bestanden wir darauf, die intensive Beschäftigung mit dem bürgerlichen Charakterpanzer politisch auszuweisen. Wie wir heute meinen, ist der Hinweis auf größere Angstfreiheit im Prozeß einer langjährigen Analyse nicht ausreichend, denn es fehlt die Angabe einer kollektiven politischen Praxis, in der die neuen Qualitäten in der Realität weiter entwickelt werden können. Deshalb ist für uns eine Beschäftigung mit den Verbiegungen des bürgerlichen Charakters nur sinnvoll in enger Beziehung zur Praxis eines Kollektivs. Durch das Nacheinander und die Trennung von Analyse und revolutionärer Tätigkeit wird die Spaltung von analytischer Situation und Erfahrung am Arbeitsplatz nur auf einer anderen Ebene wiederholt. In der damaligen Diskussion mit Hans-Werner Saß waren wir uns über diesen Zusammenhang noch nicht sicher.

Hans-Werner: „Hier sehe ich einen gesellschaftlichen Zusammenhang, den du wahrscheinlich bestreitest. Da kann ich also sogar auf Marx zurückweisen, der von der Voraussetzung in gewisser Weise freier Menschen zur Schaffung der freien Gesellschaft spricht . . . Ich-Stärkung, schön; mir geht es um viel Weitergehendes, nämlich die Freisetzung von Energien, um ein ganzes Bündel von früh erworbenen Realitätsbewältigungsmechanismen, Steuerungsmechanismen, Abwehrmechanismen usw., in denen eine ganze Menge von psychischer Energie gebunden ist. Es geht darum, jene erstarrten Charakterzüge aufzulösen, damit der Mensch freier wird, nicht nur im Hinblick auf seine Bedürfnisbefriedigung – da wird er ja in der Realität unserer Gesellschaft durchaus auf die Grenzen stoßen. Aber in gewissem Sinne ist erst der Mensch, der hier im Grunde seine Bedürfnisse erweitert, potentiell eigentlich erst wirklich der revolutionäre Mensch, der nach der neuen Gesellschaft strebt, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Während in der alten politischen Bewegung sehr oft – das macht ihr Manko aus – lediglich ein psychischer Anspruch unbewußt ins Politische verschoben wird; beispielsweise eine Autorität zu stürzen, indem man sich selbst zur Autorität macht.“

Marion: „Ja, aber das ist doch ein gewisser Widerspruch, wenn du auf der einen Seite sagst, die Analyse soll uns zur vollen Triebbefriedigung befähigen, wenn du sagst, man kann erst nach einer neuen

Gesellschaft streben, wenn man also in einer gewissen Weise frei ist, um darin seine Bedürfnisse befriedigen zu können. Das ist doch ein Widerspruch: auf der anderen Seite sagst du, durch die Analyse wird man bereits dazu fähig. Woher soll denn dann noch – wenn man dazu fähig ist – diese Energie kommen, seine Bedürfnisse durch ne Gesellschaftsveränderung befriedigen zu müssen, zu wollen, wenn man sie ja hier schon befriedigen kann.“

Hans-Werner: „Nee, das kann man ja gerade nicht, würde ich sagen. Bloß, man kann besser damit umgehen, mit der Realität. D.h. für meine Begriffe: auf der einen Seite durch erweiterte Bedürfnisse nach einer Sprengung der gesellschaftlichen Verhältnisse drängen, die ihre Befriedigung nicht erlauben; auf der anderen Seite aber auch die nötige Energie zur Verfügung haben, die gerade von diesem Anspruch her gefordert ist. Ich weiß nicht, aber für mich ist das kein Widerspruch.“

Eike: „Sehr merkwürdig: in dieser Allgemeinheit kann dir eigentlich jeder zustimmen, und das war genau das, was ich mir unter unserem Zusammenleben vorgestellt habe, was für mich die Rationalisierung dieses Zusammenlebens hier war . . . also auf der Ebene, auf der jetzt gesprochen wird, müßte man sich wirklich verrenken. Mir fällt einfach nicht ein, wie wir dir da etwas engehalten sollten. . .“

Wir beschlossen nach dieser Diskussion, zunächst einmal Hans-Werner die Praxis unserer Reihenanalyse vorzuführen. Anschließend sollte er ein paar Sitzungen nach seinem Modell mit uns machen. Erst dann wollten wir noch einmal etwas grundsätzlicher über die Technik und Methode unserer Analyse mit ihm diskutieren und uns gemeinsam Veränderungsmöglichkeiten überlegen.

Diese Diskussion bringen wir jetzt in der Form eines leicht gekürzten Tonbandprotokolls. Wir halten es für wichtig, dieses Gespräch ausführlich wiederzugeben, weil darin noch einmal die wesentlichen Grundlagen der psychoanalytischen Technik und die Voraussetzungen für eine Sensibilisierung der Beziehungen in kleinen Gruppen behandelt werden.

Diskussionen über eine Methode zur Veränderung des bürgerlichen Individuums in Kommunen auf psychoanalytischer Grundlage

b) Die Technik unserer Gruppenanalyse

Jan: „Mir kommt es vor, als ob unsere Sitzungen sehr stark geprägt sind vom Zufall . . . , daß bei den einzelnen durchaus eine Vorstellung besteht, in welche Richtung man fragt, wie man die auftauchenden Sachen bearbeitet, daß es aber eben überhaupt nicht koordiniert ist . . . , daß das Material, das vorliegt, nicht richtig verarbeitet werden kann, weil es eigentlich nur so ein Aspekt ist. . . Was wir mit einiger Anstrengung machen könnten durch vorherige Besprechung und Koordination“ (als Vorschlag zur Aufhebung der Zufälligkeit).

Eike: „Für den anderen, der dabei sitzt, daß da sehr viel Material produziert wird und sich da Deutungen aufzudrängen scheinen, die aber von den Betreffenden selbst nicht vollzogen werden, und wenn man's trotzdem macht, von ihm nicht angenommen werden. Und daß man eben dann beim nächsten Mal merkt, daß sie dann auf einmal etwas ganz anderes produzieren, was in eine ganz andere Richtung weist, mit dem was da scheinbar kurz vor der Schwelle des Bewußtwerdens stand, nichts mehr zu tun hat. Und daß mir es auch so scheint, als wenn es ne Art von Widerstand gäbe, der sich dadurch dokumentiert, daß immer neues Material produziert wird. Das scheint eine völlig verwirrende Vielfalt von psychischen Determinanten: Das, was ziemlich deutlich sich schon einmal aufgedrängt hatte, verschwindet, und das, was vielleicht im Augenblick wichtig wäre, wird immer wieder zurückgedrängt. Und vor dem Phänomen haben wir eigentlich völlig hilflos kapitulieren müssen. Wenn man also versucht hat – als Zuhörer – die Deutung, die man selbst glaubt aus dem Material herauslesen zu können, vorzutragen, wird das abgewehrt, und war in der nächsten Stunde einfach weg. Wenn man's aber nicht gemacht hat, dann ging das einfach so unstrukturiert weiter, ohne daß sich von einem bestimmten Punkt ab die schon einmal verdichteten Komplexe weiter verdichtet hätten. Da scheint es also immer wieder woanders hinzuführen.“

Marion: „Ich glaub, ein gutes Beispiel war die Sitzung gestern mit dem Eberhard, wo ich ziemlich dafür war, aber auch ziemlich unsicher

gleichzeitig, diese letzte Assoziation über die Hecke noch mal vorzunehmen, weil das im Traum ziemlich grad mit dir zusammenhing, mir die Parallelen da zu sein schienen, oder in dieselbe Richtung zu gehn schien, und sich das eben wieder verloren hat und zwangsläufig verlieren mußte, weil wir nicht auf dem Punkt festgehalten haben.“

Hans-Werner: „Ehe wir jetzt zu den Einzelheiten einsteigen, hätte ich noch eine Frage: Ihr sprecht also von Deutung, von Materialdeutung, wie kommt ihr zu diesen Deutungen? Also: wie stellt sich das, was hier von den einzelnen produziert wird, für euch dar, wie wird es aufgenommen, wie wird es verarbeitet von euch? Jan sprach eben von Zufälligkeiten oder Zufällen, d.h. also: Wie wird es hier von den einzelnen, die mit einem bestimmten Analyse machen, angenommen, aufgenommen, verarbeitet, umgesetzt? Wie kommt ihr dann dazu, Fragen zu stellen, oder eine Deutung zu geben. Worauf baut sich das auf? Wie sieht das bei euch selber aus?“

Jan: „Ich kann sagen, daß bei mir das nicht so ist, mir selbst nicht so klar ist und ich es deshalb auch nicht so vorstrukturiert habe . . . daß ich frage aus meiner Erfahrung . . . bzw. aus der Lektüre.“

Hans-Werner: „Also gewisse theoretische Grundvorstellungen, Modellvorstellungen.“

Marion: „Also bei mir ist es auch ähnlich: erstens mal das fragmentarische Wissen über psychische Prozesse, über Urkonflikte oder so . . . und dann kommt dazu, in manchen Fällen, daß ich es vergleichen kann mit Verhaltensweisen, daß ich meine, daß es ganz gut in das Verhaltensschema paßt, und von daher es ein wenig plastischer wird.“

Eberhard: „Mir scheint, die zwei Widersprüche, unter denen wir den Versuch machen, sind: einmal der Widerspruch zwischen dem Zusammenleben als Gruppe und dieser Situation, die irgendwo von der Vorstellung der Analyse geprägt ist; der andere ist der zwischen dem Anspruch, Konflikte aus der Kindheit zu wiederholen, und dadurch sie besser zu verarbeiten und unsere theoretischen und praktischen und sonstigen Möglichkeiten dazu. Ich glaube, diese

beiden Widersprüche treten ganz konkret in jeder Sitzung auf. Einmal in der Form des Widerstandes, daß wir sagen, man kann sich hier nicht gehen lassen, weil man mit den anderen ja zusammenleben muß, d.h. . . . daher also unser Gedanke, wir müßten einen neutralen Analytiker haben, an dem wir uns abreagieren können, der aber mit unserem Zusammenleben nichts zu tun hat, dem wir also als Vaterfigur ungestörte Übertragung zukommen lassen können. Und der es uns ermöglicht, konfliktfrei die Sache zu bewältigen, konfliktfrei bezogen auf unser Zusammenleben. Und genau da würde ich ein großes Fragezeichen setzen, jedenfalls ist es doch klar, daß man es nicht trennen kann und sagen kann, wir brauchen einen neutralen Menschen, mit dem man nichts sonst zu tun hat. Sondern das es grade nötig wär, wenn wir irgendwelche Verhaltensschwierigkeiten zurückverfolgen, nochmal durchleben, daß man es vielleicht so versuchen kann, daß man gerade in der Gruppe den Rückhalt findet, daß es genau umgekehrt ist, daß man nicht die Angst hat, Hilflosigkeit sich nicht erlauben zu können, sondern es irgendwie so sein müßte, daß wir uns dem in ner anderen Weise anvertrauen können, den anderen in der Gruppe.

Und dann zu dem anderen Widerspruch: zwischen dem Anspruch, ne Analyse zu machen, und unserem eigenen Wissen und unseren praktischen Fähigkeiten."

(Diskussion über die Frage, ob man das Problem neutraler Analytiker aus der Methodendiskussion ausklammern kann. Hinweis von Eike, daß das Verlangen nach dem neutralen Analytiker eine Form des Widerstandes, am Beispiel seiner eigenen Weigerung am Anfang und Eberhards Heckens.tzung)

Hans-Werner: „Was ihr braucht, um dazu ganz kurz Stellung zu nehmen, ist nicht ein neutraler Analytiker, sondern jemand, der euch hilft, eure eigenen Fähigkeiten zu verbessern.

Ich will jetzt mit den Vorschlägen zur Verbesserung da ansetzen nach dem Eindruck, den ich von den zwei oder drei Sitzungen gewonnen habe, und da gibt es ne ganze Menge.

Zunächst einmal: analytische Theorie . . ."

Eberhard: (erzählt stockend etwas von seinem Vorgehen bei der

Analyse). . . „irgendwie in Beziehung setzen . . . in Fragen umsetzen, . . . das ist vielleicht sehr verschwommen . . . in Einklang zu bringen."

Hans-Werner: „Es bestehen also gewisse Anklänge in dir, Vorstellungen, Bilder, Assoziationen, die also nicht so sehr theoretisch geprägt sind, sondern ein spontanes Reagieren in dir selbst herstellen. Zunächst müssen wir ununtersucht lassen, wieweit es sich um ein adäquates, dem anderen entsprechendes Reagieren handelt. Das halte ich gerade für sehr wichtig, viel wichtiger als das Reagieren von der Theorie her, das ja notwendigerweise einen sehr intellektuellen Bezug dazu vermittelt, wobei ich die Theorie selbstverständlich nicht abwerte, sondern auch für wichtig halte. Um mal von mir zu sagen: Wenn ich in einer analytischen Sitzung bin, als Analytiker eigentlich die Theorie selber für mich ganz beiseite gedrängt ist, wobei ich darauf vertraue, daß ich sie genügend integriert habe. Und genau da, wo sich das Zurückgreifen auf Theorie plötzlich als Notwendigkeit stellt, weiß ich genau, daß ich jetzt nichts verstanden habe. Ich will damit auf einen anderen Punkt hinaus, der damit in entscheidendem Zusammenhang steht.

Jan sprach also von dem Material, Eike auch, das also hier produziert wird, und dann irgendwie völlig chaotisch die Situation bestimmt. Das war also auch mein Eindruck. Und ich glaube, wir müssen uns jetzt mal anhand von konkreten Beispielen unterhalten: Nehmen wir mal die Sitzung mit Jan. Was zunächst da auffiel, war eine gewisse Unlust, ein gewisses Widerstreben, sich überhaupt hier in der Sitzung hinzugeben, fließen zu lassen. Dann ein ellenlanger Traum, wobei er zunächst Widerstände dagegen hatte, ihn überhaupt zu erzählen, ihn dann erzählte, es aber nicht unmittelbar vermittelt, d.h. der ganze Gefühlsbezug für ihn selber war unterdrückt. Ja, und nun setzt ihr ein und versuchtet das eine oder andere, was ihr für wichtig hieltet, herauszuholen: 'Beschreib doch mal den Jungen da, wie sah er denn aus?' 'Dann hast du also eigentlich mit dir selber geschlafen!', all das war eigentlich das, was lief, ohne daß also hier von einem zentralen Punkt ausgegangen wurde. Es war alles mehr oder weniger zufällig. Und hier glaube ich, muß man einsetzen, bei dem entscheidenden Fehler, den ihr macht. Und der besteht für meine Begriffe darin, daß ihr viel zu sehr auf Material aus seid, auf das Material, das da kommt

und euch, wenn da etwas kommt, euch auf dieses Material stürzt, ohne den Zusammenhang zu sehen mit der jeweiligen Gefühlslage des Betroffenen. Ihr könnt schon bei Reich nachlesen, daß vor der Beschäftigung mit dem Material die Beschäftigung mit den Widerständen zu treten hat. D.h., daß nicht die Frage, was gibt jemand von sich, zunächst also die primäre wichtige Frage ist, sondern wie gibt er es von sich. Und hier ist festzustellen, daß also sowohl Jan als auch Eberhard – Eike klammere ich zunächst mal an – ihre Sitzung durch ein ganz bestimmtes Charakerverhalten strukturierten. Nämlich: daß sie ihr Material produzierten, um eigentlich ihr wichtiges Material nicht zu produzieren. Daß sämtliche Einfälle, die kamen, von vornherein zensiert waren. Es ist also bereits schon eine Zensur, wie bei Eberhard das durchweg der Fall war, wenn jemand sagt: „Eben geht mir durch den Kopf“, oder „Jetzt ist mir eingefallen, daß“ – bereits das ist eine Zensur und muß als eine solche Zensur gedeutet werden, und zwar im Zusammenhang mit der analytischen Situation.

D.h. die Frage ist zunächst einmal die: Warum kann sich der Betroffene nicht frei fließen lassen, warum kann er seine Einfälle nicht unmittelbar produzieren und aussprechen, warum muß er hier eine ganz starke Kontrolle ausüben, warum muß er hier Zensur einschalten, um immer wiederum bloß über den Intellekt den anderen etwas zu vermitteln, was eigentlich gar keine Bedeutung hat, solange das nicht verbunden ist mit einem wirklichen Erleben. Und daran mangelte es!

Um noch mal auf Jan zurückzukommen: ohne seine ganze Geschichte zu kennen, hätte ich also in diesem Fall eingesetzt: es kam also bei dem Traum Homosexualität als Befürchtung heraus bei ihm, es kam einmal dieser einfall von der Maske, ja? und es kam der einfall von dem Zeitungsfoto, wo ihn ein Mädchen darauf anspricht und er darauf feststellt, daß ist gar nicht er.

Nun, selbstverständlich können eine homosexuelle Problematik und eine tiefe Identitätsproblematik (das bin ja gar nicht ich) eine große Rolle spielen. Aber das muß unbearbeitet bleiben, das kann gar nicht bearbeitet werden, weil man nämlich hier gar nicht in die Tiefe gehen kann, solange man nicht von der analytischen Situation ausgeht.

Und das ist der erste Rat, den ich euch geben möchte: die Frage heißt, was bedeutet das in diesem Zusammenhang, hier hätte ich eingehakt: homosexuelle Befürchtung im Zusammenhang mit der analytischen Situation gleich: du hast also auch eine Angst, daß dieses Zugeben – das ist also eine Deutung, man müßte das ganz anders ausdrücken – aber ich möchte es überdeutlich machen: daß die Angst, in der analytischen Situation sich hinzugeben, ihn gleichzeitig erinnert an die Angst vor der Homosexualität. . . . (Maske und Verbergen wollen in der analytischen Situation). Daß hier der Einfall von der Maske gleichzeitig auftaucht, hier etwas symbolisiert, was auch im Hinblick auf die analytische Situation gilt: nämlich, ich will mich ja deshalb, weil ich eben homosexuelle Angst habe, die hier durch die analytische Situation aktiviert wird oder angesprochen wird, deshalb kann ich mich bloß mit einer Maske zeigen. Und dieses: 'Das bin ich ja gar nicht', ebenfalls in diesem Zusammenhang gesehen interpretiert als: „so, wie ich mich hier gebe, mich hier darstelle für euch, bin ich ja gar nicht“. Versteht ihr, worauf es mir ankommt?

Es ist also wie eine Faustregel, die ich hier aufstelle: immer ausgehen von dem Verhalten, wie es sich in der augenblicklichen analytischen Situation darstellt. Wo also auffällt: sämtliche Einfälle sind zensiert. . . , kann man sie nicht frei fließen lassen und jetzt, d.h. zunächst einmal, wenn kein Material kommt, darauf hinweisen, herauszubekommen, warum die Einfälle in diese Richtung gelenkt werden und wenn das mit Material verbunden wird, hier wiederum in die Tiefe gehen.

Und da habe ich bei Jan einiges angedeutet, wo man hätte in die Tiefe gehen können, wobei zunächst einmal das ganze Material, das ja hier völlig unemotional kommt, völlig bloß durch den Intellekt gefiltert wird, auch die Traumerzählung völlig beiseite gelassen wird. Wenn einer soviel Material produziert, damit man gar nicht mehr eingreifen kann, muß man sagen, das reicht erst einmal, hier wollen wir erst einmal in die Tiefe gehen, bzw. noch genauer gesagt, ich hab also jetzt den Eindruck, daß du Einfälle produzierst, um dich selber und uns davon abzuhalten, uns intensiver damit zu beschäftigen.

Gegen das Aufschreiben der Träume habe ich nichts, aber wenn es dazu dient, es nicht zu erzählen, zu sagen, ihr habts ja gelesen, dann...

Ich lasse oft denselben Traum in einer Sitzung drei- oder viermal erzählen und es stellt sich heraus, daß er je nach Fortgang der Analyse anders erzählt wird, neues sich dazu einstellen kann. Assoziationen kommen, die dann davon wieder wegführen, etwas erweitern, und dann schließlich so: „jetzt erzähl den Traum nochmal“, ja?

Weil das ganze plötzlich eine neue Dimension bekommt und zwar für den Betreffenden, und darauf kommt es ja an. Es kommt ja nicht so sehr darauf an, daß wir ihm Deutungen an den Kopf schmeißen, dauernd, sondern mit den Deutungen sollten wir verdammt sparsam umgehen, aus genau dem gleichen Grund, den du vorhin genannt hast, daß nämlich Deutungen sinnlos verpuffen, wenn sie nicht wirklich angenommen werden können, wenn sie nicht aufgenommen werden können. Und damit manchmal sogar den Gegeneffekt haben: Verhärtung des Widerstandes. Sondern daß es genau darum geht, den Betreffenden hier entweder auf eine Deutung vorzubereiten oder sogar, was also das günstigste ist, ihn selber zu seiner eigenen Deutung zu bringen, die manchmal für einen Analytiker verblüffend sein kann. Ja, jetzt müßten eigentlich Fragen kommen. . .

Jan: „Mich würde noch einmal interessieren das Verhältnis von Intuition und theoretischem Hintergrund. . . also beim Analytiker. Wenn Du also sagst, das Entscheidende ist, innerhalb der analytischen Situation die Fragen zu stellen, also über die Widerstände zu reden, die sich innerhalb der analytischen Situation ergeben, dann schließt das ja ein, daß man über die Widerstände zu den wichtigeren Sachen kommt.“

Hans-Werner: „Eben. Denn die Widerstände haben ja eine wichtige Funktion. Man kann es auch nicht dabei belassen, indem man sagt, 'da ist jetzt ein Widerstand'. Man muß also versuchen, den Widerstand zu begreifen. Natürlich kann man den Betreffenden zunächst mal darauf hinweisen, etwa: 'Da glaube ich, hast Du jetzt einen Widerstand', um dann also ihn schon mal darauf aufmerksam zu machen, zu schauen wie er darauf reagiert, was ihn aber nicht davon enthebt, ihn herausfinden zu müssen, dort, wo gerade dieser Widerstand beruht. Und gerade an erster Stelle eben die Bearbeitung dieses besonderen Widerstandes zu stehen hat.“

Jan: „Ja, noch eine Sache, auf die wir selbst schon ziemlich konkret gestoßen sind: Ich kann mich genau bei mir daran erinnern, daß ich also unglaubliche Widerstände hatte, konkrete Sachen zu erzählen, die aktuell sind. Wenn was passiert, wenn sich was irgendwie auf Personen hier bezieht, und dann, daß ich also sehr viel weniger davon spüre, wenn ich irgend'ne Geschichte erzähle.“

Hans-Werner: „Meine Faustregel Nummer Eins, die ich also versucht habe hier aufzuzeigen, war die, immer wieder den Zusammenhang, den Bezug zum Verhältnis in der analytischen Situation herzustellen. Das hilft Euch tatsächlich, ihr werdet das merken, wenn ihr das konsequent macht, daß Euch das selbst über Unsicherheiten und Schwierigkeiten hinweghilft, die also das Verstehen, das weitergehende Verstehen des Betreffenden unmöglich macht, bzw. eine theoretische Unsicherheit. Daß Ihr Euch immer wieder daran haltet, 'wie verhält er sich jetzt', das Material, das dann kommt, danach auswählt. Sodaß Ihr ihm auf diese Weise, indem dieser Bezug hergestellt wird, ihm auch immer wieder dazu verhilft, gerade an dieser Stelle etwas tiefer zu steigen. Denn, wie gesagt, das geheime Motiv, das ich hier sehe, habe ich eben angedeutet: Also ich kann mich nicht hingeben, weil ich Angst habe, Euch zu verletzen und dadurch selber verletzt zu werden. Das steht natürlich dahinter, ich muß also immer sehr suchen, daß mir etwas einfällt, um Euch zufrieden zu stellen. Und wenn man den Widerstand an dieser Stelle anspricht, er sich vielleicht zunächst verstärkt, was aber ein Zeichen dafür ist, daß man tatsächlich hier etwas Wichtiges getroffen hat. Aber dann kommen auch Einfälle zu genau diesem Widerstand, Einfälle, die also dann die aktuelle Situation oder die Kindheits-situation betreffen, die man wiederum dann aufnehmen kann. Das ist dann wie ein roter Faden, an dem man sich entlang tastet, um das Ganze also etwas zu verbreitern, diese kleine Öffnung, die man da geschaffen hat, zu vergrößern, sodaß aus dieser Quelle dann auch tatsächlich wichtiges Material fließt. Denn dieses Verhalten ist ja nicht grundlos, es hat eine Funktion, einen Sinn.“

Eike: „Was wir aber jetzt noch diskutieren könnten, wäre die prinzipiell anders geartete Struktur unserer Sitzungen, was ja erheblich beiträgt zu unseren Schwierigkeiten. Daß also hier nicht einer ist, der sich konzentriert, sondern viele.“

Hans-Werner: „Ich wollte zunächst noch zu einem anderen Punkt etwas sagen, der also auch noch mit dem ersten in Verbindung steht. Ich komme gleich darauf.

Ich glaube also, so abstrakt das Euch auch zunächst noch erscheint, man muß doch darauf hinweisen, damit Ihr das in der Situation selber in der Praxis wiedererkennt und dann auch praktisch begreift. Das ist die Behandlung von Traummaterial, was mir bei dem langen Traum von Jan sehr deutlich wurde. Daß also gerade lange Träume nicht geprägt sind von einem einzigen Motiv, daß solche Träume bereits eine Verarbeitung darstellen, wobei also hier die verschiedensten Motive und Triebregungen aufeinandertreffen und diese Verarbeitung schaffen. Man spricht hier von der Überdeterminiertheit des Traumes, die meistens gegeben ist, sodaß man also nicht daraufhinarbeiten sollten, wie das hier geschehen ist, was hat dieser Traum für einen Sinn. D e n Sinn des Traums gibt es nicht. Sondern es gibt ja eine ganz bestimmte Konfliktlage, die sich darin widerspiegelt, und die dann verarbeitet wird, sich mit anderen Konflikten verbindet, die damit im Zusammenhang stehen usw. Praktische Nutzanzwendung daraus ist: Zunächst einmal schauen, welches Traumstück verbindet sich am besten mit der konkreten Situation, mit der aktuellen Situation. Zweitens, allgemein gesagt: Daß man die Träume zergliedern muß, zerlegen muß in ihre einzelnen Bestandteile. Daß man beispielsweise durchaus den ganzen Traum erzählen lassen kann, aber dann meist hergehen muß und sagen: 'Jetzt erzähl die und die Stelle nochmal, schau mal, was Dir dazu einfällt'. Oder sogar lediglich ein Symbol herausgreift, das darin auffällt, was also aus dem Traumzusammenhang heraus nicht ohne weiteres verständlich ist, aber von seinem Symbolcharakter irgendwie Bedeutung zu haben scheint.

Wie beispielsweise bei Eberhard gestern das Becken und die Uhr. Man sollte das nicht tun, daß man sagt, das ist ein Symbol da und dafür. Damit wird überhaupt nichts einsichtig. Und wenn ich das jetzt mal tue, dann nicht, um etwas bei Dir zu klären, sondern nur um zu demonstrieren, was also assoziativ für mich auftauchte: Das Becken – ich glaube, wenn Du assoziieren würdest, kämst Du in die gleiche Richtung – auf ein weibliches Sexualsymbol. Während die Armbanduhr – ebenfalls assoziativ: Zeitmesser usw. – ein männliches Sexualsymbol ist. Ich will damit bloß mal demonstrieren,

wie man einzelne Teile herausgreifen muß, um sie in einen neuen Zusammenhang zu bringen, sie also aus dem Zusammenhang des Traums herauslösen muß, damit dazu weitere Einfälle kommen, nämlich die Einfälle eigentlich, oder Einfälle in die Richtung, aus der eben der Traum gekommen ist, das Traumstück vielmehr, das in diese Verarbeitung eingeschlossen ist. Verstehst Du, Eike, worauf ich hinauswollte mit dieser Traumzergliederung? ”

Eike: „Es ist so, wir haben das alles schon gemacht, aber alles völlig unsicher und völlig unsystematisch. Also der Traum, in dem der Hund auftaucht bei Eberhard, war auch ein sehr langer Traum, wo wir eigentlich alles beiseite gelassen haben, mit Ausnahme dieses kurzen Bruchstücks. Und das hat sich ja auch als das Entscheidende erwiesen. Aber wir sind alle sehr unsicher, lassen das also alles ganz schnell wieder fallen und fliegen rein auf neues Material.“

Hans-Werner: „Ja, und hier kommt, glaube ich, das ins Spiel, was ihr vorhin aussprach: Die Situation, daß also hier fünf Leute sitzen, denen allen etwas einfällt und verschiedenes einfällt. Wobei mir auffällt, daß dann das Unsicherheitsmoment bei den Einzelnen verstärkt wird, und was dann als Eingreifen kommt von den Einzelnen – meist, nicht immer, es gibt auch Gegenbeispiele, aber meist verdammt rational geprägt ist. Es ist so, als würde man mit dem Betreffenden diskutieren wollen, als würde man jetzt einen Diskussionsbeitrag liefern, worauf der zu reagieren hat, und spricht damit genau auch wiederum diese rationale Abwehr an, bei dem Betreffenden, daß er eben auch so drauf reagiert.

Eberhard hat mir gestern davon erzählt, was auch Ausdruck davon ist. Daß krüpfte sich daran an, daß er mich gefragt hatte, warum ich denn nichts gesagt hätte, ihn nicht gefragt hätte, ich habe das begründet. Und ihm dann einfiel, daß er auch bei anderen, wenn sie gefragt hätten, Jan und so, plötzlich emotional sich ärgerte. Und ich ihn dann fragte: 'Ja, Mensch die Grundregel ist doch: Alles Aussprechen, warum hast Du das dann nicht gesagt?' Und seine Begründung hieß dann: 'Ja, ich habe dann gehört auf die Frage, was er mich fragt, und habe dann den Ärger darüber wieder vergessen.' Das heißt also erstens: Man muß sich bemühen, sich auf einer Ebene heranzutasten an den Betreffenden, die unterhalb des rationalen Ansprechens ist. Wobei es sogar manchmal direkt auf jedes Wort

ankommt. Weil es darum geht, seine Worte so zu formulieren, seine Stimmelage so zu handhaben, daß man das Unbewußte des Betreffenden erreicht, und nicht an der intellektuellen Schwelle der Aufnahme steckenbleibt. Das heißt also beispielsweise, daß man langsam sprechen muß, nicht einfach so heraussprudeln, daß man selber ein bißchen auswählen muß, mehr nach dem bildhaften, als nach dem abstrakten Wort hin. Daß heißt, ein Wort, das gleichzeitig einen bildhaften Charakter hat, ist immer das bessere, spricht immer mehr Gefühl, das Unbewußte an, als ein reizloses abstraktes Wort. Also, bei Euch war es manchmal so – nach meiner Erinnerung – daß gefragt wurde, als wär das ein theoretischer Gesichtspunkt, den man zu überprüfen hätte.

Aber hier wollte ich einen Vorschlag machen, der glaube ich wichtig ist. Und zwar den Vorschlag, daß nicht mehr, wie bisher, die Gruppe als Ganzes jeden Einzelnen analysiert, sondern daß das zwar weiterhin in der Gruppe stattfindet, aber jeweils einer von Euch sich mit einem ganz bestimmten anderen in Beziehung setzt und hier die Leitung der Analyse übernimmt. Wobei die anderen lediglich Kontrollinstanz sind. Ich will das begründen mit dieser Unsicherheit, die einerseits Ihr beschrieben habt, andererseits mir aufgefallen ist. Sie wird meiner Meinung nach dadurch verstärkt, daß hier der eine oder andere . . . na, ihm fällt etwas auf, jetzt weiß er nicht genau, paßt das oder paßt das nicht, der andere weiß wieder etwas anderes usw. Daß heißt also, daß hier Unsicherheiten verstärkt werden, die sich dann genauso auswirken, wie ich es eben zu beschreiben versucht habe, daß das Ganze also einen einzel-rationalen Charakter beibehält, während es hier darauf ankommt, sich in etwas intuitiverer Weise mit dem, der da analysiert wird, in Beziehung zu setzen. Also ist hier wichtig ein gewisses Herantasten. Man muß manchmal im Fluß des Fragens bleiben, um überhaupt festzustellen, wohin die Sache läuft, damit sich auch bei sich selber die Sache reproduzieren kann, assoziativ, intuitiv, sodaß das innere Bild von dem Analysanden sich bei sich selber in irgendeiner Weise reproduziert. Daß man also dann bei sich selber plötzlich Empfindungen, Assoziationen entwickelt, die man so gar nicht entwickeln kann, die einem dann wieder weiterhelfen zum Verstehen des Betreffenden, worauf wieder neue Fragen, neue Hilfsmittel geboren werden. Ehe Ihr Eure Widerstände dagegen verbalisiert, will ich nochmal an einem Beispiel aufzeigen,

auf welche diffizilen Dinge es hier ankommt. Ich habe meine allererste Groß-Sitzung gemacht mit Marion. Ich hatte mir eine Sonnenbrille aufgesetzt. Das rationale Motiv dafür war, daß mir hier durch die Abschirmung nach Außen die Introspektion, die Einsicht nach innen besser gelingen würde. Das war natürlich zweifellos ne Rationalisierung und das hat Marion auch intuitiv begriffen. Sie ging aber nun nicht her und nahm sie mir einfach weg, sondern sie hatte eine ganz zarte und behutsame Art, nach einer bestimmten Zeit mir die Brille abzunehmen, wogegen ich überhaupt nichts machen konnte. Das war also geprägt von einer gleichzeitig liebevollen Art, und ich glaube, daß das mit ein ganz entscheidendes auslösendes Moment war; daß ich plötzlich regredieren konnte, mich öffnen konnte, etwas erleben konnte, und sie in dieser Situation als Mutterfigur annehmen konnte, wobei ich sagen muß, daß hier bei ihr – genau wahrscheinlich wie heute – nicht eine große theoretische Einsicht dahinter stand, sondern ein intuitives Erfassen, von dem aus was vor sich ging, und auch hier das bei ihr auf eine gewisse intuitive Fähigkeit stieß, diese Mutterrolle anzunehmen. Und mir dabei zu helfen, diese Regression durchzumachen, zu vollziehen. Das heißt, es handelt sich hier um eine – einzeln betrachtet – völlig belanglose Handlung, die aber für die Sitzung selber einen ungeheuren Symbolcharakter hatte. Und das ist ein Beispiel dafür, was für Feinheiten im Spiel sein müssen, im Sich-Herantasten; daß man hier intuitive Fähigkeiten entwickeln muß, die in einer großen Gruppensitzung, wo jeder etwas zum besten gibt, wahrscheinlich gehemmt werden. Wobei noch hinzukommt, daß hier Übertragungen zwar laufen – es ist einwandfrei feststellbar, daß hier dauernd Übertragungen im Spiel sind, genau wie auch außerhalb der Analyse – daß sie sich aber nicht so gut kontrollieren lassen und damit benutzbar gemacht werden können, als wenn es sich hier um eine einzelne Person handelt, die jetzt – sagen wir mal – eine gewisse Führungsrolle übernimmt und die anderen lediglich als Kontrollinstanz hinter ihm stehen; die also entweder hinterher etwas mit ihm durchsprechen, von dem sie meinen, daß es falsch gewesen sei oder so, sodaß man sich hier gemeinsam darüber klar werden kann; oder aber durchaus auch mal – wenn das unumgänglich erscheint – eingreifen aber sich sonst weitgehend im Hintergrund passiv verhalten.

Und ich könnte mir vorstellen, daß hier durchaus Paarbildungen möglich werden, die diese Arbeit intensivieren würden, wobei ich ausgehen würde von der Voraussetzung einer bestimmten Sympathie."

Jan: „Mir ist das selbst schon ziemlich oft eingefallen als Möglichkeit und nicht nur als Möglichkeit, sondern auch als so eine sich langsam einspielende Sache, die eigentlich schon besteht. Das ist ziemlich deutlich, daß bestimmte Leute gerade dann besonders aktiv sind, wenn ein bestimmter Analysand ist. Eine Sache finde ich allerdings problematisch: Das ist die Tatsache, daß die ganze Gruppe als Analytiker auftritt – was eigentlich auch nie der Fall ist, weil immer nur einige aktiv sind – daß das für die, die es machen, einen Lernprozeß darstellt, der in dem Zusammenhang wenigstens als eine praktische Erfahrung wegfällt, wenn man nur nachträglich darüber redet, und dann einer sagt: Ja, Du hättest es so machen sollen. Gerade, wenn man selbst sich beteiligt, stellt man fest, daß in dem Augenblick, in dem jemand anders ansetzt, vielleicht in einer anderen Weise, an einem anderen Punkt, mit etwas mehr Einfühlungsvermögen usw. Man kann daran dann selbst seine eigenen Fehler praktisch erkennen."

Hans-Werner: „Ja, bloß das Problem ist ja hier, daß Ihr euch gegenseitig ein wenig sozusagen ins Handwerk pfuscht. Das Ganze nimmt dann ein bißchen den Charakter von Herumstochern an: 'der eine stochert hier, der andere stochert da, und das ganze setzt dann bei dem Analysanden selber nichts in Gang. Auch wenn der Betreffende, der die Analytikerfunktion wahrnimmt, zunächst mal falsch liegt, und sich das herausstellt, dann wird sich auch bei ihm ein Lernprozeß in Gang setzen, von dem Du sprichst. Aber gerade diese Notwendigkeit, hier eine etwas aktivere und kontinuierlichere Funktion zu übernehmen, wird auch in ihm selber etwas in Gang setzen, was hier auch im averbalen Bereich zunächst eine gewisse Grundlage schafft für die Beziehung, von der aus der dann fähiger wird, die Prozesse nachzuvollziehen, die in dem Betreffenden laufen oder nicht laufen, gehemmt werden."

Ich meine, daß auch vom Analytiker in der analytischen Situation eine gewisse Regression gefordert ist, und zwar natürlich auch in einer anderen Weise als beim Analysanden, denn beim Analytiker

kommt es nicht darauf an, daß er seine Probleme hier agiert und erlebt, sondern eine Regression in der Weise, daß er also selbst wekommt von dem rein intellektuellen und rationalen Verstehen, hin zu einer Beziehung, die darunter liegt, allerdings noch eine Kontrolle ermöglicht von dem, was bei ihm selber läuft, und von dem, was bei dem anderen läuft. Ich meine eine Regression in dem Sinne, daß er wekommt von dem Sich-krampfhaft-Überlegen: Ja, was ist denn nun, und könnte das so sein; was immer bloß ganz verstandesgemäß ist und jede intuitive Fähigkeit bei ihm an ihrer Entfaltung behindert. . .

Es kommt ja dann dazu, daß sich langsam aus den eigenen Vorstellungen, die man von dem Betreffenden hat, aus dem Material, daß sich einstellt, so etwas wie ein Modell herausbildet von dem Betreffenden, ein Modell von dessen Problematik. Es ist also so, daß man jetzt nicht mehr an die große Theorie denkt: „Also da muß ich jetzt mal nachschlagen, was der Reich über Anal-Charakter-Fixierungen schreibt" oder so – sondern, daß sich ein gewisses Modell bildet von dem Betreffenden und seiner Problematik, von dem man immer wieder ausgeht, auf das man zurückgreift und das sich ständig ergänzt und erweitert. . .

Ich würde sagen: Falls Ihr Euch fähig fühlt, das heißt, Eurer eigenen Problematik sicher seid, ist nichts grundsätzlich dagegen einzuwenden, daß Analytiker und Analysand gleichzeitig ein Verhältnis haben. Aber das ist eben die entscheidende Frage. Und hier, glaube ich, seid Ihr alle noch viel zu aufgerissen, um das wirklich bewerkstelligen zu können."

Eike: „Es kommt mir fast so vor, als wenn die Abneigung, sich sozusagen einem Einzigen da anzuvertrauen, damit zusammenhängt, daß man glaubt, man sei noch sicherer, wenn die anderen da sind. Daß man von den einzelnen Individuen her einfach nicht die Sicherheit erwartet, die Voraussetzung dafür wäre, daß man sich ihm alleine so restlos hingeben kann. Und daß die anderen notwendig sind, weil man immer die Idee hat, ja, wenn die anderen da sind, dann kann er Dir nichts oder nichts Schlimmes antun, dadurch, daß Du Deine innersten Sachen da preisgibst. Und daß diese „moralische Steuerung", wie das bei Reich genannt wird, bei uns natürlich die

maßgebende ist – das dürfte ja wohl jedem einleuchten. Daß wir immer einem guten Teil unserer Aggressionen und Emotionen nur deshalb keinen freien Lauf lassen, weil die anderen dabei sind, was wir mit Sicherheit tun würden, wenn wir alleine wären.“

Hans-Werner: „Du sprachst von Sicherheit und Unsicherheit. Das heißt, daß man hier auch wieder einen Anlaß findet für das Funktionieren der Abwehr. Die anderen sind alle da, kann ich mich vor allen fallen lassen, denn mit denen will ich ja wieder zusammenleben: also das soziale Motiv; Zweitens kann ich mich ja sozusagen von einem zum anderen flüchten, wenn mir einer mit seinem Eingreifen so blöd kommt, daß mich das tangiert, dann kann ich ja ausweichen auf andere. Und das ist ja ein Punkt, den ich meinte bei den unkontrollierten Übertragungen.“

Marion: „Wir haben uns überlegt, ob wir uns nach den Sitzungen unter Ausschluß der Analysanden zusammensetzen, um zu bereden, was in der Sitzung passierte. Diese Verunsicherung, was passiert, wenn ich hier meinen Emotionen freien Lauf lasse, was wird aus unserem Zusammenleben – das macht es natürlich sehr einfach, das als Rationalisierung zu benutzen, da es tatsächlich so ist, daß in unserem Zusammenleben manchmal Sachen rauskommen, Aggressionen oder irgendwelche Emotionen, die nicht ganz passen, und die auch nicht eingeordnet werden als die Äußerungen eines Individuums mit der und der Problematik, sondern die verletzen oder weh tun, oder die anderen sonst unangenehm berühren. Und daß diese nachträglichen Gespräche über die Sitzungen vielleicht doch etwas von dieser Unsicherheit beseitigen können, daß man den anderen in seinen täglichen Äußerungen besser als das Individuum mit der und der Problematik begreifen kann. Und das kann dann auch vielleicht Konsequenzen haben für die Widerstände, die einen daran hindern, irgendwelche Emotionen zu äußern.“

(Ende des Diskussionsprotokolls)

Wie haben die meisten der Vorschläge, die wir mit Hans-Werner diskutiert haben, sofort in die Praxis umgesetzt. Die bisherige Form der Reihenanalyse wurde also abgelöst durch eine Art Einzelanalyse in der Gruppe. Um zu verstehen, warum es Hans-Werner scheinbar so leicht

fiel, unsere Widerstände gegen die von ihm vorgeschlagene Form zu überwinden, uns zu verlocken, die Analyse immer weiter auszudehnen, und schließlich für kurze Zeit zur totalen Beschäftigung zu machen, muß man noch einmal an unsere Situation erinnern, als Hans-Werner uns besuchte.

Wir waren gescheitert beim Versuch, eine kollektive politische Tätigkeit zu entwickeln. Wir hatten uns immer mehr in die interindividuellen Schwierigkeiten verstrickt, denen das objektive Gegengewicht einer gemeinsamen politischen Praxis fehlte. Die sinnvolle Alternative zu dem Versuch, die individuellen Arbeitshemmungen mithilfe individual-analytischer Methoden abzubauen, hätte damals eigentlich nur lauten können, die Kommune 2 aufzulösen. Darum blieben wir trotz aller Schwierigkeiten zusammen und griffen gegen unsere theoretische Ansicht nach dem Rettungstau, das uns scheinbar von Hans-Werner zugeworfen wurde.

Es scheint, daß wir vor der Konsequenz, damals auseinanderzugehen aus drei Gründen zurückscheuten: Erstens hatte sich zweifellos eine gewisse libidinöse Bindung aneinander eingestellt, die aber sehr ambivalent war. Zweitens glaubten wir im Bewußtsein unseres avantgardistischen Experiments nicht einfach aufgeben zu sollen, sondern mühten uns weiter, Methoden zu finden, die das Modell „Kommune“ zu einer wirklichen Alternative zum Familien- oder Einzeldasein machen konnten. Drittens, das scheint der wichtigste Punkt, gab es damals noch kaum in Ansätzen eine politische Praxis, deren Kontinuität und Verbindlichkeit ein allnäherliches Aufgehen rein individuell-bürgerlicher Probleme in der gemeinsamen Arbeit erlaubt hätte. Wären wir damals auseinandergegangen, hätten wir kaum eine andere Wahl gehabt, als wie früher individuell zu leben, oder eine neue Kommune mit ähnlich zufälliger Besetzung zu bilden.

Als der Nothelfer Hans-Werner nach Berlin kam, hatte die antiautoritäre Phase der linken Bewegung gerade ihren Höhepunkt im Internationalen Vietnamkongress erreicht. Es war – zumindest für Westberlin, wie sich später herausstellte – auch gleichzeitig eine Wende zu einer immer stärker werdenden Orientierung auf die Mobilisierung der Arbeiter hin. Noch einmal hatte das romantische Dekor der studentischen Massenversammlungen und der emotionale Apell die Bühne der linken

Politik gefüllt. Es war fast wie ein symbolisches Zusammentreffen: Während im Audimax der Technischen Universität eine vorwiegend noch studentische Versammlung den Apell zu internationaler Solidarität nur als romantische Identifikation mit Guerillas und noch nicht mit einer kämpfenden Arbeiterklasse auffassen konnte, boten wir im Foyer die von uns gedruckte und eingeleitete Vera-Schmidt-Broschüre feil, in der wir versuchten, Praxismöglichkeiten anzudeuten, die aus unseren unmittelbaren Problemen und Interessen – der Kindererziehung – erwachsen.

Wenige Monate nach dem Kongreß wurden in den Kinderläden, in den Basisgruppen die ersten Schritte getan, um tendenziell klassenkämpferische Fragen organisiert mit der Erörterung individueller Probleme zu verbinden und damit die Isolation und falsche Individualität der Genossen aufzuheben.

4. Analyse und Zusammenleben

Veränderung in der Praxis unserer Gruppenanalyse

Wir haben den Vorschlag von Hans-Werner aufgegriffen und feste Analytiker-Analysanden-Paare gebildet. Bei der Aufteilung dieser Paare traten keine Schwierigkeiten auf. Denn schon während der Reihenanalyse hatten wir festgestellt, daß jeder von uns einen bestimmten als Analytiker vorzog und dieser auch regelmäßig am meisten engagiert war, indem er am häufigsten eingriff.

Die Besprechungen im Anschluß an jede Sitzung wurden uns immer wichtiger. Dadurch hatten wir zum ersten Mal ein Mittel, durch Kritik und Selbstkritik die inhaltliche Kontinuität der einzelnen Stunden herzustellen: Die drei nicht unmittelbar Beteiligten besprachen mit dem Analytiker zusammen noch einmal den Ablauf der Sitzung anhand der (möglichst) vollständigen Protokolle. Dabei konnten sie ihn auf Stellen hinweisen, wo er ihrer Meinung nach nicht richtig reagiert hatte, weil seine eigene Problematik mit ins Spiel kam. Auf der anderen Seite hatte der Analytiker Gelegenheit, seine eigenen Unsicherheiten mit den anderen zusammen noch einmal durchzusprechen. Deshalb war es auch wichtig, darauf zu bestehen, daß der Analysand bei diesen Gesprächen

nicht dabei sein durfte. Das hat am Anfang auch nie zu Komplikationen geführt. Wenn an bestimmten Stellen der Analyse doch der Wunsch auftauchte, dabei zu sein, haben wir meist zunächst ohne den Analysanden diskutiert und dann noch einmal mit ihm zusammen über die Sitzung gesprochen, um ihm die Angst zu nehmen, es würde über ihn hinter seinem Rücken „verhandelt.“

Den Unterschied zur vorhergehenden Reihenanalyse kann man überspitzt so darstellen: Während wir vorher nur Analysanden waren und auch alle nur sein wollten, mußten wir uns jetzt auch gründlich mit der Rolle des Analytikers auseinandersetzen. Für die neue Analyseform mußten wir ziemlich viel Zeit und Energie aufwenden. Konnten wir früher drei Sitzungen an einem Vormittag oder Abend hintereinander machen, weil wir die Dauer von einer Stunde genau einhielten, hielten wir uns jetzt nur ungefähr an die Uhrzeit und versuchten, den Analysanden am Schluß behutsam aus der Regression in die Realität zurückzuführen. Mit der anschließenden Kontrolldiskussion dauerte eine Sitzung meistens eineinhalb Stunden. Wir waren aber dann von der großen Konzentration so erschöpft, daß wir unmöglich sofort weitermachen konnten. Tage, an denen wir drei Analysesitzungen hatten, waren dadurch vollkommen ausgefüllt. Häufig kamen wir an solchen Tagen erst spät nachts mit anderen Leuten zusammen. Mit dieser Intensität – sechs bis acht Sitzungen in der Woche – haben wir unsere neue Form der Analyse den ganzen Monat März hindurch betrieben.

In unserer Bereitschaft, soviel Energie für die gemeinsame Praxis einzusetzen, zeigte sich deutlich der Einfluß, den die Auseinandersetzung mit Hans-Werner gehabt hat. Entscheidende Barrieren, die uns daran gehindert hatten, den Weg zur Reihenanalyse konsequent fortzusetzen, waren in den Diskussionen mit ihm gefallen:

Erste Barriere: Verbindung von Analyse und Zusammenleben.

Wir waren in unseren bisherigen Versuchen, die auftauchenden Konflikte zu bearbeiten, davon ausgegangen, daß eine erfolgreiche Analyse mit Leuten, mit denen man zusammenlebt, undenkbar sei. Zwar hatten wir schon einiges über das Phänomen der Gegenübertragung gelesen, waren aber der Ansicht, daß der Analytiker sich neutral

verhalten müsse, d.h. ohne eigne affektive Beteiligung. Aufgrund der Einführung des Begriffs der „Alternativverfahren“ in die Diskussion haben wir diese Bedenken fallengelassen. Wir konnten uns dabei auch auf anerkannte Autoritäten berufen, als wir dem Problem auf Hans-Werners Anregung hin nachgingen. F e r e n z i beschreibt in seinem Vortrag „Kinderanalyse mit Erwachsenen“ eine neue Technik, die er „Spielanalyse“ nennt:

„Das Verfahren, das ich meinen Analysanden gegenüber anwende, kann man mit Recht eine Verzärtelung nennen...“

Es ist für die Analyse von Vorteil, wenn es dem Analytiker gelingt, mit nahezu grenzenloser Geduld, Verständnis, Wohlwollen und Freundlichkeit dem Patienten soweit als möglich entgegenzukommen. Man schafft sich so einen Fond, auf den gestützt man die früher oder später unvermeidlichen Konflikte mit Aussicht auf Versöhnung auskämpfen kann. Der Patient wird dann unser Benehmen als Kontrast zu den Erlebnissen in der wirklichen Familie empfinden, und da er sich nun vor der Wiederholung geschützt weiß, getraut er sich, in die Reproduktion der unlustvollen Vergangenheit zu versinken.“

(Werke, Band III, S. 503 und 498)

Zweite Barriere: Fehlende Ausbildung

Wir waren immer davon ausgegangen, daß ein Analytiker eine gründliche theoretische und praktische Ausbildung und eine Lehranalyse zur Aufhebung seiner eigenen Verdrängungen braucht.

Die Diskussionen mit Hans-Werner und das Beispiel der Sitzungen, die er mit uns zusammen durchführte, überzeugten uns davon, daß nicht so sehr das Studieren bestimmter Fähigkeiten entscheidet, sondern die Entwicklung einer Sensibilität, eines emotionalen Kontakts zu anderen, der Möglichkeit, auf seine Affektlage einzugehen. Die Voraussetzungen für diese Sensibilisierung waren durch unser langes intensives Zusammenleben und die Kommunesitzungen teilweise gegeben.

Die Angst davor, sich Laienanalytikern preiszugeben, wich der Überzeugung, daß eine erfolgreiche Analyse, die an die entscheidenden Verdrängungen herangeht, sich erst in dem Maße entwickeln kann, in

dem der Kontakt sich auf einer breiten emotionalen Grundlage hergestellt hat.

Dritte Barriere: Angst davor, mit der Lösung therapeutischer Probleme alleine auf die Mitglieder der Gruppe angewiesen zu sein.

Hans-Werner hatte versprochen, uns weiterzuhelfen, wenn bei der Analyse inhaltliche oder methodische Probleme auftauchten, die wir alleine nicht lösen konnten.

Um zu zeigen, wie sich die neue Form der Analyse in der Gruppe nach dem Einsturz dieser entscheidenden Barrieren entwickelt hat, bringen wir jetzt das vollständige Protokoll einer Sitzung als Beispiel und rekonstruieren anschließend die dazugehörige Nachbesprechung anhand unserer Notizen.

Vorher noch einige Hinweise, die für das Verständnis wichtig sind: Die nicht an der Sitzung direkt Beteiligten hielten sich während der ganzen Stunde zurück, sie sollten auch keine Reaktionen, wie Lachen oder Schnaufen zeigen, selbst wenn sie vom Analysanden direkt angesprochen wurden. Sie saßen etwas abseits und schrieben den genauen Verlauf der Stunde auf. Das war im Gegensatz zu früher leicht geworden, weil die verbalen Äußerungen nicht mehr im Mittelpunkt standen und deshalb bei uns allen viel langsamer geworden waren, oft unterbrochen von Schweigen, Gesten und anderen Affektäußerungen wie Lachen, Weinen, Wegdrehen, den Kopf unter Armen oder Kissen verbergen.

Sitzungsprotokoll vom 28. III. 68 (Eike analysiert Marion)

Marion liegt auf der Matratze, Eike sitzt neben ihr auf dem Bett; Jan, Eberhard und Christel haben sich etwas abseits niedergelassen und schreiben mit.

Marion: „Vorhin bei der Babysache war ich unheimlich aggressiv.“ (Auseinandersetzung mit Eberhard darüber, ob sie ein Kind kriegen soll) „Wie neulich, als Eberhard in der Küche ne kleine Bombe hat fallen lassen, wo wir über eure Abwehr gesprochen haben, und er das in ner Situation brachte, wo man gar nicht drüber sprechen konnte.“

PAUSE

„Arschloch! Hab immer Angst, wenn ich Aggressionen rauslas.
daß Eberhard hinterher geknickt ist...“

PAUSE

„Hat mir sehr geholfen, das so zu sagen. Hab jetzt kei
Aggressionen mehr. In der Analyse, da kann ich das einfach sag
und damit hat sich, und er kann gar nichts drauf sagen.
Wenn das so weitergeht, kriegen wir ne Babykommune...
Quäken...“

Eike: „Quäk mal!“

Marion: „Nee...“

Eike: „Kannst du dir das vorstellen, n Baby zu sein?“

Marion: „Das geht nicht ... Augen verklebt, hier ist es viel zu hell,
brauchte man Uhu-Alleskleber.“

Eike: „Was würde passieren?“

Marion: „Weiß auch nicht. Müßte jemand da sein, der mir die Flasch
gibt oder mich wickelt.“

Eike: „Wer könnte das sein?“

Marion: „Müßte jemand sein, dem man nicht erklären muß, was ma
will. Wo man nichts für tun muß. Der lieb zu einem ist. N' Baby, da
ist ja so klein, das appelliert ja an

PAUSE

N' Baby, das kann man nicht fragen, was es will, da muß man sic
einfühlen

PAUSE

Ja, n Baby, da denk ich nur an ... das fühlt sich unwohl, wenn e
nicht befriedigt wird oder nicht darauf eingegangen wird.“

Eike: „Braucht nichts zu tun...“

Marion: „Und dann muß man auch aufpassen, daß man das Baby nich
überfüttert, wens schreit und was ganz anderes will, Wärme ...“

Eike „Was will es?“

Marion: „Daß mans hochhebt. Das alles warm ist; daß man mit seinem
ganzen Körper diese Wärme aufnehmen kann; oder einfach nur
gucken, wie sich was Buntes vor seinen Augen bewegt. Daß es lernt,
zu gucken und lallt.

Hat mich so wahnsinnig erschreckt: erstes Mädchen, das adoptiert
wurde.

IHRE ERSTE TOCHTER

Als ichs mal wieder sah, starrer Blick, aufgeschwemmt, kaum
Reflexe, starrer Blick, grauenhaft ...

PAUSE RÄUSPERT SICH/SCHLIESST DIE AUGEN

Son Schwachsinn, n Baby dauernd sauber zu machen, so lange es
warm und feucht, dampft, fühlt sichs wohl

PAUSE/SCHLIESST DIE AUGEN/PAUSE

Und wenn mans an der Brust hat, dann saugts sich so fest, daß es viel
mehr als die Warze im Mund hat. Hat mich immer erregt, wenn ich
die Grischa gestillt hab, wollt ich viel länger machen.“

Eike: „Kannst du dir das noch mal vorstellen, wie das wäre, wenn du
das jetzt machen würdest?“

Marion: „...son Gefühl des Sichstießenlassens, daß alles so wegströmt,
von einem, das spürt man im ganzen Körper.“

Eike: „Muß man was dabei tun?“

Marion: „Eigentlich nicht, höchstens mal drücken am Anfang, sonst
nicht. Im Gegenteil, da ist man ganz entspannt und ...“

Eike: „Produziert doch was ...“

Marion: „Ja, aber der Körper, auf den man relativ wenig Einfluß hat ...
nee, ich weiß nicht, an Produzieren hab ich da gar nicht gedacht...
PAUSE/HUSTEN/AUGEN AUF

...ich versuch mich gerade zu erinnern. Irgendwie hat mich das
ziemlich gestört, als ich am Anfang zu viel Milch hatte, und die mit
irgendso einer Apparatur herausgeholt werden mußte ...“

Eike: „Fällt dir was zu Apparatur ein?“

Marion: LACHT/NIMMT DEN ARM ÜBER DIE AUGEN/DREHT SICH WEG

Nein!“

WIRD ROT

Eike: „Nein heißt ja!“

Marion: „Aber das sag ich nie;

LACHT LAUT

sonst sind wieder die Aha-Psychologen am Werk.“

Eike: „Wer sind denn die Aha-Psychologen?“

Marion: „Ihr alle. Nee, das ‚Produzieren‘ vorhin hat mich gestört. Mir fiel ein, daß der Geburtsakt selbst so war. Daß die Geburt nem Orgasmus entspricht - einleuchtende Vorstellung - ne Sekunde lang, wenn das Baby rauskommt, hat man was dran.

Und als du das mit der Apparatur sagtest, fiel mir ein:

Gerät aus Gummi, das sich Frauen umschnallen, damit sie n Pimmel haben. Grauenhaft! Da sind so viele Bänder dran.“

Eike: „Findest du n richtigen Pimmel auch so grauenhaft?“

Marion: „Nee, find ich ganz gut, wenn er an der richtigen Stelle sitzt. Und dann – diese Idioten, da gibts noch so ne Milch, damit das ist, als wenn Samen kommt. Dabei braucht man doch gar keinen Pimmel, wenn man mit ner Frau schläft, also wenn zwei Frauen zusammen schlafen.“

Eike: „Wie ist das?“

Marion: „Weiß nicht, habs noch nicht gemacht.“

Eike: „Kannst du dir nicht mal vorstellen?“

Marion: „Laßt euch doch mal was anderes einfallen! Hab mir das schon vorgestellt. Daß man sich irgendwie ganz viel streichelt. Der Zwang zur genitalen Befriedigung nicht so groß ... an der Stelle, wos angenehm ist, ganz viel berühren.

Da könnte man auch an der Brust saugen.“

LEGT DIE HAND AUF DEN MUND

Eike: „Was mußt du denn verschließen?“

Marion: „Irgendwie dachte ich, daß man nicht mehr rauchen braucht. Wollte eigentlich immer sehr gern mit nem Mädchen schlafen. Hab mir das früher oft vorgestellt: Daß eine den Mann mimt, also aktiv ist, die andere das Weibchen.

Aber jetzt eher son Gleiten, Ineinanderrollen, geschlechtslos fiel mir gerade ein – Quatsch! – son Knäuel fiel mir ein wie ne Kugel, so ganz ineinanderverschlungen. Ja, n Baby ist auch geschlechtslos, erlebt die ganzen Sensationen übern ganzen Körper. Beschissen, daß das beim Menschen so reduziert ist. – Baby kann auch am großen Zeh hutschen, kann ich auch nicht mehr –

Also ich finde, Babies sehr gut, da könnt ihr mir sagen, was ihr wollt. Hab schon überlegt, was ich machen soll, war mit den Pillen etwas unvorsichtig. Und wenn ich eins kriegte das wäre n ernsthafter Konflikt zwischen Realitäts- und Lustprinzip. Das ist paradiesisch – bin n richtiges Muttervieh, grauenhaft

LACHT

aber kann ja auch selbst nicht ganz darin aufgehen, will was anderes machen.“

Eike: „Das kam irgendwie gegen uns gerichtet.“

Marion: „Ja, klar, ihr würdet mir das ausreden wollen, völlig zu Recht – nicht wie bei meiner Fahrt nach München – aber ihr als Vertreter der Realität ...“

Eike: „Beschreib doch mal so einen Vertreter!“

Marion: „Brauch ich ja nur mich zu nehmen. Ist ja ein Teil von mir, versteh ich ja alles. N Teil von mir, der alles zehn mal rumdreht, von allen Seiten begutachtet, und Argumente findet, daß das unvernünftig ist, was n anderer Teil von mir will.“

Eike: „Kennst du so eine Gestalt?“

Marion: „Heidemarie. Ein Idealtyp. Männlich, souverän, sicher, scheinbar sicher, einer gegen den man nicht ankann, der scheinbar recht hat, aber es stimmt nicht, weil er das Gefühl draußen läßt.“

Eike: ... „der recht hat und es stimmt doch nicht...“

Marion: „Ja, das ist so: Auf der einen Seite der Wunsch. Stell ich mir sehr schön vor, wenn ich n Baby kriege – Sehr schön – Laß alle Erfahrungen mit Grischa raus; Angebundensein, das ist das andere: drei bis vier Jahre festgelegt, geringe Bewegungsfreiheit, eingeschränkt vom ganzen Existentiellen her. Etwas, was ich nicht zusammenbringen kann. Diese Vernunftsgründe sind unfähig, den Wunsch zu unterdrücken. Deshalb möchte ich auch sehr gerne wissen, was dieser Wunsch bedeutet.

Es ist nicht so, daß ich in Depressionen ver falle, aber es taucht immer wieder auf.“

Eike: „Um das rauszukriegen, müßten wir erst die Vertreter der Realität zum Teufel jagen.“

Marion: „Ja, ja, für eine Stunde, aber dann muß mans mühsam zusammenbasteln. Und das ist ja das, wofür ich euch sehr dankbar bin.

Der Teil war früher gar nicht so da, ich find das sehr gut.

Ist die Stunde schon rum?

Ich bin ein harter Brocken, nicht? Ich möchte nur nicht, daß du unsicher wirst, manchmal guckst du mich so arm an.

Eike: „Machst dich ganz schön lustig über mich.“

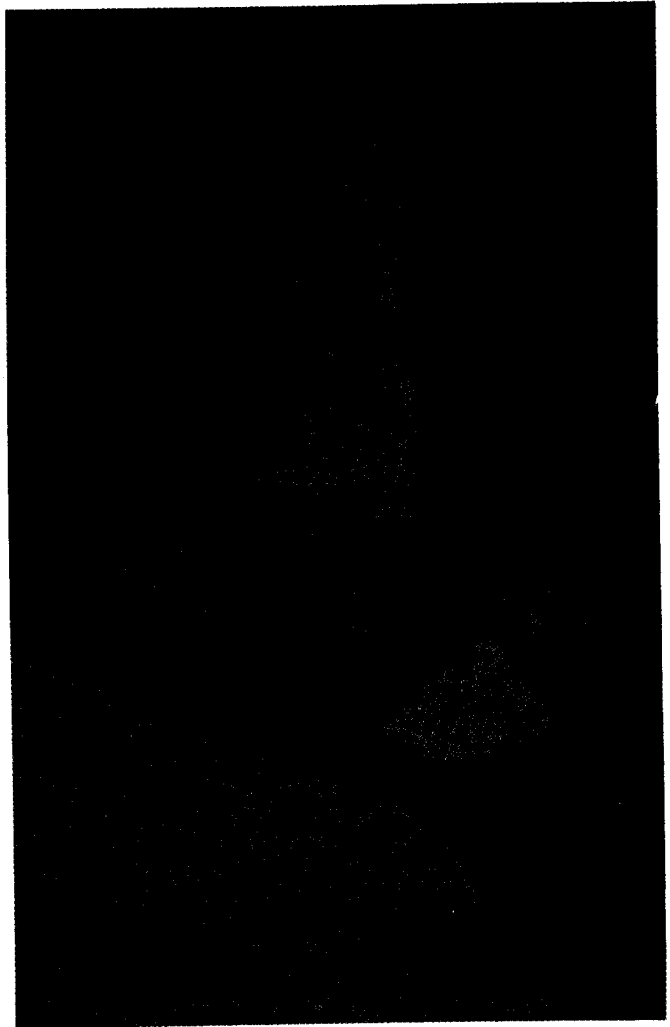
Marion: „Nee, ich möchte nicht, daß es wie letztes Mal wird, tut mir leid.“

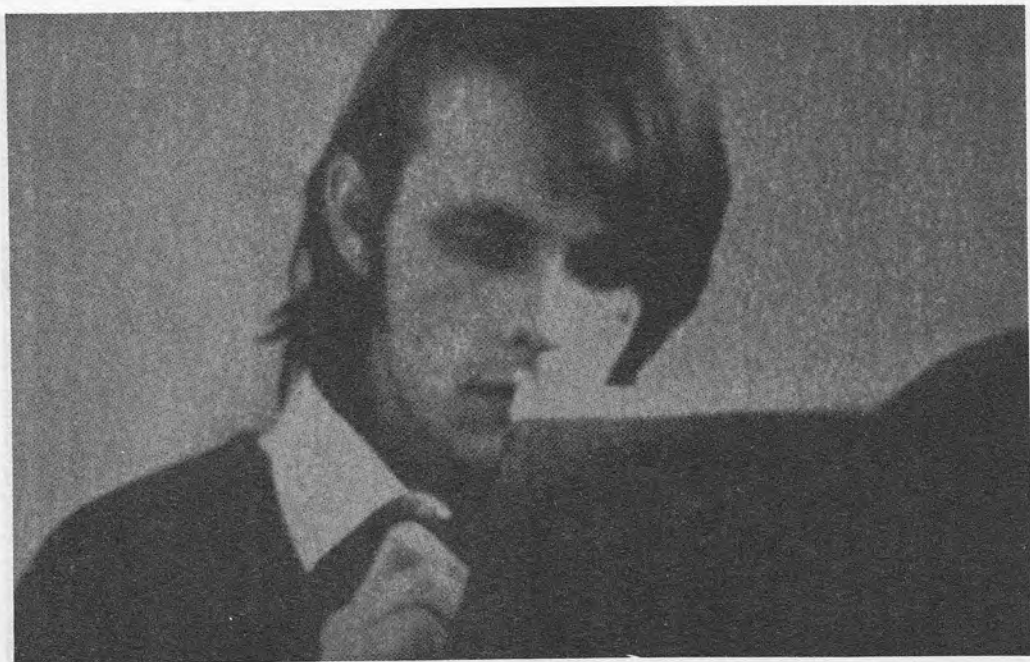
Eike: „Weißt du, woher das kommt heute, daß du meinst, daß ich unsicher bin?“

Marion: „Nee, als du heute sagtest, das mit dem Vertreter der Realität wegbringen.

Vielleicht hab ich Angst, daß es nicht weitergeht, weil du gesagt hast, du schaltest ab, wenn Umwege auftauchen.“

Eike: „Ich geh sehr gern die Umwege mit dir, macht mir vielleicht viel zu viel Spaß.“





Marion: „Analyse ist doch gar nicht so ne ernste Sache durchweg.“

**STEHT LANGSAM AUF UND GEHT AUS DEM ZIMMER/ NACH
NER KURZEN PAUSE FANGEN WIR AN ZU DISKUTIEREN
(Ende der Analysesitzung)**

Rekonstruktion der Nachbesprechung

Als Marion rausgegangen ist, tauschen wir zunächst unseren generellen Eindruck über den Verlauf der Stunde aus. Wir freuen uns sehr darüber, daß heute eine seit langem anstehende Problematik bei Marion durchgebrochen ist (Schwierigkeit der positiven Identifizierung mit der Rolle als Frau; Bruch zwischen ihrem weiblichen Charakterverhalten und ihrem aufgesetzten intellektuellen Leistungsprinzip). In der Analyse ist ein bisher unterdrückter Wunsch, begleitet von sehr positiven Affekten, aufgetreten und gleichzeitig die Instanz in ihr selbst und außerhalb, die diesen Wunsch bisher immer wieder unterdrückt hat: Es erscheint der Konflikt mit dem Männlichkeitswunsch als das, was er für sie immer war: Die Störung der infantilen und später erwachsenen Identität mit ihrer weiblichen Rolle, die den permanenten Druck ausübt, sich anders zu verhalten, als es ihren Bedürfnissen entspricht.

In der Analyse erscheint dieses Problem zunächst auf der infantilen Ebene: ein Baby zu sein, oder eins haben zu wollen. Wir meinten damals, daß der entscheidende nächste Schritt darin liegt, diesen Kinderwunsch zunächst bejahen zu können und darauf aufbauend eine positive Identifizierung mit dem weiblichen Geschlecht zu beginnen.

Anschließend gehen wir anhand der Protokolle die Stunde noch einmal im einzelnen durch. Dabei taucht an zwei Stellen vor allem methodische Kritik auf, die wahrscheinlich auf ein tieferliegendes Problem von Eike – was er selbst einräumt – hinweist. An der Stelle mit den „Aha-Psychologen“ wäre ein direkter Bezug zu ihm selbst als ihrem Analytiker angebracht gewesen; das gleiche gilt für die „Realitätsvertreter“ (Verletzung der Faustregel s.o.). Eike betont seine Unsicherheit an dieser Stelle der Sitzung und bestätigt unsere Vermutung, daß sie mit dem Auftauchen des geschlechtslosen Wesens und der Absage an den Peniswunsch zusammenhängen kann. Wir stellen eine Beziehung zu seiner eigenen Analyse (Vaterproblematik, Kastration) fest.

Im ganzen finden wir, daß Eike sich sehr gut in Marions Affektlage und Assoziationskette eingefühlt hat (z.B. „Nein heißt ja!“ die Frage „Was mußt du denn verschließen?“). Nur einmal ist er mit der Ergänzung: „... produziert doch etwas“ zu weit gegangen; Das Problem ist zwar richtig angesprochen, aber durch „Produzieren“ auf zu hohem Abstraktionsgrad. Wir nehmen uns vor, in der nächsten Stunde auf die Angst vor dem Abbruch der Analyse (vgl. Schluß des Sitzungsprotokolls) und den Analytiker als „Vertreter der Realität“ einzugehen.

Positive Auswirkungen der Analyse auf das Zusammenleben

Mit der neuen Form der Analyse entwickelten wir eine gemeinsame Praxis, die von uns allen als gleich wichtig empfunden wurde, und die wir als Bearbeitung unserer bürgerlich-autoritätshörigen Charakterstruktur verstanden, also langfristig als eine Vorbereitung für effektive politische Arbeit.

Am Beispiel der abgedruckten Sitzung läßt sich zeigen, welche Bedeutung der intensive Analyseversuch für das Zusammenleben der Gruppe hatte.

1. Möglichkeit, Affekte ohne Sanktionen zu äußern.

Am Anfang der Sitzung äußert Marion starke Aggressionen gegen Eberhard. Sie weist selbst darauf hin, wie wohltuend es ist, ein solches Gefühl äußern zu können, ohne Strafe durch Liebesentzug oder Gegenaggressionen befürchten zu müssen. Im Unterschied zu sonst entsteht daraus kein Streit, der sich in gegenseitigen Vorwürfen erschöpft. (Vergleiche die Sitzung über das Zweierverhältnis aus der ersten Phase) Die analytische Situation bietet die Möglichkeit, sofort die hinter der Wut liegende Enttäuschung aufzudecken, auf den unterdrückten Wunsch einzugehen. Das gleiche gilt für positive Gefühle. In der Analyse entstand wiederholt eine Situation, in der der Analytiker den Analysanden tröstete, zu ihm zärtlich war. Hier konnten wir unser Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Zuwendung äußern, untereinander libidinöse Beziehungen entwickeln, was im alltäglichen Zusammenleben immer wieder zu Schwierigkeiten führte. In dieser institutionalisierten Form haben wir also das entwickelt, was wir vorher immer nur abstrakt

fordern oder phantasieren konnten: Eine allgemeine Zärtlichkeit untereinander.

Mit der neuen Form der Analyse haben wir also eine Methode entwickelt, positive und negative Gefühle direkt zu äußern und sie produktiv verarbeiten zu lernen. Dadurch war eine Konfliktentlastung für die Gruppe erreicht, die keine Verschleierung ihrer tiefer liegenden Ursachen oder eine Ableitung nach außen bedeutet hätte, sondern mit dem Durchbrechen der individuellen Affektsperrn gerade eine Bearbeitung ihrer psychischen Ursachen.

2. Sensibilisierung der Alltagsbeziehungen. Die Einzelanalyse in der Gruppe bewirkte nicht nur eine spürbare Entlastung von lähmenden Konflikten. Es entstand eine erotische Atmosphäre, wir haben alle unsere Kontakte aus einem inneren Bedürfnis auf die Mitglieder der Kommune konzentriert. Es entstand eine gelockerte zwanglose Atmosphäre, in der wir unsere neuen Verhaltensformen ansatzweise ausgelebt haben. Wichtig ist vor allem, daß diese neue Stufe der Beziehungen in der Gruppe unmittelbar mit der neuen Analyseform zusammenhängt: Genauso, wie wir in der Analyse allmählich lernten, anders als nur über intellektuellen - sprachlichen - Kontakt miteinander umzugehen, können wir diese vor- und nebensprachlichen Kommunikationsformen in unseren Alltag einbringen.

Es ist schwer, die Erweiterung und Vertiefung unserer gegenseitigen Beziehungen auf dieser Ebene jemandem zu vermitteln, der nicht selbst solche Erfahrungen bewußt gemacht hat. Am ehesten könnte man es mit der Veränderung, die man an sich selbst und anderen beobachtet, vergleichen, besonders in bestimmten Ausnahmesituationen wie Verliebt-Sein, usw.: Man wird beweglicher in seinen Gesten, Körperbewegungen und Handlungen; die Reaktionen erfolgen spontan und gleichzeitig ist der ganze Wahrnehmungsapparat in einen Zustand erhöhter Empfindsamkeit versetzt. In diesem Zustand kann man die Schranken der eigenen Unsicherheit abbauen und erstmals mehr als nur den sprachlich vermittelten Inhalt eines anderen aufnehmen. Man achtet auf seinen Tonfall, die Körperhaltung, den Blick und wird gegenüber den darin enthaltenen Äußerungen aufmerksam. Als Filmaufzeichnungen von unseren Analysesitzungen in Schweden vorgeführt wurden, wollte niemand glauben, daß wir nicht unter dem Einfluß von Drogen gestanden haben.

Der Einbruch kindlicher und gefühlsbetonter Verhaltensweisen, der teilweise Zusammenbruch der individuellen charakterlichen Reaktionsformen war dabei nicht Hindernis, sondern eine wichtige Voraussetzung. Diese Sensibilisierung wurde von uns allen als ungeheure Alternativerfahrung gewertet. Wir lebten in dem Bewußtsein, etwas von der Utopie einer menschlichen sozialen Kommunikation zu erfahren und wollten diese Erfahrung möglichst schnell durch den Abschluß der Analyse sichern und dann an andere weitergeben. Denn die Starrheit und Bewegungslosigkeit der „Umgangsformen“ fiel uns jetzt bei allen Menschen, mit denen wir zu tun hatten als besonders störend auf, und wir sahen eine unmittelbare Beziehung zur Verkrampfung in ihrer politischen Arbeit.

Was dabei passiert ist, kann theoretisch leicht erklärt werden: Wilhelm Reich hat die Methode der Charakteranalyse, die wir zur Grundlage unseres Versuchs gemacht hatten mit der Theorie der „Charakterpanzerung“ erläutert:

„Der Charakter besteht in einer chronischen Veränderung des Ichs, die man als Verhärtung beschreiben möchte. Sie ist die eigentliche Grundlage für das Chronisch-Werden der für die Persönlichkeit charakteristischen Reaktionsweise. Ihr Sinn ist der des Schutzes des Ichs vor äußeren und inneren Gefahren. Als chronisch-gewordene Schutzformation verdient sie die Bezeichnung „Panzerung“. Sie bedeutet klarerweise eine Einschränkung der psychischen Beweglichkeit der Gesamtperson. Diese Einschränkung ist gemildert durch nicht charakteristische, also atypische Beziehung zur Außenwelt, die wie freigebliebene Kommunikationen in einem sonst geschlossenen Handlungssystem anmuten. Es sind „Lücken“ im „Panzer“, durch die die libidinösen und sonstigen Interessen je nach der Situation gleich Pseudopodien ausgeschickt und wieder eingezogen werden. Der Panzer selbst ist aber beweglich zu denken, seine Reaktionsweise verläuft durchweg nach dem Lust-Unlust-Prinzip. In unlustvollen Situationen nimmt die Panzerung zu, in lustvollen lockert sie sich.“ (Reich; Charakteranalyse. Technik und Grundlagen. 1933 S. 166f.)

Die Analyse hat nicht nur das Ziel, die Lücken im Charakterpanzer durch lustvolle Situationen auszubauen, sondern die chronische Verhärtung auch in unlustvollen Situationen aufzubrechen. Daß dies

schon in so kurzer Zeit bei uns teilweise gelingen konnte, hat seinen Grund nach unserer Auffassung in unserer Analyseform und im gegenseitigen Durchdringen von Analyse und intensivem Zusammenleben. Denn wesentlich dürfte sein, daß wir nicht nur einzeln bei uns selbst den Durchbruch von tiefliegenden Affekten erlebt und bearbeitet haben, sondern ihn auch gegenseitig gefördert und bei den anderen miterlebt haben.

Reich hat den Weg der Charakteranalyse in seiner „Funktion des Orgasmus“ von 1942 zusammengefaßt:

„Wir verfolgten dabei den Zweck, durch die Auflockerung der charakterlichen Verkrustung die Affekte zu entbinden, die seinerzeit Opfer schwerer Hemmung und Bindung wurden. Jede gelungene Lösung einer charakterlichen Verkrustung setzt zunächst Wut- oder Angsteffekte frei.“

(Funktion des Orgasmus – Die Entdeckung des Orgons. Deutsch 1969 S. 258)

Wir entdeckten, daß hinter den verschiedenen Charakterpanzern bei uns allen die gleichen Grundprobleme verborgen waren: Arbeits- und Liebeshemmungen aufgrund der Unterdrückung in der frühkindlichen Sexualität und Motorik, Kastrationsangst, bzw. Penisneid, Berührungsangst und Affektsperre, infantiles Anlehnungsbedürfnis und ein übersteigter Wunsch nach Bestätigung durch die aktuellen Repräsentanten der verinnerlichten Autorität der Eltern. Dadurch war ein wichtiger Widerstand der Einzelanalyse schnell überwunden: Bewußtsein und Gefühl, individuell krank, „nicht normal“ zu sein. Mit dem gefühlsmäßigen Durcharbeiten der individuellen Geschichte in der Gruppe gelang es uns, das Kontinuum von Erfahrungen der bürgerlichen Vereinzelung zu durchbrechen, das allein durch die theoretische Einsicht in die Herkunft unserer Schwierigkeiten aus Erziehung und Klassenlage auch bei Linken kaum erreicht werden kann.

Die Notwendigkeit, dem Regressionswunsch nachzugeben und ihn kollektiv zu praktizieren.

Mit dem Fortschreiten der Analyse und der vorsprachlichen Kommunikation untereinander, wurde in uns allen der Wunsch immer

stärker, in unserem gesamten Verhalten auf ein kindliches Stadium zu regredieren. Wir hatten dabei ein überzeugendes Vorbild: Unsere Kinder. Ihre wichtige Rolle bei diesem Wunsch haben wir schon im Kinderkapitel beschrieben. Sie waren einerseits konkretes Anschauungsmaterial für den Zustand, den wir noch einmal durchleben wollten, auf der anderen Seite bildeten sie gerade eine Instanz, die uns daran hinderte, diesen Wunsch tatsächlich durchzuführen für eine längere Zeit. In jeder Analyse kommt irgendwann eine Phase, in der der Patient auf frühere Entwicklungsstadien regrediert. Üblicherweise findet die Regression fast ausschließlich in der Erinnerung statt. Die freien Assoziationen führen zur Wiederbelebung früherer Erlebnisse, zur Wiederkehr der verdrängten Kindheit. Bei uns war die Wiederkehr des Verdrängten sehr bald verbunden mit dem affektiven Wiedererleben bestimmter Situationen in der Analyse. Im Gegensatz zum bloßen Erinnern haben wir uns in den Sitzungen als Kind gefühlt. Dieser Effekt tritt nicht nur in unserer Form der Gruppenanalyse mit der Methode der Alternativerfahrung auf. Schon Ferenczi hat bei der Erweiterung seiner analytischen Technik ähnliches beobachtet und in dem erwähnten Vortrag beschrieben:

„Bei Zwangsneurotikern z.B. dauert es manchmal ein Jahr und noch länger, bevor das Emotionelle überhaupt zur Sprache kommt. Aufgrund des auftauchenden Materials können der Patient und ich in diesen Zeiten nichts anderes leisten, als den Entstehungsursachen der Vorbeugungsmaßnahmen, der Ambivalenz in der Gefühlseinstellung und in der Handlungsweise, den Motiven der masochistischen Selbstpeinigung usw. intellektuell nachzugehen. Soweit aber meine Erfahrung reicht, kommt es früher oder später, allerdings oft sehr spät, zum Durchbruch der noch primitiven, stark emotiven Grundlagen und nun erst beginnt die Wiederholung und Neubelebung des ursprünglichen Konflikts, wie er sich in der Infantiltzeit abgespielt haben muß.“

(a.a.O. S. 508)

Sinn der Regression war es bei uns, die in der Analyse auftauchenden, in der Kindheit immer autoritär frustrierten Wünsche mithilfe einer alternativen Erfahrung neu zu verarbeiten. Der Regressionswunsch, das Bedürfnis nach Zuwendung und Zärtlichkeit, nach Gesprächen in der Weise von „Aa-Popo-Pipi“ trat in der Analyse auf. Sie war daher

zunächst bezogen auf die Person des Analytikers, hatte aber meist eine deutliche Tendenz in Richtung auf die ganze Gruppe.

Die Neuverarbeitung des im Regressionswunsch enthaltenen kindlichen Konflikts war ein entscheidendes Problem in unserer Analyse. Wie wir die Ausdehnung des Wunsches auf das Zusammenleben behandeln sollten, war uns damals völlig rätselhaft. Wir haben erst versucht, dieses Problem methodisch und inhaltlich anzupacken, als wir diesem Regressionswunsch nicht mehr ausweichen konnten. Wir wollten das Bedürfnis, nur noch im Bett zu bleiben, krank zu werden oder herumzuliegen, statt die Kinder zu versorgen, einzukaufen oder zu arbeiten, aus dieser Passivität heraus lösen. Denn sie war von der ohnmächtigen Kind-Eltern Beziehung bestimmt und sollte nun in eine aktive und kollektive Tätigkeit der Gruppe überführt werden. Einmal wurde der Vorschlag gemacht, wir sollten alle zusammen wie Kinder spielen, einmal haben wir versucht, unsere Phantasien in Bezug auf die anderen soweit wie irgend möglich zu aktivieren, sie unter Einfluß aller erotischen und sexuellen Wünsche mitzuteilen, und sie dann gemeinsam zu agieren. Beide Versuche mußten schon im Phantasie-stadium abgebrochen werden. Denn es zeigte sich, daß die Wünsche sich teilweise ausschlossen und uns keine Methode einfiel, die auftauchenden Konflikte auf der infantilen Ebene zu regeln; wir wollten ja gerade verhindern, daß sich einer mit seinem Bedürfnis auf Kosten der anderen durchsetzt. So wollte Eike sich zusammen mit Christel auf sein Zimmer zurückziehen, während die anderen es, für wichtig hielten, alle in einem Raum zusammenzubleiben. Diese beiden vereinzelt und ergebnislos abgebrochenen Versuche zeigen, daß es uns nicht gelungen ist, die Eltern-Kind-Beziehung – wie in der Kindererziehung – auszudehnen. Wir haben den Schritt aus der individuellen Regressionsbeziehung in eine kollektive Auflösung und Weiterentwicklung von der infantilen Stufe aus nicht getan.

Unsere Vereinzelung war also aufgehoben beim Durchbrechen des Charakterpanzers, der mitgebrachten bürgerlichen Reaktionsweisen, nicht aber bei der Neustrukturierung der Verhaltensweisen, bei der Entwicklung des Kollektiv-Ichs. Wie das geschehen kann, darüber sagen unsere Versuche wenig aus. Wir halten es auch für falsch, von der Methode der Psychoanalyse ausgehend dazu theoretische Spekulationen anzustellen, weil man gesellschaftlich bestimmte Charakterformationen

nicht einfach idealistisch umkehren kann. Alle Anhaltspunkte für die Entwicklung einer kollektiven Ich-Struktur lassen sich unserer Meinung nach nur von den Bereichen her gewinnen, in denen eine gesellschaftsverändernde Praxis stattfindet. Deshalb müssen wir diese Frage im Schlußkapitel noch einmal behandeln.

Negative Auswirkungen der Gruppenanalyse auf das Zusammenleben

Die große Energie, die wir in die Analyse investiert hatten, der zeitliche Aufwand und der schnell sichtbare Erfolg führten zu einem Überwuchern unseres Zusammenlebens mit psychologischen Problemen. Unser fortschreitendes Wissen von den theoretischen Zusammenhängen und den psychischen Konflikten der einzelnen, wendeten wir ständig im Alltag an: Beschäftigung während einer Diskussion, Kritzeleien, Versprechen und andere Fehlleistungen wurden sofort in Zusammenhang mit der Problematik der jeweiligen Analyse gestellt und gedeutet; keiner konnte vorzeitig vom Tisch aufstehen, etwas lauter die Tür zumachen oder ein Kind ungeduldig ansprechen, ohne daß die anderen dahinter tieferliegende Erwartungen, Abwehrhaltungen, Widerstände oder ähnliches gesehen hätten. Manchmal wurden diese Vermutungen ausgesprochen und darüber diskutiert, aber meistens deutete jeder für sich und versuchte sich mit seinem Verhalten danach einzustellen. Nachträglich erscheint es uns, daß in dieser Psychologisierung des Alltags nur noch die psychische Seite der Verhaltensweisen gesehen werden könnte, und der gemeinte Zweck dahinter ziemlich zurücktrat. Durch die Intensität der Analyse nahm dieses Verhalten mehr und mehr die Form eines Gruppenmechanismus an, der eine Einschränkung der Realitätsbezogenheit hervorrief. Obwohl wir uns individuell teilweise dagegen wehrten und diese Psychologisierung etwa als „Bauernpsychologie“ abtaten (vgl. das Protokoll oben, in dem Marion sich gegen die Deutung durch „Aha-Psychologen“ wehrt), reproduzierten wir dieses Verhalten individuell und kollektiv durch die Struktur unserer Analyse. Denn jeder von uns war gleichzeitig Analysand und Analytiker. Gegenüber den anderen nahm jeder intellektuell die Rolle des Analytikers an. Das bedeutete aber, daß er sich im Alltag passiv-therapeutisch verhalten mußte. Wenn einer beispielsweise Aggressionen gegen sich spürte, konnte er nicht mehr emotional darauf reagieren, sondern unterdrückte seine Affekte zunehmend mit der Rationalisierung, daß die Aggressionen das Problem des anderen seien.

Dieser Zwang zu therapeutischem Verhalten stand in krassem Widerspruch zur Rolle des Analysanden. Denn als Analysand hatten wir in der Analyse gelernt, den Affektstau langsam aufzuheben. Aus dieser Erfahrung entstand aber der Wunsch, auch außerhalb der Analyse diese neuen Fähigkeiten auszuprobieren, endlich seinen Affekten freien Lauf zu lassen, z.B. jemand anbrüllen zu können, wenn man sich über ihn geärgert hatte.

Im Laufe der Entwicklung unserer Analyse hatten wir also erstmals die Möglichkeit gefunden, die in unserer bürgerlichen Individualität eingekerkerten Energien zu befreien und – durch die Analyse gelenkt – zunächst affektiv zu entladen. Diese Erfahrung forcierte unser Wissen, von der Entstehung des gesellschaftlich erzwungenen Affektstaus in der Kindheit: Er ist ein Produkt der Erziehung und Unterdrückung der infantilen Emotionalität. Wollten wir die neue Erfahrung durch die Analyse wirklich alternativ zur Kindheit gestalten, so mußten wir verhindern, daß sich Verletzung und Unterdrückung im Zusammenleben wiederholten. Aber wie wir beschrieben haben, sprengte die Dynamik der Analyse das Zusammenleben und überflutete es mit Regressionswünschen. Außerdem entstand ein neuer Zwang, der sich darin äußerte, daß jeder einen Teil der eignen Affekte durch die Analyse befreit hatte, sie aber den anderen gegenüber nicht äußern konnte, weil durch die Erweiterung in unserer Wahrnehmung der anderen vor allem deren Verletzlichkeit deutlich geworden war. Die Sensibilisierung hatte uns übersensibel gemacht.

Das Netzwerk der gegenseitigen Übertragungen als eine Ursache der Schwierigkeiten, Analyse und Zusammenleben erfolgreich weiterzuführen.

Mit dem Fortschreiten der Analyse intensivierten sich die Übertragungen zwischen Analytiker und Analysand. Die positiven oder negativen Beziehungen, die in der analytischen Situation immer wieder aktiviert wurden, ließen sich aber nicht auf die analytische Situation begrenzen, sondern bestanden außerhalb der Analyse zumindest in den Wünschen und affektiven Regungen fort. Hier gilt das gleiche wie bei den Regressionswünschen.

Mit den neuen intensiven analytischen Übertragungen aus der Analyse hatten sich im Laufe unseres Zusammenlebens Übertragungen auf drei verschiedenen Ebenen entwickelt:

1. Die Übertragung innerhalb der Analysen, die sich immer stärker auf das Zusammenleben ausdehnten,
2. Die Übertragungen innerhalb der Zweierverhältnisse, wie wir sie im vorigen Kapitel beschrieben haben. Sie konkurrierten jetzt teilweise mit den analytischen Übertragungen, etwa so daß Eberhard von Eike verlangte, er solle auf Marions Bedürfnis nach Zuwendung auch außerhalb der Analyse eingehen, weil er sonst Ersatzobjekt für Aggressionen und Bedürfnisse anderer Herkunft würde. Eberhards Unmut über Eike beeinflusste ihn, wenn er Eike analysierte.
3. Die Übertragungen innerhalb der Gruppe, die wir im vorigen Kapitel anhand des Autoritätskonfliktes zwischen Eike und Jan erläutert haben. Jans Autoritätsproblem brach z.B. jedesmal wieder auf, wenn er Christel analysierte, die ein Verhältnis mit Eike hatte. Jan war gehemmt, was sich natürlich negativ auf den Verlauf der Analyse auswirkte. Jede Sitzung hatte für Jan einen mehr oder weniger starken Prüfungscharakter.

Wir haben uns immer mehr im Unterholz dieser miteinander konkurrierenden Übertragungen verfangen. Wir benötigten immer mehr Schlaf und andere Kompensationsformen. Unsere Aktivität außerhalb der Analyse war gelähmt. Wenn uns jemand besuchte, stellten wir eine starke Beziehungslosigkeit fest. Manchmal bekamen wir Zweifel daran, ob wir unsere Erfahrungen jemals anderen weitergeben könnten. Später wurde uns klar, daß damals fast unbemerkt eine Situation wiederkehrte war, die wir längst für überwunden gehalten hatten: die emotionale Überladenheit der Familie. Unsere gegenseitige Lähmung durch die Wiederkehr der Familie läßt sich am besten darstellen an der Dynamik eines Konflikts, der in unserer Vorstellung noch ein Moment von Utopie enthalten haben könnte: die Ausdehnung eines Zweierverhältnisses auf drei Personen.

Seit Jans erstem Versuch, seine Lebensgeschichte zu erzählen, hatte sich zwischen Marion und Jan eine Beziehung entwickelt, die schließlich dazu führte, daß Marion Jans Analytikerin wurde. Während der Unterbrechung der Analyse im März hatten sie begonnen, miteinander zu schlafen, ohne daß das Verhältnis Marion – Eberhard

abgebrochen worden wäre. Die Dreiecksbeziehung litt von Anfang an unter starken Spannungen, so daß keiner wirklich zufrieden gewesen wäre.

In späteren Analysesitzungen haben wir etwas über die dynamischen Kräfte herausgefunden, die hier aufeinanderstießen. Es waren zum großen Teil Bedürfnisse, die hinter dem Charakterverhalten verborgen waren, und die in der Analyse wiederauftauchten. So hatte Jan im Laufe seiner Analyse eine starke Übertragung zu Marion entwickelt, die für ihn die entscheidenden Mutterfiguren seiner Kindheit verkörperte. Alternativverfahrung konnte für ihn nur bedeuten, eine neue Beziehung zu Frauen aufzunehmen, in denen er ihnen nicht mehr mit schroffer Abwehr begegnen mußte, die damals bei ihm entstanden war durch zur Schau gestelltes Leid, das starke Schuldgefühle produziert hatte. Deshalb äußerte er häufig das Bedürfnis, mit seiner Analytikerin auch außerhalb der Sitzungen zu sprechen und zusammenzusein, wenn andere nicht dabei waren.

Nur so konnte er die Sicherheit erhalten, die nötig war, um sich in der Analyse fallen zu lassen, sich hinter die „Maske“ schauen zu lassen.

Marion hatte im Laufe der Zeit immer stärker den Wunsch nach zärtlicher und in sich selbst ruhender Beziehung entwickelt. Ihr Verhältnis mit Eberhard stand zunehmend – vor allem wegen der Problematik, die bei ihm aufgebrochen war – unter dem Druck von intellektuellen Auseinandersetzungen und genialem Leistungszwang. Eberhard war durch das Auftreten sexueller Schwierigkeiten im Zusammenhang mit der Entdeckung, daß Marion ihn vor allem wegen seiner „weiblich“-emotionalen Eigenschaften attraktiv gefunden hatte und dadurch, daß in der Analyse die aktiv-„männlichen“ Charakterzüge sehr stark hervorgetreten waren, erheblich verunsichert. Er konnte deshalb die intensive Beziehung zwischen Jan und Marion nur als Bedrohung dieser „männlichen“ Tendenzen, als Abwendung und Erniedrigung verstehen. Marion wünschte, mit beiden eine intensive Beziehung zu haben, da jeder nur mit einer Seite ihrer Bedürfnisse und Interessen korrespondierte. Ihr Wunsch konnte aber nur verwirklicht werden, wenn es Jan und Eberhard gelang, eine echte erotisch begründete Beziehung zueinander aufzunehmen. Über einige zarte Ansätze kamen sie nicht hinaus: Vor allem Eberhard wollte seine wahren Wünsche und Ängste dem Konkurrenten nicht preisgeben, man wich sich aus.

Die verschiedenen dynamischen Bedürfnisse widersprachen sich also beim Versuch ihrer Realisierung. Aufgrund der festgefahrenen Gruppenstruktur konnten die Widersprüche im Alltag des Zusammenlebens nicht aufgelöst werden. Die allgemeine passive Interpretationshaltung verwies auf die Analyse. Als wir sie nach der erzwungenen Pause wieder aufnahmen, fanden wir keinen Weg mehr, die Beziehung zwischen analytischer Situation, Konflikt im Dreiecksverhältnis und Charakterpanzer wiederherzustellen.

Eberhard fand in dieser Zeit eine individuelle Lösung aus dem Konflikt: Er verstärkte seine Mitarbeit in einem politischen Kollektiv außerhalb der Kommune, dem zentralen Ermittlungsausschuß, der gerade in dieser Zeit wichtige Arbeit im Rahmen der Justizkampagne zu leisten hatte. Als er sich dort einem anderen Mädchen zuwandte, entdeckte Marion ihre tiefe Beziehung zu ihm wieder und entschloß sich, die sexuelle Beziehung zu Jan abzubauen, solange das für Eberhard unerträglich war.

Die wichtigsten Lehren, die aus unseren Analyseversuchen zu ziehen sind, ergeben sich zwangsläufig aus den dargestellten negativen Auswirkungen auf die Gruppe.

Das Durchbrechen unserer Isolation als kleinbürgerliches Individuum ist uns nur in einer Richtung gelungen. Wir konnten den Charakterpanzer, der uns an freierer Entfaltung der Arbeits- und Liebesfähigkeit hindert, immer mehr durch die Analyse durchlöchern. Wir haben aber keinen Weg gefunden, die zusammengebrochenen affektgesperrten, autoritätshörigen und isolierten Verhaltensweisen durch neue kollektive und erotische Strukturen zu ersetzen. Das ist uns nur bei unseren Kindern – bis an notwendige Grenzen – gelungen: Sie haben gelernt, bestimmte Triebbedürfnisse und bestimmte Bereiche der Realität gemeinsam anzugehen.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß wir genau an dem Punkt gescheitert sind, indem wir als Kollektiv keine nach außen wirksamen gemeinsamen Anstrengungen mehr unternommen haben. Die analytische Situation war im Grunde der einzige Ort der Alternativverfahrung und hier beschränkt, auf die Einseitigkeit der wiederholten Eltern-Kind-Beziehungen, wenn auch mit weniger Angst und ohne

Gewalt. Für uns hieß Alternativerfahrung letztlich Kampf mit uns selbst, mit unseren Kindheitsproblemen, und war deshalb keine qualitativ neue Erfahrung. Nach außen war jeder wieder allein, wie sich während der Ostertage deutlich zeigte. Selbst auf den verschiedenen Springerdemonstrationen waren wir nie als Gruppe agierend zusammen. Entweder war jeder mit den Genossen zusammen, mit denen er auch politisch zusammen arbeitete, oder einzelne mußten auf unsere Kinder aufpassen o.ä.

Es fehlte ein gemeinsames Probehandeln der Gruppe nach außen, wo wir die neuerworbenen Fähigkeiten im Zusammenwirken mit den anderen hätten kollektivieren können.

5. Osterunruhen – Notstand; das endgültige Scheitern der Analyse

Aus dem immer undurchdringlicher werdenden Netz psychologischer gegenseitiger Beziehungen riß uns das Attentat auf Rudi Dutschke wie eine riesige Faust heraus. Wir wurden wie tausende von anderen Studenten, Jungarbeitern und Schülern in die Aktionswelle gegen den Springerkonzern geschleudert. Die politische Anforderung von außen hatte mit einem Schlag die Proportionen in der Kommune zurechtgerückt: Gegenüber der massenhaften Auflehnung gegen die uns gemeinsam bedrohende staatlich sanktionierte Hetzmaschinerie wurden die individuellen psychischen Probleme zunächst zweitrangig. Wir gaben die Analyse, die wir vorher auf kurze Zeit unterbrochen hatten, um ein Buch von Reich nachzudrucken, für mehrere Wochen auf.

Nachdem die Massenaktionen um Ostern abgeflaut waren, zeigte sich aber unübersehbar, daß die Analyse an unserem alten strukturellen Problem nichts geändert hatte.

Zunächst hatten sich alle von uns an den spontan entstehenden Aktionsgruppen beteiligt. Als es aber darum ging, nach Ostern die spontane Aktivität in längerfristige Arbeit zu überführen, blieben nur die beiden dabei, die bereits vor dem Attentat politisch gearbeitet hatten: Eberhard im Ermittlungsausschuß, Eike in einer Basisgruppe. Die Arbeit der Basisgruppen war nach Ostern ausgerichtet auf den 1. Mai. Zum erstenmal unternahm in der Mai-Kampagne die anti-autoritäre Bewegung den Versuch, Arbeiter von ihren Problemen her anzusprechen und zu mobilisieren. Die Intensität dieser Kampagne bestimmte die Kommune-Situation: bis zum 1. Mai war an eine gemeinsame Analyse nicht zu denken.

Bereits damals ist der entscheidende Bruch in der K 2 vollzogen worden. Der durch die Analyse unaufgehobene Widerspruch manifestierte sich an den zwei Personen, die die extremen Positionen in der Kommune verkörperten. Eike hatte mit dem Engagement in der 1. Mai-Kampagne eindeutig eine Entscheidung für den Vorrang politischer Tätigkeit vor der internen Bearbeitung unserer Probleme gefällt. Marion wurde dagegen in den Oster-Aktionen noch einmal darin bestätigt, daß es z.Zt. keine politische Gruppe gab, in der sie ihr Bedürfnis nach produktiver Arbeit hätte entfalten können. Sie drängte auf eine baldige Wiederaufnahme der Analyse. Eikes Entscheidung hat sie zwar rational akzeptiert. Aber unbewußt mußte sie wahrscheinlich diesen Vorrang der Politik als Entscheidung „ihres Analytikers“ gegen sich verarbeiten, als enttäuschendes Imstichlassen in einer schwierigen psychischen Situation zugunsten einer Betätigung, die Marion eben nur rational, aber nicht auch affektiv als vorrangig ansehen konnte. Dieser Widerspruch zwischen politischem Anspruch und individuellen Bedürfnissen hatte die ganze Geschichte der K 2 durchzogen. (vgl. Kapitel über Produktivität). Durch die gesteigerten affektiven Beziehungen zueinander während der Analyse war er jetzt so vergrößert worden, daß er im Rahmen der Gruppe nicht mehr auszuhalten war. (Für Jan und Christel bestand dieser Widerspruch ebenfalls, aber beide konnten ihn damals besser aushalten; Jan, weil er intellektuell darüber reflektieren konnte, Christel, weil ihr die Liebesbeziehung zu Eike einen gewissen Rückhalt gab.) Damals haben wir uns noch gegen die Erkenntnis gewehrt, daß die neue Form der Analyse uns nicht aus dem Dilemma befreien würde. Wir waren entschlossen, sofort nach dem 1. Mai wieder mit der Analyse zu beginnen. Aber schon die Schwierigkeiten, uns wieder intensiv darauf zu konzentrieren, die Widerstände der Einzelnen, in der Analyse ihre Affekte frei fließen zu lassen, bewiesen, daß die politisch begründete Unterbrechung den Riß in der Kommune endgültig gemacht hatte.

Wir haben uns noch drei oder vier Wochen hingeschleppt. Marion, Jan und Eberhard fuhren zwischendurch mit den Kindern zur Antinotstandsdemonstration nach Bonn. Als sie wiederkamen, waren wir noch unfähiger geworden, unsere entscheidenden Konflikte zu bearbeiten. Das komplizierte Verhältnis zwischen Jan und Marion zerbröckelte.

Jan sagte, er sei nicht in der Lage, sich noch von Marion analysieren zu lassen. Eberhard brachte die psychische Kraft nicht auf, Eike zu analysieren. Statt die Analyse weiter zu machen, saßen wir quälend lange und stumm herum. In den wenigen Analysen, die noch stattfanden, kamen gerade unsere aktuellen Beziehungen nicht zur Sprache.

Der endgültige offene Konflikt brach nicht zufällig zwischen Marion und Eike auf. Das war Ende Mai. Marion hatte sich in den Tagen vorher mehr und mehr zurückgezogen und Zweifel an dem weiteren Fortgang der Analyse geäußert. Sie hatte auch vorgeschlagen, die Analyse mit ihr für einige Zeit zu unterbrechen. An einem Nachmittag, als Eike mit Christel umschlungen auf dem Bett lag, hatte Marion ein Gespräch beginnen wollen über die Notwendigkeit, sich über die Methode der Analyse zu unterhalten. Sie meinte, sie könne sonst nicht weitermachen. Eike hatte dazu jetzt keine Lust. Er wehrte den Vorschlag ab, der von Marion mit ziemlich drängender Heftigkeit vorgebracht wurde, so, als sei das jetzt die letzte Möglichkeit darüber zu sprechen. Es gab einen kurzen Wortwechsel. Dann lief Marion, die bis dahin an der Tür gelehnt hatte, hinaus. Am Abend oder am nächsten Tage verließ sie mit Grischa die Kommune, um zunächst bei einer Freundin zu wohnen.

Wenn es zunächst noch nicht klar war, so mußten wir in den nächsten Wochen begreifen: die Kommune hatte aufgehört zu bestehen.

6. Welche Konsequenzen haben wir individuell aus der Auflösung der Kommune 2 gezogen?

Im Schlußkapitel wollen wir darstellen, was wir gemeinsam als Ergebnis unseres Versuchs ansehen. Vorher werden wir noch einzeln beschreiben, was die Auflösung der Kommune 2 für jeden individuell bedeutet hat, wie die einzelnen heute leben und welche Vorstellungen jeder von uns für ein kollektives Leben in der Zukunft hat.

Bericht von Eberhard

Fange ich ganz subjektiv an: vor einigen Wochen haben sich drei umgebracht, junge Genossen, die ich flüchtig kannte, aus der Subkultur: ungeheure persönliche Konflikte, Eheprobleme, sexuelle

Schwierigkeiten, Wunsch zu politischer Arbeit, Philosophie des Todes. Die Geschichte hat mich tief getroffen. Weil sie zeigt, wie machtlos wir noch dem gegenüberstehen – auch dieses Buch kann nur zur Ausdehnung eines praktischen Ansatzes beitragen, der die Isolation überwinden soll – und weil es mir noch einmal bestätigt hat, daß ich mich in diesen letzten Jahren verändert habe. Seit meiner Pubertät war ich nämlich überzeugt, daß das Leben sinnlos ist. Nach zwei Selbstmorden in meinem Freundeskreis und vor allem der Reaktion darauf konnte ich den Inhalt meines Lebens nur noch darin sehen, den anderen diese Sinnlosigkeit klarzumachen, der Menschheit als Künstler die Maske vom Gesicht zu reißen. Ich war ein verbissener Außenseiter – äußerlich angepaßt, intellektuell, anderen gegenüber arrogant und zynisch. Innerlich setzte ich alle Hoffnungen auf orgastisch-erotische Erlebnisse, denen ich mich aber im entscheidenden Augenblick nicht mehr überlassen konnte. Distanzierte Beobachtung – dahinter Angst, Schuldgefühle.

Heute ist es anders. Nach über zwei Jahren Kommuneleben bin ich zwar kein neuer Mensch, aber ich habe mich sehr gut kennengelernt und meine Grundhaltung ist nicht mehr Verzweiflung. Die völlige Beziehungslosigkeit zu anderen in allen meinen Beschäftigungen ist mir in einem schmerzhaften Prozeß genauso aufgegangen wie der unheimliche Druck, der mich gehindert hat, mich einer Situation zu überlassen und zu einer Befriedigung meiner Bedürfnisse zu gelangen. Meine Politisierung – auch was die Revolutionierung der Lebensverhältnisse betrifft – hatte ihre Triebkraft darin, daß ich versucht habe, mich allen möglichen Erfahrungen radikal auszusetzen und dabei erkennen mußte, daß die Verhältnisse unserer Gesellschaft es keinem mehr erlauben, sich individuell zu retten, nicht als Künstler, nicht als Gämmler oder Beamter, weder als ewiger Liebhaber noch als Familienvater.

Der Zusammenbruch der Kommune 2, an die ich über die Personen und das sachliche Interesse stark gebunden war, drohte mich für kurze Zeit wieder aus der Bahn zu werfen. Zwei Faktoren haben das verhindert: einmal die Erfahrung, daß ich Marion über die Phase ihrer tiefen Depressionen hinweghelfen und so in unserem Verhältnis wieder aktiv werden konnte – so jedenfalls war damals mein subjektiver Eindruck; zum anderen die Arbeit in politischen

Kollektiven, im Ermittlungsausschuß, der immer wichtigere politische Aufgaben innerhalb der Justizkampagne übernahm, und im sozialistischen Kindergarten, der für mich in vielen Beziehungen eine direkte Fortsetzung unseres Kommuneversuchs darstellte. Ich beschloß damals, mit Marion zusammenzubleiben und mit ihr irgendwohin zu ziehen, nicht weil ich nach dem Scheitern der Kommune von der Kleinfamilie überzeugt war, sondern weil ich keine andere Möglichkeit hatte, mit ihr zusammen zu bleiben. Außerdem wollte ich die Erfahrung der Kleinfamilie selbst machen, die ich nur aus den Erzählungen anderer und Büchern kannte. Der erste Schritt in dieser Richtung sollte eine sechswöchige Reise nach Frankreich werden. Sehr schnell bekamen wir dort das ganze Elend unseres familiären Dreiecksverhältnisses (Marion-Eberhard-Grisca) am eigenen Leibe zu spüren: während Marion sich vor allem auf uns und ihre Entspannung konzentrieren wollte, hatte ich daneben vor, Anregungen zu erhalten aus Kontakt mit französischen Genossen, intensiver körperlicher Arbeit und Literatur. Da wir beide psychisch ziemlich fertig waren, konnten wir bald überhaupt nicht mehr auf die gegenseitigen Bedürfnisse eingehen. Die daraus entstehenden Spannungen wurden durch Grisca verstärkt, die plötzlich ungeheure Ansprüche an uns beide stellte. Wir waren froh, als wir nach Berlin zurückgekehrt, Eike, Christel und Nessim vorfanden, die auf einer Reise nach Jugoslawien die gleichen Erfahrungen gemacht hatten. Trotzdem wollte keiner von uns wieder in der alten Zusammensetzung Kommune weitermachen. Aber die negativen Erfahrungen aus dem Kleinfamilien-Intervall bestätigten uns in dem Vorhaben, unsere Erfahrungen aus der Kommunezeit in der Form dieses Buches zu veröffentlichen.

Ich hatte vor, mit Marion zusammenzubleiben, sah mich aber von ihren Ansprüchen überfordert und wich immer mehr in politische Arbeit aus. Ich wollte auf lange Sicht mit Genossen aus den Gruppen zusammenziehen, in denen ich arbeitete. Die Leute aus dem Kinderladen kamen hierfür nicht in Frage, weil die deutlich kriselnden Ehen nach außen immer noch um jeden Preis aufrecht erhalten wurden, uns graute vor dem Prozeß des Auseinanderfallens, der gerade vor der Autorität Kommune 2 verborgen bleiben sollte. Deshalb konzentrierte ich mich auf den Zentralen Ermittlungsausschuß, der in der Auseinandersetzung mit der Klassenjustiz eine

unglaubliche politische Wandlung von liberaler, systematischer „Rechtshilfe“ zum radikalen „Komitee zur Abschaffung der Justiz“ durchgemacht hatte, das kam vor allem in der Vorbereitung und Durchführung der Landgerichtsaktion vom 4. November 1968 – der sog. Steinwurfaktion – deutlich zum Ausdruck. Die Arbeit im Ermittlungsausschuß machte mir Spaß, weil ich hier zum ersten Mal in einer Gruppe mit relativ großer zeitlicher und personeller Kontinuität direkte Aktion, Aufklärung und theoretische Analyse miteinander verbunden erlebt habe. Damals entstand die Idee, eine „Justizkommune“ zu bilden, in der Genossen des Ermittlungsausschusses zusammen mit Knastologen die Entfremdung unserer Arbeit aufheben und eigene Erfahrung mit der Politisierung der Justizopfer sammeln könnten. Zur Vorbereitung beschlossen wir, nach Weihnachten gemeinsam Schneeferien in Österreich zu machen, um uns dort praktische Methoden zur Veränderung der autoritären und arbeitsteiligen Gruppenstruktur zu überlegen und eine Strategie der Justizkampagne, vor allem im Hinblick auf die Mobilisierung lohnabhängiger Gruppen zu entwickeln. Dazu kam es leider nicht: die 15 Genossen, unter ihnen Marion und ich, verhedderten sich heillos in dem Bemühen, den abstrakt-moralischen Anspruch, gegen die regressive Klassenjustiz zu kämpfen, mit den eigenen vitalen Interessen, etwa einer freieren Form des Zusammenlebens, zu verbinden. Schuld daran waren vor allem aufbrechende Zweierverhältnisse, deren Konflikte die meisten nicht öffentlich besprechen wollten, allen voran mein Verhältnis mit Marion: nach schweren vorausgegangenen Auseinandersetzungen sollte diese Reise der letzte Versuch sein zu prüfen, ob wir überhaupt zusammenbleiben könnten. Unter diesem Druck konnte keiner auf den anderen zugehen. Als Marion die Konsequenz zog und sich fast ausschließlich mit anderen beschäftigte, plädierte ich für Trennung.

Mit der abgebrochenen Justizdebatte unter dem Herzen kehrten wir nach Berlin zurück, wo sich die „Subkultur“ in unserer Wohnung eingemistet hatte. Völlig frustriert zog ich mich in politische Arbeit und Geschichten mit anderen Mädchen zurück. So bekam ich nur am Rande mit, wie Marion in die „Subkultur“ abwanderte, war dadurch sehr getroffen, konnte aber nichts ändern. In dieser Zeit wurde die Zusammenarbeit im Ermittlungsausschuß immer schwieriger, weil keiner mehr bereit war, den Widerspruch zwischen der politischen Notwendigkeit dieses Kampfes und den eigenen

Bedürfnissen praktisch anzugehen. Einige kehrten in ihren Hochschulbereich zurück, andere wichen der Spannung durch eine Lierung mit den umherschweifenden Rebellenhaufen aus, der Rest beschränkte sich immer mehr auf bürokratische Hilfsfunktionen. Im Kinderladen deutete sich inzwischen der erste Erfolg unserer einjährigen Bemühungen an: die Kinder hatten ihre Fixierungen an die Eltern in einem langwierigen Lernprozess teilweise abgebaut und begannen, ihre Bedürfnisse zunehmend auf das entstehende Kinderkollektiv zu richten. Das ist aber vor allem auf den Einfluß unserer Kindergärtnerin zurückzuführen; wir hatten nur einen theoretischen Rahmen für die antiautoritäre Phase zusammengestellt. Ansonsten stagnierte das Elternkollektiv: die Spannungen aus den Familien wurden über Dreierverhältnisse immer mehr in die Gruppe getragen, was die Ansätze zu einem sozialistischen Erziehungskonzept immer wieder unterbrach. Aus diesem Grunde mußte auch unser erster Versuch einer Kinderladenkommune scheitern, an dem außer Eike, Christel und mir zwei Monate lang drei Elternteile aus unserem Kinderladen mitmachten.

Ich zog mich damals vorübergehend aus dem Kinderladen zurück und konzentrierte mich vor allem darauf, die Erfahrungen der Kommune 2 mit den anderen zusammen aufzuarbeiten. Daneben beschäftigten mich zwei persönliche Probleme sehr stark: sollte ich noch einmal versuchen, mit Marion das Verhältnis weiterzumachen, oder es endgültig abbrechen? Ich hatte bei allen Geschichten mit anderen Mädchen die Erfahrung gemacht, daß ich mich nicht über alles, was mich beschäftigte, mit ihnen auseinandersetzen konnte und immer unbeweglicher wurde. Diese Beziehungslosigkeit stellte ich sogar bei einem Mädchen fest, mit dem ich politisch und intellektuell sehr gut kommuniziert habe. Ich wunderte mich über das schnelle Nachlassen der erotischen Anziehung und fühlte mich immer mehr zu Marion hingezogen. Das wäre nur biographisch interessant, wenn es nicht teilweise mit unserem gemeinsamen Kommuneversuch zusammenhinge: die Sensibilität, die wir gemeinsam ausgebildet haben, finde ich nur bei ganz wenigen Menschen wieder. Vielleicht stimmt das Bedenken, das wir in der ersten Diskussion mit Hans-Werner gegen eine intensive Psychotherapie vorgebracht haben: diese Form der Analyse führe dazu, daß man zur Befriedigung seiner erweiterten Bedürfnisse auf Leute mit den gleichen Erfahrungen angewiesen ist.

Ein Teil davon ist jetzt sicher die Rationalisierung für eine starke unbewußte Übertragung, die mich an Marion bindet, denn mir fiel damals immer mehr auf, daß – trotz Kommune – eine alte Bewältigungsform bei mir wiedergekehrt war: ich konnte mich immer weniger einer Situation aussetzen, einfach mit anderen zusammenzusein oder mich alleine entspannen; das alte zwanghafte Grübeln kehrte wieder, das dauernde Beschäftigen mit „Dingen, die noch zu erledigen sind“, die Sorge um tausend Sachen. Seit ich wieder mit anderen zusammen wohne und arbeite, sind diese starren Züge verschwunden, oder besser, ich kann das zwanghafte Ordnen in der Form der Verantwortung für die Gruppe, die zur Zeit aus fünf Erwachsenen und vier Kindern besteht, etwas rationaler anwenden. So gehen meine individuellen Schwierigkeiten wenigstens teilweise in die gemeinsame Existenz und die gemeinsame politische Arbeit auf. Wir sind mit dem Ziel zusammengezogen, den Erfahrungsbericht des Kinderladens Charlottenburg I zu einem Leitfaden für kollektive antiautoritäre Erziehung zu machen und mit den Ansätzen für ein sozialistisches Erziehungskonzept im Schulkampf zu verbinden.

Die Folgerungen, die ich daraus ziehe, sind einfach: ein Leben als bürgerlicher Privatmensch in einer Familie kommt für mich nicht in Frage. Aber das große Fragezeichen unserer Kommuneversuche bleibt die erotische Qualität des Zusammenlebens und -arbeitens. Darüber kann uns auch nicht die Agitation nach außen hinwegretten. Die Schmerzhaftigkeit des Zerfalls der bürgerlichen Lebensformen trifft immer noch die, die dabei sind, die Privatsphäre aus der Umklammerung von der doppelten Moral, von der unmenschlichen Beziehungslosigkeit und der gegenseitigen Unterdrückung an die Öffentlichkeit zu ziehen. Von der sexualökonomischen Selbststeuerung sind wir immer genau so weit entfernt, wie sich das Lust- und Realitätsprinzip in der revolutionären Bewegung widerspricht. Auch die Energie der Revolutionäre ist begrenzt. Zu diesem Punkt will ich eine wichtige Veränderung durch unseren Analyseversuch angeben: die Ängste, die früher bei allen möglichen Gelegenheiten auftauchten, und die ich nur als Symptome gespürt und verdrängt habe – Schwächezustände bei Leistungsdruck und Denkhemmungen Autoritäten gegenüber, quälende Eifersucht und Furcht vor dem Verlassenwerden in Verhältnissen und meine Emotionen, vor allem Aggressionen, zu zeigen – alle diese Ängste sind entweder zusammen

mit ihren Symptomen verschwunden (Autoritätsgeschichte) oder ich spüre die Angst selbst sehr deutlich (die Angst vor dem Verlassenwerden), brauche sie aber mit den quälenden Symptomen nicht zu verdrängen. Konkret: ich kann mich in der aktuellen Situation auseinandersetzen, ich versuche, sie zu verändern, oder ich bin traurig – ohne jede Hoffnung zu verlieren. Ich weiß, daß ich für ein Ziel weiterarbeiten kann, und brauche Zeit und Energie nicht mehr zur Verdrängung der infantilen Ängste.

Meine subjektiven Erfahrungen decken sich also mit den Beobachtungen, die ich bei der Mitarbeit in politisch arbeitenden Gruppen gemacht habe: Autoritätsstrukturen und Arbeitshemmungen sind in den linken Gruppen nicht aufgehoben. Die Motivation für langfristige Arbeit muß an den vitalen Interessen anknüpfen und kann daher nur befestigt werden, wenn die politische Arbeit mit Alternativerfahren auf den Gebieten Liebe und Arbeit kollektiv verbunden wird. Bei den Diskussionen, die gegenwärtig über eine revolutionäre Organisation geführt werden, wird ein Problem – vor allem im Hochschulbereich – noch verdrängt: der Zusammenhang zwischen der Existenz der meisten Genossen als bürgerliche Individuen und der Autoritätsstruktur in den Gruppen. Aber wenn ich das schreibe, muß ich ehrlicher Weise hinzufügen: inzwischen habe ich selbst die Rolle einer Autorität übernommen. Wir wollen sie im Kollektiv gemeinsam abbauen; Marion wird mir dabei helfen.

Christel und Eike

Beide lebten zusammen mit Nessim für einige Monate in einer Art Kleinfamilie. Christel hat im V. Kapitel beschrieben, wie ihr in dieser Situation ihre Unterdrückung als Frau bewußt geworden ist. Für Eike bedeutete die aus seiner Ehe vertraute Dreiecksstruktur eine teilweise Rückkehr der alten Zwänge. Vor allem die Angst, für Nessim allein verantwortlich zu sein, ließ ihn in alte Bewältigungsformen flüchten. Eike konnte die patriarchalische Rolle gegenüber Frau und Kind aber nicht mehr ungebrochen durchhalten. Christels Widerstand (mit der solidarischen Hilfe des Kollektivs der Frauen), sich zur Hausfrau machen zu lassen, zwang Eike dazu, seine Rolle selbst ständig infrage zu stellen. Im Gegensatz zur Situation in der Kommune mußten beide jetzt versuchen, mit dem Konflikt allein

fertig zu werden. Dabei zeigte sich die Differenz zu der kollektiven Hilfe, die die Kommune in Konflikten bedeutet hatte. Trotz allem Verständnis füreinander wurden in den Auseinandersetzungen sehr irrationale Momente hervorgerufen. Die unterschwellige oder auch ausgesprochene Drohung, einander zu verlassen, weckte starke Ängste und Aggressionen. Beide merkten wir, daß ein Verhältnis, wenn es befriedigend sein soll, die ständige intensive Kommunikation mit anderen braucht. In der Kommune war es mit der hilfreichen Korrektur der anderen viel leichter gewesen, sich seine eigenen Schwächen einzugestehen und zu seinen aggressiven Reaktionen Distanz zu gewinnen.

Eike und Christel wollten von vornherein eine neue Kommune machen. Die Auseinandersetzungen zu zweit und der von Christel beschriebene individuelle und politische Emanzipationsprozeß (vgl. Kapitel V) konkretisierten unsere Auffassung davon, wie eine Kommune sinnvoll gebildet werden könnte. Für eine Übergangszeit lebten wir mit fünf anderen Menschen zusammen, die gemeinsam im Kinderladen arbeiteten. Es stellte sich heraus, daß das Interesse für Kindererziehung noch nicht ausreichte, eine stabile gemeinsame Interessenbasis herzustellen. Die Konfliktsituationen, die aus verschiedenen Interessen herrührten und die wir aus der Geschichte der Kommune 2 kannten, wiederholten sich. Damit stand endgültig für uns fest, daß wir eine neue Kommune nur mit Genossen bilden wollten, mit denen wir in einer verbindlichen Organisation politisch arbeiten. Seit Mai 1969 leben wir mit Genossen zusammen, mit denen uns eine lange gemeinsame Arbeit in einer Betriebsbasisgruppe verbindet.

Durch die gemeinsame Arbeit sind die im Zusammenleben notwendigen Konflikte versachlicht worden. Die individuellen psychischen Probleme dominieren nicht unser ganzes Leben wie zeitweise in der Kommune 2. Die Alternativerfahren, die wir in der Basis-Arbeit und in gemeinsamen Aktionen machen, schaffen einen Zusammenhalt, der leichter über individuelle Arbeitshemmungen, Konflikte im Verhältnis oder im Gruppenleben hinweghilft.

Christels wichtigste Erfahrung in der jetzigen Kommune ist, daß die Solidarität, die die Frauen in politischen Kollektiven gegen

irrationale Unterdrückung durch die Männer gewonnen haben, sich auch auf die Kommune überträgt. Müssen wir noch sagen, daß wir uns ein Leben in einer Kleinfamilie oder allein nicht mehr vorstellen können?

Jan

ich hatte schon in den Wochen vor dem Auseinanderfallen der Kommune angefangen, zu überlegen, was ich machen soll, wenn es nicht mehr weiter geht. Ich war aber niemals zu irgendeinem Entschluß gekommen. Ich ging damals wieder häufiger weg, vor allem abends in Kneipen, um andere Leute zu treffen und mit ihnen zu reden. Daneben lief die Alltagsorganisation in der Kommune weiter, außerdem die Arbeit im Kinderladen. Aber bei allen Aktivitäten drängte sich immer wieder die gleiche Frage auf: Was hat sich in diesem Jahr verändert? Kann ich damit überhaupt was anfangen, läßt es sich umsetzen? Wie soll ich weiterleben?

Ich fand damals keine richtige Antwort, konnte immer nur negativ sagen, was nicht geht: ich wollte nicht alleine leben, wollte nicht so wie früher studieren, wollte nicht wie früher abstrakte Theorie konsumieren, ohne damit was beginnen zu können. Diese Undeutlichkeit hielt einige Monate an. Erst nach und nach konnte ich mir selbst genauer angeben, welche Erfahrungen ich in der Kommune gemacht hatte. Ich will das an einigen Beispielen beschreiben.

Ende August zog ich aus der Kommune aus und lebte etwa ein 3/4 Jahr in einer anderen Gemeinschaftswohnung. Meine Arbeit (Kinderladen, Uni-Projektgruppe-Sozialisation, Kommunebuch) war in dieser Zeit entscheidend von den Schwierigkeiten bestimmt, die bei mir in meinem ersten längeren Verhältnis aufbrachen.

Die Verdrängungsmethoden, die mir während der Analyse – abstrakt bei mir, real bei den anderen – bewußt geworden waren funktionierten nicht mehr. Ich merkte, das die Kommune-Erfahrungen bei mir einen Kompensationsmechanismus zerstört hatten: Früher zog ich mich bei jedem Konflikt, der mich in irgendeiner Form aus dem Gleichgewicht zu stoßen drohte, auf mich selbst

zurück und kapselte mich ein. Gab es beispielsweise in einem Verhältnis, das ich hatte, Konflikte, so brach eher das Verhältnis auseinander, als daß ich meine Schwierigkeiten an mich herangelassen hätte. Ich mußte einen großen Teil meiner Energie dazu verwenden, Konflikte zuzudecken. Meine in einem Verhältnis entstehenden Ängste konnte ich beispielsweise gar nicht verstehen, sondern nur unterdrücken. Damit lähmte ich mich in meiner Spontaneität.

Die Erfahrungen in der Kommune hatten diese Schwierigkeiten nicht aufgehoben, sondern mir möglich gemacht, meine Schwierigkeiten als einen Teil von mir selber zu akzeptieren. Aber was heißt: die eigenen Schwierigkeiten akzeptieren zu können? Es ist sehr schwer zu erklären. Mir stellt es sich als Erweiterung meiner Person und meiner Selbstidentität dar.

In der Zeit vor der Kommune konnte ich aktiv mit diesen Schwierigkeiten nur fertig werden, indem ich sie verdrängte. Durch die Erfahrungen in der Kommune, die ausführlich im Analysekapitel beschrieben sind, gab es für mich erstmals eine Möglichkeit, meine Isolation zu durchbrechen. Ich konnte erstmals meine Schwierigkeiten an mich heranlassen, ohne gleichzeitig ohnmächtig und passiv zu werden, weil wir gemeinsam versuchten, Methoden zu finden, mit denen diese individuellen Schwierigkeiten bearbeitet werden können. Subjektiv erfuhr ich diesen Prozeß als Bereicherung und Erweiterung meiner Person. „Ich selbst“: das war mehr als früher: nicht nur die Bereiche, in denen ich etwas konnte und wo ich aktiv war, sondern auch die Bereiche, in denen ich Schwierigkeiten hatte und die ich vorher immer abwehren mußte. Diese Erweiterung und Vertiefung meiner Selbstidentität ermöglichte mir auch endlich, meine individuellen Schwierigkeiten als gesellschaftlich bedingte zu begreifen und so auch aktiver gegen deren gesellschaftliche Ursachen kämpfen zu können.

Diese Erfahrungen konkretisierten sich in der Zeit nach der Kommune: Ich hatte gelernt, daß ich gerade das brauchte und machen mußte, wovor ich früher eine dumpfe Angst hatte und erstmals ging es auch: ein intensives Verhältnis, Konzentration meiner Affekte auf eine Person, Austragung von Konflikten, Durchsetzung von Interessen und Bedürfnissen. Ähnlich war die

Veränderung in meinen Möglichkeiten, politisch zu arbeiten. Ich arbeitete etwa bis Ende des Jahres aktiv im Kinderladen mit. Dabei gelang es das erste Mal, in diese Arbeit meine Interessen einzubringen. Die theoretische Arbeit war zwar nach wie vor anstrengend, aber sie machte Spaß und war befriedigend. Meine Arbeitsstörungen hatten nachgelassen; ich bekam ein neues Verhältnis zur Arbeit und zu den anderen Genossen, mit denen ich zusammen arbeitete. In dem sich langsam entwickelnden Kollektiv gelang es mir, einen Teil der drückenden Konkurrenzangst loszuwerden. Wenn einer der anderen auf irgendeinem Gebiet besser war als ich, empfand ich das nicht als falschen Ansporn; es entstand kein Konkurrenzgefühl bei mir. Vielmehr hatte ich die Sicherheit, daß ich in diesem Kollektiv meine eigenen Fähigkeiten produktiv entfalten kann.

In der Wohnung, in der ich in dieser Zeit lebte, arbeiteten fast alle an verschiedenen Projekten. Die Verschiedenartigkeit der Arbeitsgebiete ließ kaum eine gemeinsame Organisation aufkommen, erst im Laufe der Zeit planten wir den Bereich des gemeinsamen Konsums. Anders als in der Kommune waren die Interessen der Einzelnen ziemlich klar festgelegt; jeder Versuch, diese Interessen auf einen gemeinsamen Punkt hin zu definieren wäre mit einem falschen Zwang verbunden gewesen und war deshalb unmöglich. Ich merkte nochmal, daß neben der Sympathie, die man für jemanden empfinden muß, wenn man mit ihm zusammen leben will, vor allem die gemeinsamen Interessen von Bedeutung sind. Aber diese gemeinsamen Interessen müssen schon praktisch sein, abstrakt kann man sich leicht darauf festlegen. In der folgenden Zeit zeigte sich für mich, daß diese Bedingung sehr schwer zu erfüllen ist.

Für mich stellte sich raus: Wenn man auf einem neuen Gebiet zu arbeiten beginnt, ist es richtiger, zeitweise allein zu leben, als unter völlig verschiedenen Voraussetzungen und Interessen in einer Gemeinschaftswohnung zu sein.

Die Bedeutung, die die Kommune für mich hatte, wurde mir also erst in dieser veränderten äußeren Situation bewußt. Ich hatte in der Kommune eine Entwicklung durchlaufen, die ich allein wahrscheinlich nie geschafft hätte. Ich konnte besser arbeiten als früher, war in

der Lage, ein intensives Verhältnis einzugehen, wurde unabhängiger und lernte, meine Interessen deutlicher zu vertreten. Aber das war nicht alles. Denn in dem Maße, in dem ich merkte, daß meine individuellen Schwierigkeiten gesellschaftliche Ursachen haben, erkannte ich auch, daß der Versuch, diese Schwierigkeiten zu beheben, die Isolation zu durchbrechen, kein einmaliger Akt sein kann. Vielmehr bedeutet er eine ständige und immer wieder erneute eigene Anstrengung. Wo diese Anstrengung in die Zufriedenheit umschlug: „ich habs ja geschafft!“, setzten sich die alten Strukturen wieder durch. Aber selbst wo das passierte, - beispielsweise im Bereich des Zusammenlebens: Verhältnis oder Gemeinschaftswohnung - war diese Wiederholung früherer Erfahrungen nicht so bedrückend.

Das Bewußtsein, meine Isolation mal durchbrochen zu haben, es mal geschafft zu haben, mir meine eigene Geschichte anzueignen, gab mir eine neue Sicherheit: Ich werde es auch wieder schaffen. Und gleichzeitig reduzierte sich meine frühere Angst: daß ich in die bestehenden Institutionen integriert werde, wenn ich ein Examen mache; daß ich aus der sozialistischen Bewegung herausfalle, mich selbst isoliere, wenn ich mich vorübergehend aus der praktischen Arbeit zurückziehe, usw. Diese neue Sicherheit ist für mich wahrscheinlich das wichtigste Ergebnis aus den Kommuneerfahrungen, weil sie mir Aktivität und Selbstverfügung ermöglicht.

Marion

Es war nicht gerade einfach für mich, als wir die Analyse abbrachen. Wir waren endgültig gescheitert mit unserem Versuch, durch das Zusammenleben die Vereinzelung des Individuums aufzuheben; eine Menge Hoffnungen gingen baden, Energie und Gefühle, die wir investiert hatten, waren frustriert und hatten kein Ziel mehr.

Ich selbst war wohl am meisten verzweifelt von allen. Mein psychischer Zustand machte es mir fast unmöglich, dieses Scheitern zu verarbeiten: Die notwendige Regression in der Analyse war mitten in einer entscheidenden Phase abgebrochen, ich war gerade dabei, einen tiefgehenden Konflikt neu zu durchleben; dazu kam meine Unfähigkeit in der Beziehung zu Eberhard und meiner Freundschaft mit Jan einigermaßen klarzukommen.

Etwa einen Monat, bevor wir mit der Analyse aufhörten, hatte ich in einer Sitzung eine Begegnung mit meiner Mutter erinnert, die mich nach einjähriger Trennung aus einem Kinderheim abholen wollte – sie schien mir wie ein düsterer Engel in ihrem schwarzen Kleid – mein Vater war gerade gestorben. Ich schwankte zwischen dem Bedürfnis, mich in ihre Arme zu stürzen, um ihre Wärme und Zärtlichkeit zu spüren, und der Angst, doch wieder alles zu verlieren, wenn ich mich diesem Gefühl hingabe. Ich blieb wie gelähmt stehen und übersah ihre ausgebreiteten Arme. Die in der emotionalen Wiederholung dieses Erlebnisses bewußt gewordene Ambivalenz zwischen dem Wunsch nach Hingabe, Vertrauen und Sichfallenlassen und der Angst davor, die wohl schon immer meine Beziehung zur Umwelt geprägt hat, hätte jetzt in der Analyse weiter bearbeitet werden müssen. Aber wir kamen nicht mehr dazu. Seit dem Attentat auf Rudi Dutschke forderte unser politisches Engagement den Einsatz eines Großteils unserer Energien – für die Gruppenanalyse hatten wir immer weniger Zeit. Ich exponierte mich wohl am meisten mit der Forderung, die Analyse weiterzumachen. Ich hielt sie im damaligen Stadium für wichtiger als die Arbeit nach außen, deren objektive Notwendigkeit ich einsah. Hier ging sie jedoch auf meine Kosten. Meine Wut über das Versagen der Gruppe konnte ich nur noch masochistisch verarbeiten, ich versank in Depressionen, und fand es unmenschlich, mit einem schweren Konflikt allein fertigwerden zu müssen, der durch unser Zusammenleben und die Analyse so stark aktiviert worden war: schließlich hatten wir alle uns bewußt dafür entschieden, unsere Schwierigkeiten in der Gruppe zu bearbeiten, und daher auch die gemeinsame Verpflichtung, uns gegenseitig weiterzuhelfen. Ich übersah, daß die anderen in einer ähnlich verzweifelten Situation waren wie ich, vielleicht nicht ganz so labil, weil sie die Möglichkeit der Kompensation in politischer Arbeit fanden. Ich versuchte zwar auch, mich bei einer Gruppe zu engagieren, war damals jedoch zu einer kontinuierlichen Arbeit unfähiger denn je.

Auch aus einem anderen Grunde warf mich die abgebrochene Gruppenanalyse unheimlich zurück: ich will etwas weiter ausholen, um das zu erklären. Bevor ich im August 1967 in die Kommune zog, war ich schon einige Jahre mit linksradikalen Gruppen zusammengewesen und hatte mich an Arbeitskreisen beteiligt. Als vor etwa

fünf Jahren oppositionelle Gruppen angingen, sich vom pazifistischen Ostermarsch zu emanzipieren, solidarisierten sie sich zunächst mit dem Befreiungskampf der Völker in der dritten Welt. In München wurden damals Arbeitskreise gebildet, die angingen methodisch die Geschichte von der französischen Revolution bis zur kritischen Theorie der Frankfurter Schule aufzuarbeiten – durch eine Analyse der Geschichte den Träger für den notwendigen revolutionären Prozeß der Gegenwart zu finden. Es kam die Zeit der ersten anarchistischen Einzelaktionen, der Massenversammlungen an der Uni und der ersten größeren illegalen Demonstrationen. Ich machte überall begeistert mit, hatte endlich einen äußeren Feind gefunden und kapierte in theoretischer Arbeit, die mir äußerst schwer fiel, langsam gesellschaftliche Zusammenhänge. Ich lernte, von meiner Person zu abstrahieren, begriff soziale Umstände als Ursache psychischen Fehlverhaltens, dieses wieder als Folge der autoritären Erziehung und diese wieder als gesellschaftliche Notwendigkeit. Entfremdung, Verelendung und Ausbeutung als Grundpfeiler unserer Gesellschaftsstruktur, geplanter Verschleiß und tote Kosten als Notwendigkeit für das Funktionieren des Kapitalismus auf Kosten der unterdrückten Individuen – endlich hatte ich Begriffe für das Unbehagen, das mich schon lange quälte.

Es war das erstmal, daß ich versuchte, wissenschaftlich zu arbeiten. Ich hatte weder Abitur noch Studium, die anderen waren geübter als ich, und ihr Wissen und Diskussionsniveau waren für mich der Maßstab. Ich konnte zwar alles begreifen, war aber all die Jahre über kaum fähig, mein Wissen umzusetzen, es fiel mir schwer, ein vorbereitetes Referat zu halten, zu festgesetzten Terminen etwas zu lesen oder auch nur in Diskussionen meinen Mund aufzumachen. Auch dafür hatte ich den passenden Begriff – Leistungsangst – aber ich konnte nichts daran ändern. Ich bewunderte und beneidete andere, die ihr Wissen mitteilen und in Diskussionen differenzieren konnten, und schwieg. Sie waren trainiert, und ich hoffte, durch lange und intensive Wissensakkumulationen mal so zu werden. Aber an meinem Schweigen änderte sich nichts, ich wagte kaum, mit jemand über diese Schwierigkeit zu sprechen, ich fürchtete, mich bloßzustellen. Wir hatten auch wenig persönlichen Kontakt untereinander. Die Probleme der einzelnen in so einer Arbeitsgruppe blieben lange Zeit tabu – bis aus Berlin die ersten Kommu-

nediskussionen ruckbar wurden. Da begannen wir zaghaft, dieses oder jenes Problem anzudeuten, kamen aber nicht weiter damit. So lebte und arbeitete ich also in dem ständigen Zwiespalt zwischen meinem in der Zwischenzeit verinnerlichten Leistungsanspruch und der Schwierigkeit, diesem gerecht zu werden. Meine mangelnde Beteiligung bei Diskussionen glich ich durch Mut und Aggressivität bei illegalen Aktionen aus, was mir zusammen mit meiner langjährigen Verbindung mit Dieter, der Autorität damals in München, zu einem passablen Image verhalf.

Nach meinem Einzug in die Kommune 2 veränderte sich das allmählich. Da hier auch ganz simple Sachen gemeinsam behandelt wurden, fiel es mir leicht, erstmal überhaupt anzufangen zu sprechen. Als diese Hemmung überwunden war, gelang es mir dann auch leichter, in inhaltlich anspruchsvollen Auseinandersetzungen mit zu diskutieren und ich merkte, daß ich nicht in den Boden versank, wenn ich mal den Faden verlor – so wie jetzt: Diese Präliminarien sollten eigentlich nur erklären, was mir so sehr fehlte, als wir die Gruppenarbeit in Sachen Analyse beendeten. Hier – in der aktiven Analyse, als Analytikerin also – fand ich endlich die Möglichkeit, mein Wissen anzuwenden, das ich all die Jahre über gespeichert hatte. Ich hatte endlich eine Form der Produktivität gefunden, die mich nicht unter Leistungsdruck setzte, sondern mich als Tätigkeit faszinierte, weil ich es hier mit ganz konkreten Ergebnissen und Gefühlen von anderen Menschen zu tun hatte. Die mußte ich bei mir aktivieren, ordnen, auswerten, ich mußte von ihnen abstrahieren, um wieder konkrete Ansatzpunkte zu finden. Außerdem fand ich über diese „Arbeit“ Bestätigung durch meine Freunde, wie ich sie nie zuvor bei einer meiner Leistungen erfahren habe.

Als wir die Gruppenanalyse abbrachen, verlor ich eine Möglichkeit der Entäußerung, die mich nicht nur subjektiv befriedigte, sondern auch objektiven Stellenwert hatte. Ich meine, wir hätten mit diesem einmaligen Experiment – mit sehr viel Energie und über weitere Umwege sicherlich – eine progressive, nicht angepasste Gruppenanalyse entwickelt können. Das hätte vielen, die die Psychoanalyse heute bejahen, ermöglicht, durch eine nicht von ihrer übrigen Existenz losgelöste Therapie ihre Persönlichkeitsstruktur zu

verändern und zu stabilisieren – nicht zuletzt, um besser eine kontinuierliche politische Arbeit leisten zu können.

In den folgenden Monaten arbeiteten wir noch im Kinderladen zusammen, lebten weiter in einer Wohnung, versorgten gemeinsam die Kinder, aßen ab und zu ohne große Lust und Freude zusammen. Niemand sah noch einen Sinn in diesem Zusammenleben, aber keiner brachte es fertig, zu gehen, obwohl Christel und Eike schon länger vorgehabt hatten, auszuziehen und auf keinen Fall in der Wohnung bleiben wollten. Wir fanden aber nicht den Mut, uns aus der fragwürdigen Sicherheit dieser abgestandenen Beziehungen zu lösen und etwas Neues anzufangen. Ich muß ehrlich sagen, daß ich oft mit Ungeduld darauf wartete, daß Christel und Eike ihr Vorhaben wahr machen und ausziehen würden. Denn ich versprach mir von dem Vakuum, das dann zwangsläufig entstehen würde, mehr Druck, sich etwas Neues einfallen zu lassen, als von dieser depressiven Klebrigkeit, die uns aneinanderkettete. Groteskerweise wehrten wir uns alle mindestens verbal gegen eine Existenz außerhalb einer Gruppe und hielten die alten Kommune-Ideale auch während dieser Zeit wie Schilder vor unser Leben, in das wir in diesen Monaten flüchteten: Zwei isolierte Kleinfamilien in einer großen Wohnung, die immer mehr verkam. Ein Horrorclan – mit einer gemeinsamen Vergangenheit als Gruppe, aber ohne momentane Beziehung zueinander und ohne gemeinsame Zukunft.

Wider besseres rationales Wissen versuchte ich nun, da die Kommune 2 von ihrer Idee her gescheitert war, all die frustrierten Ansprüche an die Gruppe auf mein Verhältnis mit Eberhard zu konzentrieren. Ich wollte von Gemeinschaft nichts mehr wissen, andere Gruppen, die eine Alternative hätten sein können, gab es nicht oder ich kannte sie nicht. So wollte ich das Fiasko erst mal in der Wonne trauter Zweisamkeit verarbeiten und dann – so stellte ich mir das vor – irgendwann mal mit neuer Energie und Ideen mit anderen etwas anfangen. Regeneration in den Armen des Geliebten – es wurde nichts daraus. Meine Ansprüche, bisher auf die Gruppe verteilt, konzentrierten sich auf eine Person, die geringste Enttäuschung trieb mich heulend in einen Winkel meines Zimmers, den ich dann stunden- oder tagelang nicht verließ. Meine Depressionen trieben Eberhard in die Flucht, er engagierte sich immer mehr in

irgendwelchen Arbeiten. Das war seine Art, mit dem Bruch fertig zu werden, und er interessierte sich mehr und mehr für andere Mädchen. Hatte ich in früheren Verhältnissen gelegentliche Beziehungen zu anderen Mädchen einigermaßen realistisch eingeschätzt und mich entsprechend verhalten, so bedeutete das im jetzigen Zustand eine permanente Bedrohung mit Liebesentzug. Ich wurde immer deprimierter, aber je öfter ich weinte, desto öfter war Eberhard weg; er glaubte, mir sowieso nicht helfen zu können. Ein teuflischer Kreislauf – aber trotzdem führen wir zusammen nach Frankreich und nahmen die Grisca mit. Diese Reise bestätigte Eberhard, daß er nie ein Zweierverhältnis außerhalb einer Gruppe machen könnte. Ich wollte zwar nach wie vor nichts von einem Kommuneleben wissen – der Schock saß zu tief – immerhin sah ich ein, daß es mit Eberhard wohl nicht gehen würde, alleine zu wohnen. Durch die ständigen Versagungen wurde ich immer mehr an das Objekt meiner Wünsche fixiert, ich wollte erzwingen, was ich nicht haben sollte. Ich kam nicht von diesem Verhältnis los und konnte es nicht ändern. Eberhard setzte dieser monatelangen Quälerei ein Ende, als er mir in Uttendorf das Verhältnis kündigte, weil ich mit K. geschlafen hatte, in einer Situation, als es ihm nicht sehr gut ging. (vgl. Eberhards Bericht; ich habe wenig Lust, darüber zu schreiben, weil ich noch zu sehr unter dem Kommune-Trauma stand, um mich für eine Gruppe engagieren zu können).

Aus Uttendorf zurück fanden wir die Wohnung voll von merkwürdigen Gestalten, die sich inzwischen hier eingenistet hatten. Es waren Hasch-Raucher und Trip-Schlucker. Sie verbreiteten eine Atmosphäre, der ich zunächst ablehnend gegenüber stand. Ich begriff nicht, wie man so offensichtlich ohne Bezug zu dem, was bisher meine Vorstellung geprägt hatte, leben konnte. Außerdem war ihre Lebensform recht chaotisch, und das störte mich zu einer Zeit, wo ich noch innere Unausgeglichenheit durch äußere Ordnung korrigieren wollte. Doch bald saß ich immer öfter mit ihnen zusammen, rauchte, hörte Musik, und fühlte mich zum erstenmal seit langer Zeit einigermaßen ruhig und wohl. Schon in Uttendorf hatte sich ein Lager von „Rauchern“ gebildet, das bei den anderen – Eberhard an der Spitze – auf heftige Reaktionsbildungen stieß. Hier entstand schnell eine ähnliche Situation: Leute die rauchen, arbeiten nicht politisch, das war der stereotype Vorwurf, oder: sie verhalten

sich nicht realitätsgerecht. Einige Wochen wirkten bei mir noch die alten Wertmaßstäbe, dann bildete sich wohl so eine Art Lust an der Opposition gegenüber den anderen, die so mechanisch und uninteressiert an allem Spielerischen, Lustvollen ihren politischen Aktivitäten nachgingen und die Raucher wie amüsante, exotische, aber unnütze Wesen behandelten, mit denen man sich mal zusammensetzen konnte, aber streng getrennt von der übrigen Aktivität – sozusagen den Joint nach dem Abendessen.

Es dauerte nicht lange, und ich war voll angeturnt – ausgeflippt aus dem unbefriedigenden Leben des letzten Dreivierteljahres. Ich ließ mich ziemlich unreflektiert treiben: ich brachte es fertig, ohne schlechtes Gewissen Demonstrationen fernzubleiben, machte auch nicht weiter beim Kommunebuch mit, für das ich noch zusammen mit Jan das Analysekapitel, mit Eberhard das Alltagskapitel zu schreiben begonnen hatte. Ich lebte völlig in der Gegenwart, längst vergangene schmerzliche Ereignisse zu rekonstruieren erschien mir unsinnig. Als dann die Raucher aus der K 2-Wohnung rausgeschmissen wurden, ging ich mit; Grisca ließ ich dort, ich habe mich damals ganz bewußt von ihr getrennt, weil ich merkte, daß ich für einige Zeit viel zu intensiv mit mir und den neuen Erfahrungen beschäftigt sein würde, um mit ihr viel anfangen zu können.

Das war das erstmal, daß ich so konsequent meine ureigensten Bedürfnisse und Interessen gegen die Anderen und gegen meine eigenen rationalen Bedenken durchsetzen konnte. Das war eine der wichtigsten Erfahrungen der letzten Jahre, daß ich gegenüber meinen Ansprüchen meine unmittelbaren Bedürfnisse leben konnte, was ich sonst im stillen bezweifelt hatte. Ich glaube, dadurch gelang es mir auch, die unglückliche Fixierung an meine Ansprüche, die ich in der Kommune immer an die anderen stellen mußte, zu überwinden. Ich habe es schon erwähnt, daß ich unbewußt ständig Hilfe, Zuneigung erwartete, in einem fast unerfüllbaren Maß, um zwangsläufig immer wieder frustriert zu werden. Jetzt konnte ich endlich tun, was ich wollte, ohne von anderen etwas zu verlangen. Heute kann ich das einigermaßen einordnen, damals ließ ich mich einfach von der Situation treiben. Ich versenkte mich in Musik und Bewegung, wie es mir noch nie möglich war, nahm Nuancen zwischenmenschlicher Beziehungen wahr, die ich sonst übersehen

hatte, und erlebte auf meinen Trips psychoanalytische Zusammenhänge, die ich von der Theorie und unserer Gruppenanalyse her kannte. Jetzt sah ich sie sozusagen im Zeitlupentempo bildlich entstehen.

Ich will das hier nicht alles beschreiben, ich bin auch der Meinung, jeder sollte selbst ausprobieren und sehen, was er mit Haschisch und LSD anfangen kann. Ich weiß nicht genau, was es war, aber ich wurde sehr selbstsicher und war wie nie zuvor davon überzeugt, daß es richtig war, so zu leben. Erstmals konnte ich ohne „Entzugserscheinungen“ ohne ein festes Verhältnis auskommen. Ich merkte, wie sehr die Erlebnisbreite durch ein Verhältnis eingeschränkt werden kann. Ich habe mich endlich von der irrationalen Abhängigkeit von einer Person freigemacht, als ich erfuhr, daß man auch ohne eine Bindung existieren kann. Die Bedingungslosigkeit, mit der wir das Lustprinzip lebten, war extrem, und gerade das halte ich für wichtig. Man sollte ruhig einmal alles, was man tut, mit dieser Bedingungslosigkeit machen.

Leider zerfiel jener Kreis nach und nach auf recht merkwürdige Art und Weise. Das war vielleicht die Folge davon, daß wir uns nie um die tieferen Konflikte der anderen gekümmert hatten und vor allem, weil wir keine Möglichkeit fanden, etwas miteinander anzufangen, außer Spaß zu haben. Daran krankt hier der ganze Underground; das in Aktivität umzusetzen, was er auf seinen Reisen erfährt. Die sporadischen Ansätze der „umherschweifenden Hasch-Rebellen“ versuchen das, und ich habe mir überlegt, einen Laden, in dem man das bekommt, womit man sein verändertes Lebensgefühl ausdrücken kann, aufzumachen, etwa Kleider usw.; er müßte gleichzeitig als Zentrum dienen, wo man Leute trifft, die man treffen möchte – irgendwas muß uns allerdings dazu noch einfallen, damit so ein Versuch nicht ebenso im Unverbindlichen stecken bleibt und sich verläuft, wie ähnliche Versuche vorher. Aber keine Phantasie mehr über Sachen, die noch nicht mal angefangen sind!

Nun noch kurz etwas darüber, wie ich mir künftig das Zusammenleben in einer Gruppe vorstelle: der Inhalt dieses Zusammenlebens sollte nicht ein vorausbestimmtes politisches Programm sein, weil der Anspruch, theoretisch und praktisch

Avantgarde der linken Bewegung zu sein, einfach die meisten überfordert. Ich stelle mir vor, daß die Gruppe aus Leuten besteht, die miteinander etwas anfangen könne, sich mögen, zusammen spielen und Spaß haben können. Die Gemeinschaft würde vor allem die Aufgabe haben, die Frustrationen, die man draußen erfährt, aufzufangen, ob sie bei der Arbeit in einer politischen Gruppe oder durch die gesellschaftliche Repression direkt entstehen. Der Ausgleich wäre das, was man in dieser Gemeinschaft erlebt an Kommunikation und Freude daran, zusammen zu sein – mit oder ohne Drogen.

Eine bessere Familie? Vielleicht – aber eine, die den einzelnen als das nimmt, was er ist und ihn und seine Bedürfnisse respektiert und ihn stärkt, nach außen, wenn nötig, aggressiv und aktiv zu sein!

VIII. DIE NEUE FUNKTION VON KOMMUNEN FÜR DIE SOZIALISTISCHE ORGANISATION

Die Geschichte einer Kommune, die wir in den vorigen Kapiteln zu beschreiben versucht haben, ist natürlich reich an biographischen Zufälligkeiten. Sie ist in dieser spezifischen Form geprägt durch die je besonderen Charaktereigenschaften der beteiligten Individuen, durch die besondere Gruppenstruktur, die das Zusammenleben eben dieser Menschen ergab. Zugleich aber möchten wir daran festhalten, daß die Entstehung der Kommune 2, ihre Entwicklung und ihre Auflösung auch bestimmt waren von den allgemeinen Bedingungen, unter denen die neue sozialistische Bewegung sich zu entfalten beginnt. Insofern will dieses Buch mehr sein als eine Gruppen-Biographie. Die verallgemeinernden Schlußfolgerungen darüber, unter welchen Bedingungen eine Kommune sinnvoll funktionieren kann, nehmen die unsystematisierten Erfahrungen anderer Wohnkollektive in Westberlin mit auf. Sie bestätigen – so meinen wir – die wesentlichen Lernprozesse und Konsequenzen unserer eigenen Kommune-Geschichte.

Um die objektiven Bedingungen dieser Geschichte herauszuarbeiten, müssen wir uns noch einmal an deren Anfang versetzen.

Die Urkommune hatte an sich selbst einen totalen Anspruch gestellt: sie wollte ihre Mitglieder radikal verändern, um beizutragen zur radikalen Veränderung aller unterdrückenden Gesellschaftsverhältnisse. Der Utopie aber, die in den Köpfen der Studenten zuerst sich wieder entzündet hatte an den Befreiungskämpfen der Völker in anderen Kontinenten, fehlte in den damaligen politischen Verhältnissen Westdeutschlands der Leib. Es gab keine kämpfende Klasse, keine deutlich vorgeschriebene Theorie und Praxis der Befreiung, an der die Utopie sich hätte orientieren können. Wir haben im II. Kapitel beschrieben, wie die Versuche fehlschlügen, politisch verbindlich arbeitende Gruppen zu bilden.

Was die Kommune-Gruppe zusammenbrachte, war demgegenüber einzig ihr abstrakter Anspruch auf Verbindlichkeit – eine Verbindlichkeit, die zunächst inhaltlich nicht anders bestimmt werden konnte als in der Forderung, die ganze Existenz für die gesellschaftliche Veränderung einsetzen zu sollen. Die zufällige Zusammensetzung der Kommune

hatte darin ihren notwendigen Grund. Weil es keine langfristige organisierten politischen Gruppen gab, fanden sich nicht genug Menschen, deren Interessen durch eine gemeinsame Arbeit so weit vorstrukturiert waren, daß auf dieser Basis ein Wohnkollektiv hätte gebildet werden können. Diejenigen, die bereit waren, sich auf das Experiment Kommune einzulassen, kamen aus den heterogensten Interessen und Motiven zusammen.

Die Idee, persönliche und politische Schwierigkeiten in Wohnkollektiven lösen zu wollen, entsprang der allgemeinen Problematik der antiautoritären Rebellion. Das Fehlen einer kämpfenden Klasse verstrickte die aus dem kleinen und mittleren Bürgertum stammenden, vorwiegend studentischen Rebellen in einen chaotischen Konflikt mit sich selbst. Sie wollten sich nicht mehr mit der eigenen bürgerlichen Herkunft identifizieren, sie konnten sich andererseits nicht mit einem revolutionären Subjekt identifizieren. (Die Identifikation mit den Befreiungsbewegungen konnte realerwise nur den Akt der erfolgreichen Auflehnung betreffen, nicht die dort kämpfenden Menschen und deren Methoden des Kampfes.)

Die klassenspezifische Form der Unterdrückung, der die bürgerlichen Studenten unterliegen, ist weniger als die der Arbeiter durch ökonomische Zwänge bestimmt. Sie wirkt viel stärker als verinnerlichte gesellschaftliche Norm, als psychischer Zwang. Wir müssen an diesen Sachverhalt erinnern, um zu erklären, warum psychologische Momente in der antiautoritären Rebellion eine so bedeutende Rolle spielten. (Um die allzu generalisierende Bemerkung wenigstens etwas zu differenzieren, ist darauf hinzuweisen, daß der Kern der antiautoritären Bewegung bis etwa 1969 gebildet wurde von Studenten der geisteswissenschaftlichen Fächer. Der relativ geringe Druck ihrer Studienanforderungen erlaubte ihnen leichter als den Studenten anderer Fächer, gesellschaftliche Verhältnisse kritisch-analytisch zu durchdringen und sich dagegen aufzulehnen. Gleichzeitig behielt ihre Auflehnung aber auch immer eine Spur von Luxus und Zufälligkeit. Sie war weniger durch die objektiven Bedingungen der täglichen Praxis im Studium und der des zukünftigen Berufs bestimmt. Der Zusammenhang der Rebellion konstituierte sich vor allem durch ein allgemeines Bewußtsein von der Totalität der Unterdrückung. Die scheinbare Zufälligkeit der Anlässe zur Aktion, heute Vietnam, morgen Springer,

übermorgen ein bornierter Verwaltungsakt der Universitätsbürokratie, mußte den Arbeitern stets besonders unverständlich erscheinen, deren Unterdrückung und die Auflehnung dagegen durch das Kontinuum der täglichen Plackerei und Entmenschlichung in der Produktion gegeben ist. Je mehr die Bewegung sich orientiert auf die Arbeiterklasse, desto mehr rücken die Studenten der Fachrichtungen ins Zentrum des Hochschulkampfes, die für die Produktion und Reproduktion des Kapitals von entscheidenderer Bedeutung sind als die relativ luxurierenden Geisteswissenschaftler: Naturwissenschaftler, Ingenieurstudenten, Lehrer. Damit verstärkt sich aber auch der Zwang für die sozialistischen Studenten, ihrer politischen Praxis eine an den jeweiligen Berufserwartungen orientierte Perspektive und damit Kontinuität zu geben.)

Der antiautoritäre Aufstand der bürgerlichen Individuen ist immer auch ein Aufstand gegen sich selbst, gegen jenen Teil der bürgerlichen Vergangenheit, den man als verinnerlichte Norm, als Lebensgewohnheit, als falsche Individualität mit sich trägt. Die Rebellion gegen die Repräsentanten der Väter führt zu einer tiefen Identitätskrise, einer psychischen Belastung, die das Individuum für längere Zeit nur aushalten kann, wenn es sich in diesem Kampf gegen sich selbst der Hilfe einer positiven Identifikation mit einer revolutionären Bewegung versichern kann. Für die meisten Schüler und Studenten war in den Jahren 1966–68 antiautoritäre Rebellion immer nur als kurzfristige Auflehnung möglich, nach der sie zunächst wieder in das bürgerliche Milieu zurückkehren mußten, um die psychische Spannung erträglich halten zu können. Nur wenige konnten die Kraft aufbringen, politische Aktion und methodische Arbeit an der eigenen Veränderung miteinander zu verbinden.

Wo der Anspruch auf totale Veränderung proklamiert wurde, entstand eine Tendenz zur Betonung der subjektiven Seite dieser Veränderung, der Spontaneität, der „privaten“ Probleme. In den zwei ersten Westberliner Kommunen als der organisatorischen Konsequenz dieses Anspruchs sollte radikal mit der bürgerlichen Vergangenheit gebrochen werden. In der Tat leisteten sie einen erheblichen Beitrag dazu, bisher selbstverständliche Gewohnheiten in Frage zu stellen. Die psychischen Konflikte, die dabei entstanden, konnten jedoch damals nicht durch Identifikation mit einer kämpfenden Bewegung objektiviert und in

einer gemeinsamen politischen Arbeit aufgehoben werden. Das verleitete zu einer Interpretationsweise, in der etwa Arbeitsschwierigkeiten wesentlich auf die besondere Konstellation der individuellen bürgerlichen Geschichte zurückgeführt wurden. Wollte man nicht vor ihnen kapitulieren, konnte man sie nur individuell, d.h. in bürgerlicher Weise therapeutisch behandeln. Eine politisch gefährliche Form hat diese subjektivistische Überspitzung des Leidens an den bestehenden Verhältnissen zeitweise dann angenommen, wenn die politische Aktion nur noch unter dem Aspekt der Bewältigung individueller Schwierigkeiten diskutiert wurde („bei einer Aktion, die mir keinen Spaß macht, mache ich nicht“). Wo dagegen, wie im allgemeinen in unserer Kommune, die Kategorien der politischen Diskussion von den subjektiven Ängsten, Neurosen und Frustrationen richtig getrennt wurden, drängten die letzteren zu einer Anwendung individualanalytischer Verfahren. Gerade aus der Konsequenz, mit der wir in unserer Form der Analyse diesen antiautoritären Versuch revolutionärer Veränderung auf die Spitze getrieben haben, haben wir praktisch begriffen, was uns vorher nur theoretisch plausibel war: Psychoanalytische Methoden (vorausgesetzt, ihre Technik wird richtig erlernt und angewendet) sind hilfreich, um schlimme psychische Störungen zu beheben. Ihre Kenntnis kann dazu beitragen, unsere eigenen Reaktionen und Verhaltensweisen besser verstehen zu lernen. Aber: Unsere bürgerliche Struktur, unser Individualismus können entscheidend nur in einer politischen Praxis überwunden werden, deren Richtung und Methoden bestimmt sein müssen von dem Ziel, die Rekonstruktion einer revolutionären Arbeiterklasse zu befördern.

Die neue Qualität politischer Arbeit

Die Auflösung der Kommune 2 fiel in eine Zeit, in der die strukturlose APO sich zu fraktionieren begann. In der Kampagne zum 1. Mai 1968 unternahmen sozialistische Gruppen innerhalb der APO zum erstenmal den Versuch, langfristig Probleme der Lohnabhängigen aufzunehmen. Das Entstehen verbindlich arbeitender Gruppen erlaubte uns auseinanderzugehen, ohne den Anspruch nach methodischer Veränderung der eigenen Existenz aufgeben zu müssen. Was heißt „verbindlich arbeitende Gruppen“? Es sind die dezentralisiert seit Ostern 1968 entstandenen Organisationskeime der Betriebsbasisgruppen, der Kinder-

läden, Sozialarbeiter und derjenigen Universitätsgruppen, deren politisches Arbeitsfeld außerhalb der Universitäten liegt. In ihnen haben sich im Verlauf der gemeinsamen Arbeit Tendenzen herausgeschält, die bisher persönlichen Bedürfnisse der einzelnen Genossen wenigstens teilweise gemeinsam zu diskutieren. Es war daher kein Zufall, daß unser Kommune-Kollektiv im Frühsommer 1968 erstmals gemeinsam nach außen zu arbeiten begann. Wir waren alle fünf beteiligt am Aufbau eines der ersten antiautoritären Kinderläden in Westberlin. Wenn dort über Kindererziehung diskutiert wurde, mußten notwendig Probleme der Eltern mitbesprochen werden. Der Arbeit wohnte wegen des starken Eigeninteresses ein Zwang zur Kontinuität und zur bisher vermißten Verbindlichkeit inne. Diese neue Qualität der politischen Arbeit hat sicher dazu beigetragen, daß wir uns als Wohnkollektiv auflösen konnten, um in jeweils besserer, d.h. den individuellen Interessen angemessener Weise neue Kommunen zu bilden.

Noch eindeutiger erscheint die tendenziell andere Struktur der entstehenden sozialistischen Kollektive am Beispiel einer Basisgruppe, die daran arbeitet, in Großbetrieben Betriebsgruppen aufzubauen. Die Probleme der Arbeiter in der Basisgruppe können von vornherein nicht als bloß individuelle interpretiert werden. Mit einer alleinstehenden Arbeiterin, die ihre zwei Kinder nicht in einem staatlichen Kindergarten unterbringen kann, kann die Basisgruppe sinnvoll diskutieren, ob man nicht einen Kinderladen für Arbeiterkinder einrichten soll. Die Einrichtung eines solchen Kinderladens läßt sich wieder benutzen zur weiteren Agitation in den Betrieben und zur Ausweitung der Betriebsgruppen. Das Problem der Arbeiterin wird in diesem Fall richtig als praktisch anzugreifendes Problem ihrer Klassenlage und damit aller anderen Arbeiterinnen in gleicher Lage aufgefaßt. Ein Genosse, dem gekündigt wurde, wird in der Basisgruppe zur Diskussion stellen, in welchem Betrieb er künftig arbeiten sollte, um eine Ausdehnung der Betriebskontakte zu fördern.

Was bedeutet aber kollektive Arbeit in der Basisgruppe für die bisher weitgehend individuellen Probleme der beteiligten Studenten? Dazu müssen wir den Charakter dieser Gruppen näher untersuchen.

1. Die Basisgruppe definiert sich von ihrer Zielsetzung her, die aus der theoretischen Einsicht von der Bedeutung der Arbeiterklasse für den revolutionären Kampf gewonnen wurde.

2. Wenn die Studenten in der Basisgruppe erfolgreich arbeiten wollen, müssen sie wenigstens zum Teil die Bedingungen übernehmen, die den Kampf der Arbeiter bestimmen: Kontinuität der politischen Arbeit und Einschränkung der rein individuellen Spontaneität. (Ob morgens um 6 Uhr vor dem Fabriktor Flugblätter verteilt werden oder ob eine Betriebszeitung regelmäßig erscheint, kann nicht abhängig gemacht werden von der eigenen Lust oder Unlust dazu.)

3. Ob die Studenten in der Lage sind, diese disziplinierenden Bedingungen zu akzeptieren und ihre psychischen Probleme zu relativieren, hängt zusammen mit der Funktion, die die kontinuierlich arbeitende Basisgruppe für das bürgerlich strukturierte Individuum hat. In der Identitätskrise des Intellektuellen, der mit seiner bürgerlichen Vergangenheit brechen muß, um die Eigenschaften (Solidarität, kollektives Bewußtsein) zu erwerben, die zum Kampf für den Kommunismus befähigen, bietet sie ihm das kollektive Identifikationsobjekt, mit dessen Hilfe der Autoritätskonflikt in einer tendenziell nicht mehr bürgerlichen Weise ausgetragen werden kann.

Die bürgerliche „Lösung“ des Konflikts der Rebellion gegen die personifizierten Autoritäten (als Stellvertreter der verinnerlichten Vater- und Mutterfiguren) war die, sich letztlich mit der Autorität zu identifizieren, indem man sich selbst zur Autorität machte (als Ehemann, Familienvater, Vorgesetzter). Wir haben gesehen, daß dieser Prozeß der Wiederkehr der Autoritäten sich regelmäßig noch in den rein theoretisch arbeitenden Gruppen der linken Studenten wiederholte, in denen theoretische Kenntnisse als Herrschaftswissen eingesetzt wurden. Das Neue in den Gruppen, die sich mit der Arbeiterklasse verbinden, ist, daß von ihrer Praxis ein Zwang ausgeht, die hierarchische Struktur und die nicht stets aufs neue legitimierte Autorität von Einzelpersonen infrage zu stellen. Dieser Prozeß des Abbaus hierarchischer Strukturen in der linken Bewegung wird von einem Bewußtsein her eingeleitet, das verstanden hat, daß Elemente des Kommunismus bereits vor und als Bedingung der Machtergreifung des Proletariats etabliert werden müssen. Wir begreifen Kommunismus mit Marx und Engels vor ihrer späteren Konstruktion einer Zwei-Phasen-Theorie der kommunistischen Revolution (vgl. Karl Korsch, 10 Thesen über Marxismus heute, in: alternative Nr. 41, Berlin 1965) nicht als einen „Zustand, der hergestellt werden soll, ein Ideal, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben (wird). Wir nennen Kommunismus

die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt.“ (Die deutsche Ideologie, Marx–Engels–Ausgabe Bd. 3) Die Elemente der zukünftigen Gesellschaft in Freiheit zu setzen heißt, alle Ansätze zu kollektiven Lebensformen und zur Solidarität bewußt zu fördern, jedes individualistische Denken und Handeln energisch zu bekämpfen. Als Regeln dieser Erziehung zur Kollektivität wären beispielsweise zu nennen: Die sozialistischen Organisationen müssen darauf hin wirken, daß nicht mehr Einzelne als ständige Sprecher der linken Bewegung auftreten. Ein sogenannter Studentenführer wie Cohn–Bendit ist nichts anderes als die Reproduktion des bourgeoisen Helden, der die bürgerliche Führer–Ideologie in den Köpfen der Lohnabhängigen befestigt. Die theoretische Produktion ist in erster Linie von Kollektiven, nicht von einzelnen „Chefideologen“ zu leisten, um den literarischen Besitzindividualismus abzubauen. Gerade die temporären Führer hätten sich der Mühe zu unterziehen, kleinere Aufgaben (wie etwa Streikposten stehen) zu übernehmen. Zugleich müssen die theoretisch fortgeschrittenen Genossen gezwungen werden, den Hauptanteil ihrer Arbeitskraft auf die Schulung zu verwenden, um ihr theoretisches Wissen zu kollektivieren. Dadurch wird einerseits die Verwendung theoretischen Wissens als individuelles Herrschaftsinstrument verhindert und andererseits die entscheidende Voraussetzung für eine wirkliche Selbsttätigkeit der Massen geschaffen.

Wenn wir in dieser Weise darauf hinwirken, die Arbeitsteilung in der linken Bewegung tendenziell aufzuheben, bleiben wir nicht in einem bloß utopischen Egalitäts–Wunsch befangen. Das Kriterium, an dem der erfolgreiche Abbau hierarchischer Strukturen sich mißt, ist für eine mit der Arbeiterklasse verbundene Organisation die Praxis. Von ihrem Ziel her, Selbsttätigkeit der Arbeiter zu initiieren, ließe sich rational feststellen, ob die Gruppe diesem Ziel näher kommt. Zum Beispiel kann eine Basisgruppe nach einigermaßen gesicherten Kriterien feststellen, ob in einer Betriebsgruppe, die zunächst von den mitarbeitenden Studenten dominiert wurde, die Arbeiter allmählich selbständig Konflikte aufzugreifen und strategisch zu diskutieren beginnen. Wenn etwa festgestellt wird, daß nach einem halben Jahr Arbeit eine Betriebszeitung immer noch hauptsächlich von Studenten geschrieben wird, während die Arbeiter im wesentlichen nur Informanten sind, läßt sich sagen, daß das Ziel, die Ausbildung der Arbeiter zu Kadern, nicht erreicht wurde. Es wäre dann zu diskutieren, mit welchen Methoden der

Schulung die Arbeiter sich instand setzen könnten, die Studenten als politisch dominierende Faktoren der Gruppe allmählich zu ersetzen, d.h. die hierarchische Struktur der Gruppe zu verändern.

Auf die in diesem Buch zentrale Frage – wie können antiautoritäre Individuen aus dem Bürgertum ihre bürgerliche Vergangenheit überwinden – haben wir versucht, eine vorläufige Antwort zu geben: das Individuum muß sich mit der Klasse verbinden, deren Stellung im Produktionsprozeß sie nach wie vor zum Subjekt der Revolution designiert. Die Basisgruppe ist eine mögliche organisatorische Form dieser Verbindung. In Westberlin entwickeln sich andere Formen der Zusammenarbeit zwischen Studenten und Arbeiterschaft, etwa in dem begonnenen Projekt medizinischer Beratungsstellen für Arbeiter oder in der Umstrukturierung antiautoritärer Kinderläden zu proletarischen. Es ist zu diskutieren, ob zu einer entscheidenden Veränderung des bürgerlichen Bewußtseins der Studenten es nicht notwendig wäre, daß sie selbst für längere Zeit in der Produktion arbeiten, wo immer das möglich ist. Zur Zeit zeigen sich die beschriebenen Tendenzen in den Betriebsbasisgruppen am deutlichsten. Aufgrund ihrer Erfahrungen können wir zunächst auch allein den Versuch machen, die psychischen Vorgänge des Abbaus personaler Autorität zu umreißen.

Die Angst bei der individuellen Auflehnung gegen Unterdrückung entspringt der realen Ohnmacht des Individuums gegenüber den gesellschaftlichen Herrschaftsinstitutionen. Sie hat ihre Wurzeln in der Ohnmacht des Kindes, das seine Auflehnung gegen die erwachsenen Autoritätspersonen mit Schuld– und Strafangst büßen muß. In der kollektiven Aktion wird diese Angst partiell durchbrochen. Für das bürgerlich strukturierte Individuum verringert sich damit der Zwang, mit der Angst vor den Folgen der Rebellion fertigzuwerden, indem es sich selbst im Bereich der Gruppe zur Autorität macht. Es braucht dem Zug zur Egalisierung nicht ein derartiges Maß an affektivem Widerstand entgegenzusetzen, wie er in nicht kollektiv handelnden Organisationen zu beobachten ist. Es ist leicht einsehbar, daß eine bürokratische Organisation, die auf der Teilung zwischen Leitung und Ausführung und auf der Unter– und Überordnung ihrer Mitglieder beruht, einer Tendenz zum Entstehen kommunistischen Bewußtseins von der psychischen Bewältigungsform ihrer Angehörigen her Widerstand entgegengesetzt. Die revolutionäre Organisation, die wir aufbauen müssen,

wird wesentlich daran zu messen sein, inwieweit sie die Anstrengungen zur Zerschlagung bürgerlichen Bewußtseins durch ihre Form begünstigt oder hindert. Als eine ihrer Hauptbedingungen wäre festzuhalten, daß die temporären Führer und Delegierten in zentralere Gremien gezwungen wären, immer wieder in die praktische Arbeit an der Basis zurückzukehren. Durch diesen Abbau der Führerposition wird innerhalb der Organisation die dem bürgerlichen Individuum innewohnende Tendenz zur personalen Identifikation unterbunden. Vergewaltigen wir uns noch einmal den Gegensatz der kollektiven Identifikationsform zur bürgerlichen und zu der des antiautoritären Rebellen:

1. Angesichts der Gewalt der gesellschaftlichen Institutionen hat das bürgerliche Individuum keine andere Wahl, sich in seiner Identität zu behaupten, als sich mit dieser Gewalt zu identifizieren. Je schwächer das Ich ist, desto mehr klammert sich das Individuum an die kollektiven Mächte wie Staat, Nation, Rasse, deren Vertreter psychisch als überhöhte Vater- und Muttergestalten erlebt werden. Die materiellen Bedingungen der bürgerlichen Mittelklassen (Konkurrenz der Kleineigentümer, Wettlauf um die Aufstiegspositionen bei Beamten und Angestellten) erschweren diesen die Ausbildung kollektiver Identifikationsformen. Das bürgerliche Individuum ist eher geneigt, sich personal mit Vorgesetzten und Führern zu identifizieren als mit den Menschen gleicher Klassenlage. Gegenüber Schwächeren (Kindern, Untergebenen) wird das bürgerliche Individuum zum Agenten der Herrschaft, in dem es selbst zur Autorität wird.
2. In der antiautoritären Rebellion richtete sich der Protest scheinbar gegen jede Form der Autorität. Aber für die meisten Studenten und Oberschüler behielt die Rebellion wesentliche Merkmale der infantilen Auflehnung gegen die Eltern. Im Akt der Auflehnung fühlte man sich zugehörig zum „antiautoritären Lager“, aber die mangelnde Klarheit der Ziele und die organisatorische Unstruktur verließ der Identifikation nach wie vor personalen und nicht kollektiven Charakter. Die Rebellen blieben weitgehend abhängig von Führerfiguren, als deren Exponent Rudi Dutschke steht. Diese personale Identifikation hat ihre Berechtigung. In einer Übergangsphase, in der sich kollektive Autorität als Einheit der Theorie und Verbindlichkeit der Organisation noch nicht auf einer Massenbasis entwickelt hat, kann die Identifikation mit einer Idealfigur als

psychische Stütze für das rebellierende Individuum unumgänglich sein (Mao erfüllte für die chinesischen Rotgardisten diese ichtstützende Funktion, in dem sie sich in ihrem kulturrevolutionären Kampf gegen die bürokratisierten Funktionäre auf die Autorität seiner Lehre berufen konnten.)

3. In einem an der Basis arbeitenden Kollektiv ist der Abbau personaler Autorität durch seine Praxis bestimmt. Die Identifikation mit der Autorität des gesamten Kollektivs erfolgt tendenziell nicht mehr in erster Linie über einzelne Personen, sondern durch die Gleichheit des Handelns in gemeinsamen Aktionen. Je mehr die Binnenherrschaft der Organisation abgebaut wird, desto effektiver werden die individuellen Lernprozesse. Damit steigt die subjektive Befriedigung, die wiederum die Identifikation mit dem Kollektiv befördert. Der größere Lustgewinn in der gemeinsamen Arbeit ermöglicht, wenn er kontinuierlich erfahren wird, individuelle Veränderungsprozesse. Sie führen zu eine Stärkung der Ich-Funktionen, die gerade die psychische Voraussetzung dafür ist, daß die Identifikation nicht auf das unmittelbare Kollektiv beschränkt bleibt, sondern auf die gesamte kämpfende Klasse ausgedehnt werden kann.

Wir meinen nun, daß diese individuellen Veränderungsprozesse selbst bewußt gemacht werden müssen, um den Kampf zur Überwindung der bürgerlichen Strukturen gezielt führen zu können. Dazu genügt die politische Organisation alleine nicht. Der Kampf gegen die bürgerliche Ideologie muß ständig ausgefochten werden und alle gesellschaftlichen Bereiche umfassen. Wenden wir den Begriff der Kulturrevolution konkret auf unsere Fragestellung an, so heißt das, daß eine politische Organisationsform wie die oben beschriebene alleine niemals gewährleistet, daß die bürgerliche Struktur und das bürgerliche Bewußtsein der Genossen nachhaltig verändert werden. Die kollektiven Tendenzen müssen bewußt auch außerhalb des direkten politischen Kampfes organisiert werden. Überlassen wir die Erholung in der Freizeit der kapitalistischen Industrie, überlassen wir die sexuellen Bedürfnisse der Individuen und die Erziehung der Kinder weiter der Kleinfamilie, dann werden die bürgerlichen Tendenzen in der politischen Organisation immer wieder vordringen und die Entwicklung von Solidarität hemmen und zurückwerfen. Die Entwicklung eines nichtkapitalistischen Gegen-

milieus ist deshalb für uns notwendiger Bestandteil des politischen Kampfes. Von hier aus läßt sich die Funktion von Kommunen neu bestimmen.

Die neue Qualität von Kommunen

Es erscheint sinnvoll, daß in Kommunen Menschen zusammenleben, die ein gemeinsames politisches Praxisfeld haben. Kommune wäre als Ergänzung der politischen Organisation zu bilden, keinesfalls als deren Ersatz. Innerhalb sozialistischer Organisationen könnten Kommunen den subjektiven Emanzipationsbedürfnissen Rechnung tragen, indem sie die differenzierten individuellen Erwartungen und Wünsche aufnehmen, für die jede politische Organisation zu grobmaschig ist. Erst die gemeinsame Tätigkeit in einer Betriebs- oder Basisgruppe, auf dem Gebiet der sozialistischen Erziehung oder in anderen Sektoren sozialistischer Praxis gibt dem Kommune-Kollektiv einen Rahmen, von dem die Regelung der Alltags-Organisation und eine Interpretation der Konflikte ihre zweckbezogene Orientierung erhalten. Die psychischen Konflikte in der Kommune werden durch die gemeinsame politische Arbeit versachlicht. Es ist immer noch notwendig, Regelungen für diese Konflikte zu finden, aber diese Methoden brauchen sicher nicht die individuelle Kindheitsgeschichte durchzuarbeiten, um relativ erfolgreich zu sein. (Wir müssen daran erinnern, daß wir in der Kommune 2 zu dem Versuch einer „wilden“ Analyse gerade deswegen getrieben wurden, weil wir keine gemeinsame politische Arbeit entwickeln konnten.) Ist die politische Organisation klar als primärer Bezugspunkt erkannt, so kann die Kommune einen erheblichen Beitrag dazu leisten, individuelle Bedürfnisse rationaler daraufhin zu überprüfen, wieweit ihre Verwirklichung dem politischen Interesse entgegensteht – und helfen, unter Umständen auf ihre Durchsetzung zu verzichten, ohne sie verdrängen zu müssen. Das betrifft zum Beispiel den Verzicht darauf, sich Luxus-Konsumgüter individuell anzueignen oder die Befreiung der Sexualität in den entfremdeten Formen von Partnertausch anzustreben. Eine derart funktional bestimmte Kommune gewährte ihren Mitgliedern sowohl psychische Erleichterung als auch Hilfe bei der Veränderung bürgerlicher Bewußtseinsinhalte.

Was wir von unseren positiven Erfahrungen an anderen Kommunen

relativ gesichert überprüfen konnten, betrifft zwei Gebiete: die Organisation des Konsums und die Erziehung von Kindern. (Das gilt für Kommunen mit relativer sozialer Homogenität und gleichen politischen Interessen.) Wir wollen sie hier – unter dem Gesichtspunkt der Neubildung von Kommunen mit den angeführten, politisch-funktionalen Zielen – kurz zusammenfassen:

Die Möglichkeit, den Konsum in der Kommune rationeller zu organisieren und einen Teil der gesellschaftlichen Rollenzwänge zwischen Mann und Frau aufzuheben, ist im 3. Kapitel ausführlich beschrieben. Es ist sicher, daß die bei uns relativ problemlose gemeinsame Kasse nicht das normative Modell für andere Wohnkollektive abgeben kann. Wo größere Unterschiede im individuellen Einkommen bestehen, wird es schwieriger sein, das gesamte Geld kollektiv zu verwalten. Wo Geld in einer entfremdeten Arbeit in der Produktion oder in Institutionen sauer verdient werden muß, nimmt es psychisch als einzige Gratifikation für die tägliche Mühsal einen höheren Wert an, als es für uns in einer relativ privilegierten ökonomischen Situation der Fall war. Würden in diesem Fall Mitglieder einer Kommune verlangen, alles Geld von Anfang an in eine gemeinsame Kasse einzubringen, würde das für andere möglicherweise einen unerträglichen Zwang bedeuten. Es ist daher empfehlenswert und wird auch in vielen Wohnkollektiven so praktiziert, daß zunächst alle Mitglieder nur einen bestimmten Betrag ihres Einkommens in die Kommune-Kasse zahlen, etwa für Miete oder Lebensmittel. In dem Maße, in dem die Integration des Kollektivs fortschreitet, kann die Kollektivierung der Finanzen ausgedehnt werden.

Die Hypothesen über eine progressivere Kindererziehung, die wir im 4. Kapitel vorläufig aufgestellt haben, dürften in dem Maße modifiziert werden, in dem die linke Bewegung zu einer sozialistischen wird. Vor allem betrifft das die Tendenz zu einer Abschließung gegenüber der äußeren Realität, die in der Erziehungspraxis mancher Westberliner Kinderläden zu beobachten war. Nicht immer sind die Kinderläden der Gefahr entgangen, die privilegierte Situation der bürgerlichen Kinder gegenüber den Kindern der Arbeiter noch praktisch zu vergrößern und dies in einem falschen Modell antiautoritärer Erziehung theoretisch zu zementieren. Ihre äußerste Konsequenz fand diese Tendenz in dem Projekt einer „Gegenschule“ für die Kinder linker Eltern. Es scheint

sich aber allmählich in Westberlin die Auffassung durchzusetzen, daß die Etablierung linker Elite-Ghettos die Trennung zwischen kritischer Intelligenz und Arbeiterklasse weiter zu verfestigen droht. Richtiger ist es daher, Konzepte zu entwickeln, wie eine sozialistische Erziehung die Kinder auf die Situation in den normalen Schulen vorbereiten kann. Ihr Maßstab wäre, wieweit sie es den Kindern ermöglicht, kollektives Bewußtsein und Solidarität auch über die eigene soziale Gruppe auf die Kinder sozial unterprivilegierter Klassen auszudehnen, denen das bürgerlich normierte Leistungssystem die Oberschulen und Universitäten immer noch weitgehend verschließt. Die aus den verbindlicheren Organisationsformen erwachsende größere Kontinuität und Homogenität der Kommunen scheint ein Problem zu verringern, das in den bisherigen Wohnkollektiven die Erziehung äußerst nachteilig beeinflußt hat: die aus der Verschiedenartigkeit der Interessen resultierende Diskontinuität der Zusammensetzung. Eine gewisse zeitliche Dauer des Elternkollektivs und eine stabilere Gemeinsamkeit der Interessen ist mit Sicherheit notwendig, um auf die Dauer günstigere Resultate in der Kindererziehung zu erzielen als in der Familie.

Unter den genannten Bedingungen läßt sich die generelle Aussage machen: Die Verminderung der individuellen Zwänge zur Beschaffung von Geld und der Sorge um die Kinder senkt in der Kommune den psychischen Druck und erlaubt es, die produktive Energie zu erhöhen. Im allgemeinen dürften die Konflikte, die durch die kollektive Regelung dieser Bereiche neu auftreten, rationaler und unter geringeren psychischen Kosten zu regulieren sein, als diejenigen, die für die Kleinfamilie typisch sind.

Problematischer ist es, etwas Eindeutiges über die positiven Wirkungen des kollektiven Lebens auf die Sexualität zu sagen. Auf diesem Gebiet kontrastieren die Erwartungen auf größtmögliche subjektive Befriedigung wahrscheinlich am stärksten mit dem, was die Kommune zu leisten vermag. Zweifellos ist ein Wohnkollektiv für Schüler und Lehrlinge, die in der Familie oder in Heimen unter unmittelbarer Repression leiden, eine sinnvolle Möglichkeit, sich einen sexuellen Freiheitsraum zu schaffen. Die juristische und ökonomische Abhängigkeit, die Schwierigkeit für Jugendliche, geeignete Räume zu finden, beschränkt allerdings die Chance, dauernde Jugendkommunen einzurichten. In der Mehrzahl der Fälle werden Schüler und Lehrlinge nur für

kürzere Zeit in Wohnungen leben können, die von älteren Genossen gemietet wurden. Hier geht es uns in erster Linie um Kommunen, die langfristig zu stabilisieren wären und die in der Tat Familienformen ersetzen können.

Für viele wird der Wunsch nach einer befreienderen Sexualität das Hauptmotiv für ein kollektives Wohnen bleiben. Wahrscheinlich aber ist es in der Gegenwart nicht möglich, diesen Wunsch durch promisküöse Verbindungen in der Kommune zu befriedigen. In der Praxis aller uns bekannten Wohnkollektive hat es nie für längere Zeit so etwas wie eine Gruppen-Sexualität gegeben. Offensichtlich entspricht die psychische Struktur der meisten Menschen in unserer Gesellschaft dem Bedürfnis nach sexueller Promiskuität zu wenig, um sie zum Modell eines freieren Zusammenlebens jetzt schon machen zu können.

Worin liegt dann zur Zeit die befreiende Wirkung der Kommune für die sexuellen Beziehungen? Unsere Erfahrungen dabei lassen sich in zwei Richtungen beschreiben: Das Zusammenleben in einer Gruppe schafft Voraussetzungen für ein befriedigenderes, länger dauerndes Liebesverhältnis zwischen zwei Menschen, was offenbar unserer Bedürfnisstruktur am gerechtesten wird. Es besteht eine größere Chance für eine menschliche Beziehung, die nicht so sehr durch äußere Zwänge bestimmt und zementiert wird, sondern durch das Interesse an der Person des Partners, und die wahrscheinlich auch weniger irrational zu lösen ist, wenn das sinnliche Interesse aneinander erlischt. Diese positive Wirkung resultiert daraus, daß die Verquickung der sexuellen Beziehung mit der Ökonomie und den sozialen Rollentrennungen im Haushalt und bei der Kindererziehung abgebaut wird. Darüber hinaus schafft die Gruppe eine günstige Randbedingung für befriedigende sexuelle Beziehungen, wenn sie die völlige Verstrickung der Partner in falsche Erwartungen und gegenseitige Schuldgefühle verhindert. Das geschieht schon dadurch, daß man sich kollektiv mit den auftauchenden Konflikten beschäftigt. Dadurch werden beide gezwungen, sich mit den Projektionen (Idealvorstellungen, Vater- und Mutterübertragungen) auf den jeweiligen Partner auseinanderzusetzen. (vgl. Kapitel VI, „Konflikte und Lösungsversuche“.) Der Beitrag der Kommune zur Befreiung der Sexualität ist also gewiß begrenzt. Doch sie kann hier wie auf den anderen Gebieten etwas Entscheidendes leisten, wenn sie die Verdrängungen aufhebt und Schuldgefühle verringert.

Es wird im Kapitalismus nicht gelingen, das persönliche Leid abzuschaffen. Es kommt darauf an, die Quellen dieses Leides in dem bestehenden Zustand der Gesellschaft bewußt zu machen. Aber um uns zu einer kontinuierlichen Arbeit an der Abschaffung der gesellschaftlichen Unterdrückung zu befähigen, bedarf es der Beseitigung der schlimmsten Arbeits- und Liebeshemmungen. Es wird dazu – bis auf schwere neurotische Fälle – nicht nötig sein, die ganze Lebensgeschichte aufzudecken und neu zu verarbeiten, wie wir es, orientiert an Methoden der Psychoanalyse und mangels einer kollektiven politischen Praxis, versucht haben. Es ist aber nach unseren Erfahrungen notwendig, daß Methoden entwickelt werden, mit denen in der Gruppe Affektsperrn und individuelle Verkrampfung überwunden werden können. Vielleicht ließe sich eine Spieltheorie entwickeln, mit der sich gezielt individuelle Affektsperrn durch gemeinsames Probehandeln in einer Spielsituation abbauen ließen. Was dadurch an Sensibilität und größerer Kommunikationsfähigkeit gewonnen würde, käme der Qualität unserer politischen Arbeit zugute. Alternativerfahren in Kommunen, verbunden mit den Alternativerfahren im politischen Kampf erst könnten Prozesse in Gang setzen, in denen die bürgerliche Ideologie und die individualistische psychische Struktur nachhaltig überwunden würden.